

HD WIDENER



HW SPSR S

48594.8

Harvard College Library



FROM THE BEQUEST OF

GEORGE FRANCIS PARKMAN

(Class of 1844)

OF BOSTON

A fund of \$25,000, established in 1909, the income
of which is used

for the purchase of books for the Library"



Charpie.

Eine Sammlung vermischter Aufsätze

von

Karl von Holtei.

Erster Band.

Charpie.



Eine Sammlung vermischter Aufsätze

von

Karl von Holtei.



Erster Band.



Zum Besten des Schlesiſchen Central-Frauen-Vereines
für verwundete Krieger.



Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1866.

485X4.8

9



G. F. Parkman fund
(2 vol)

Seiner Majestät

meinem allergnädigsten Könige und Herrn

in

ehrfurchtsvoller Liebe und Treue!

H.

V o r w o r t.

Der „Gesamtausgabe“ meiner „erzählenden Schriften“ noch eine Sammlung hier und da zerstreuter, kleinerer Aufsätze anzuhängen, bin ich längst Willens gewesen; hab' es jedoch aufgeschoben, weil immer neue Arbeit dazwischen kam.

Jetzt gerade wollt' ich Ernst machen. Geht es doch mit raschen Schritten dem Grabe zu; ist es doch hohe Zeit vorher vollends aufzuräumen; und ließ doch die liebe Eitelkeit hoffen, jener Gesamtausgabe gütige Besitzer würden nicht abgeneigt sein, durch des alten Plauderers Nachlaß dieselbe zu vervollständigen! —

Und da ich nun rings umher mit vollen Händen für den edelsten aller Zwecke spenden sah, meine eigenen Hände aber leer waren . . . was natürlicher, als der Wunsch: wenigstens etwas darbieten zu können? Sei's mit leeren Händen, doch aus vollem Herzen?

So entstanden aus „Bermischten Aufsätzen“ zwei Bändchen Charpie.

Dieser Titel scheint mir passend gewählt.

Denn woraus wird, was man Charpie nennt?

Sie soll von schon getragenen Leinenzeug gezipft, selbiges soll aber zuvor möglichst sauber gewaschen und gereinigt sein.

Nachstehende Aufsätze sind zum größeren Theile auch bereits „getragen“; das heißt, sie erschienen gedruckt in verschiedentlichen Zeitblättern, Wochenschriften, Monatsheften, Almanachen und Sammelwerken. Auch sie wurden neuerdings, bevor ich sie zur „Charpie“ verwendete, gereinigt, — überarbeitet — erweitert — verkürzt. Mehrere davon sind durch öffentliche Vorträge lebendig geworden, haben Anklang gefunden, und hoffen, als alte Bekannte, auf herzliche Begrüßung.

Sie stellen sich durchaus nicht in chronologischer Reihenfolge ihres Entstehens ein. Es ist nicht zierlich gepflückte „Sieb-Charpie“; keine sorgsamlich mit geglätteten Fäden in Bündel geflochtene!

Nein, um beim Gleichniß zu bleiben: ganz gewöhnliche, ungebundene, durcheinander-geworfene; wie der Wundarzt sie rasch herausgreift, nach Bedürfniß des Momentes.

Leere Stunden können auch Wunden schlagen. Wolle der Leser auf manche solche leere Stunde eine Hand voll meiner Charpie legen!

Und gebe Gott, daß dieses Buches Ertrag, nach Abzug der Papier- und Druckkosten, hinreiche, wenigstens Einigen unserer verstümmelten Helden Freude und Unterstützung zu bringen.

H.

Subscribenten = Verzeichniß.

	Expl.
G. P. Aderholz' Buchhandlung in Breslau für	
Aug. Klapper in Neurode	1
Nessel, Kreis-Richter in Frankenstein	1
Bejcke, Gutsbesitzer in Neualtmannsdorf bei Münsterberg	1
Ehiel, Dom-Capitular in Breslau	1
Aug. Afermann, Kaufmann in Jauer	1
Gebr. Alberti in Waldenburg i. Schl.	2
Appun's Buchhandlung in Bunzlau für	
Applicant Jung in Goldberg	1
Frau Lieutenant Plumé in Thiergarten	1
Arnoldische Buchhandlung in Dresden	1
J. Böhmiq in Pulsnitz	1
v. Aulock, Kgl. Kammerherr und Landesältester in Costau b. Pitschen	1
Kummann, Herzogl. Revierrförster von Sühwinkel pr. Dels	1
Bach'sche Buchhandlung in Dresden für	
Herrn Vieberstedt in Niederlösnitz	1
Frau Generalin Friederike v. Bila, geb. Frelin v. Rahlben in Dresden	1
Ingenieur Fischer in Dresden	1
Fr. verw. Forstinspector J. Theresia Gottshall in Dresden	1
v. Graeve, Kgl. Preuß. Rittmeister a. D. in Dresden	1
Hrl. Günz in Dresden	1
Hd. Haupt in Dresden	1
Fr. v. Heyden, Kgl. Preuß. Prem.-Lieut. a. D. in Dresden	10

C. A. Hippe, Advocat und Notar in Dresden	1
Fr. Hottenroth, geb. Willert, in Dresden	1
F. W. Hübel in Dresden	1
Fr. Oberstin v. Svernöis, geb. Frein v. Loën in Dresden	1
Frl. Hel. Klemm in Dresden	1
Dr. Knorr, Stabsarzt in Dresden	1
Rathsregistrator Herm. Krebs in Leisnig	1
Frl. Adele Leßmann in Dresden	1
Frl. Mechau in Dresden	1
Fr. verw. Marie Müller in Dresden	1
Neumann & Päßler, Buchdruckereibesitzer in Dresden	1
Frl. A. Otto in Dresden	1
Mor. Roffner, Kaufm. in Dresden	1
Frl. A. v. Schäßell in Dresden	1
Fr. Justizräthin Dr. Schmidt in Dresden	1
Schöpffer in Dresden	1
v. Schreibershofen, Gener.-Lieut. Excell. in Dresden	1
Frl. Am. Streubel in Dresden	1
Der Turn-Verein zu Neu-Antonstadt in Dresden	1
Fr. Secretair Vogel in Dresden	1
L. B. in Dresden	1
N. N. in Dresden	1
Abolf Baedeker, Buchhändler in Rotterdam	1
Ab. Bänder, Buchhändler in Brieg, für	
H. Rohrig, Tuchfabrikant in Brieg	1
Pohl, Organist in Brieg bei Brieg	1
Gm. Bänisch, Hofbuchhandlung in Magdeburg, für	
Gm. Bänisch, Königl. Hofbuchhändler in Magdeburg	1
G. Barnewitz, Hofbuchhandlung in Neu-Strehlitz	2
Kud. Bauer, Buchhandlung in Leobschütz, für	
K. Bauer, Buchhändler in Leobschütz	1
Leop. Goldberger, Kaufmann in Leobschütz	1
Das Königl. Kath. Gymnasium in Leobschütz	1
Wendelin Füttner, Pfarrer in Schönau	1
S. Menzel, Apotheker in Leobschütz	1
Pfaßl, Reg.-Rath in Leobschütz	1
Dsw. Scholz, Apotheker in Leobschütz	1

Baum, Fürstl. Dom.-Pächter in Fürstl. Neudorf bei Bralin . . .	1
R. Baumeister, Buchhändler in Lauban	1
Baumeister, Major in Warmbrunn	1
Baumgarten, Pastor in Gr.-Mellen b. Beyerisdorf in Pommern	1
Exer I., Prem.-Lieut. und Comp.-Führer im 4. Oberchl. Infant.- Regt. Nr. 63 in Reiffe	1
Amanda Becker, Gutspächterin in Liebenzig b. Kontopp . . .	1
Sej. Becker, Kgl. Förster in Schmograu b. Bernstadt i. Schl. . .	1
Alb. Becker in Warstein (Westphalen)	1
Erh. Ulrice v. Beerfelde, in Liebenow b. Dühringshof, Reg.-Bez. Frankfurt a. D.	1
B. Behr's Buchhandlung in Berlin	1
E. Berger, Buchhändler in Guben, für Ed. Berger, Buchhändler in Guben	1
Bejler'sche Buchhandlung in Berlin	1
Bial & Freund, Buchhändler in Breslau	1
M. Bielschowsky, Apotheker in Punitz	1
Prinzeß Biron v. Curland in Poln. Wartenberg	5
v. Bodelschwingh, Landrath in Hamm, Stdt.	1
Bojanowski, Kgl. Kreis Steuer-Einnehmer in Neumarkt i. Schl.	1
Carl Bolik in Cosel D. S.	1
Dok. Bonde, Hofbuchhandlung in Altenburg, für I. Hoh., Fr. Agnes, Herzogin zu Sachsen-Altenburg in Altenburg	3
Bopes & Geisler, Buchhandlung in Hamburg	2
L. C. Brachvogel, Schriftsteller in Berlin	1
v. Brandenstein, Lieutenant im 1. Schles. Jäger-Bat. Nr. 5, 9. Div., 5. Armee-Corps	1
Breithaupt, Ober-Controleur in Ratibor	1
Siegmund Bremer, Buchhändler in Stralsund	1
Hr. Bruhn's Buchhandlung in Braunschweig für E. Böttcher, Kaufm. in Helmstedt	1
Harald Bruhn, Buchhändler in Braunschweig	1
Fr. v. Cramm-Rhode in Braunschweig	1
H. Cruse, Kreis-Direktor in Helmstedt	1
Dr. phil. Dauber in Helmstedt	1
Fr. M. Degener in Braunschweig	1
Degener, Kreisrichter in Helmstedt	1

v. Chappuis, Rechtsanwalt und Notar in Waldenburg i. Schl.	1
E. Charlier, Wagemeister in Antonienhütte D. S.	1
F. Clar's Buchhandlung in Oppeln	1
Clar's Buchhandlung in Gr.-Strehlitz für	
Hrl. Breittkopf in Gr. Strehlitz	1
Hrl. Emma Sajchowitz in Kosmirka	1
Justus, Oberamtmann in Warmuntowitz	1
Clauéniger, Bauführer in Rattowitz	1
M. Cohn, Buchhändler in Liegnitz, für	
Beyer, Buchdruckereibes. in Steinau a. D.	1
Fr. Brüstlein, Rittergutsbes. in Lamperdsdorf b. Steinau a. D.	1
M. Cohn, Buchhändler in Liegnitz	1
Jänich, Mühlenbaumeister in Liegnitz	1
v. Knobelisdorf, Kammerherr in Liegnitz	1
Köhler, Silberwaaren-Fabrikant in Liegnitz	1
Quoss, Rittergutsbes. in Brockendorf	1
Hrl. Paul. Rosemann in Liegnitz	1
Hrl. v. Seelstrang in Liegnitz	1
Fr. Rittergutsbes. Lieutn. Zahn in Jeschkendorf	1
Conrad, Calculator in Strehlen	1
v. Cramon, Rittergutsbesitzer auf Schloß Schurgast b. Schurgast	1
Craz & Gerlach, Buchhandlung in Freiberg	1
Crenz'sche Buchhandlung in Magdeburg für	
Crenz'sche Buchhandlung in Magdeburg	1
Dr. Silberschlag, Gerichts Rath in Magdeburg	1
Dannenberg & Dühr, Buchhandlung in Stargard i. Pommern.	1
E. Deichsel, Pharmaceut in Barmen (Wupperfeld)	1
Hrl. Amalie Derzewska in Christburg, Westpr.	1
Deuerlich'sche Buchhandlung in Göttingen	1
Aguste Dewald in Ruda	1
Hr. A. Dittrich in Czienkowitz bei Poln. Neufirch	1
Hülfer, G., Buchhändler in Breslau	1
Dämmler's Sortiments-Buchhandlung in Berlin für	
Frau Caspar in Berlin	1
Dziuba, Kreis-Gerichts-Rath in Rosenberg D. S.	1
H. Ebbecke, Buchhändler in Lissa, für	
Berner, Apotheker in Rawicz	1

Graf v. Egloffstein in Arklitten bei Gerdauen	1
Engelken, Oberförster in Kgl. Dombrowka bei Carlshöhe D./S.	1
G. Engelmann, Buchhändler in Riga	1
Ad. Enßlin, Buchhändler in Berlin	1
Fr. Friedrich Ertel in Hamburg	3
M. Färber, Buchhandlung in Gleiwitz, für Fr. v. Paczénzka, geb. Freiin v. Welczel in Knurrow	3
Rybka in Gleiwitz	1
Warmbrunn, Glasfabrikant in Wessola	1
Frl. Pauline Feldner, in Rödninghausen b. Bünde i./Westph.	1
Felßmann, med. chirurg. in Dittmannsdorf b. Waldenburg i./S.	1
H. Fiedler's Buchhandlung in Breslau	1
Bruno Finger in Neumühle bei Plegnitz	1
Fischer, Kgl. Polizei-Districts-Commissar und Polizei-Anwalt in Dusznik	1
E. Fleck, Dr. med., Director der Privat-Irren-Anstalt in Schmie- deberg i./Schl.	1
Auguste Fleischer, Mühlenbesitzerin in Deutsch-Lissa	1
H. Fleischer, Apotheker in Rauden D./S.	1
Jules Fonrobert, Fabrikbesitzer in Berlin	1
W. Förster, Buchhändler in Beuthen, für Burchardi, Forstinspector in Neudeck	1
Linke, Baumeister in Beuthen D./S.	1
Franck, Commerzien-Rath in Breslau	3
Frau Generalin v. Fransecky, geb. Freiin v. Preuschen-Liebenstein in Magdeburg	1
Dr. R. Friedenthal, Landrath a. D., in Giesmannsdorf b. Reiffe	5
Aug. Friedrich in Giesmannsdorf bei Reiffe	1
Fuhrmann, Hüttenmeister in Poprozan bei Eichau	1
B. Fürstenthal, Buchhandlung in Sagan, für Dr. Beerel in Sagan	1
Paul Fürstenthal, Buchhändler in Sagan	2
Frl. Hedwig Gäde in Ohlau	1
E. Gasmann, Buchhändler in Hamburg	3
G. Gastrow, evang. luth. Pastor in Strehlen	1
Frl. Maria Gebhard in Riemberg bei Kroitzsch	1
H. Gebhardi, Buchhandlung in Brieg	2

Dr. George in Zoppot	1
A. Gerlach & Comp. in Reichenbach i. Schl.	1
Gerstenberg'sche Buchhandlung in Hildesheim	1
H. Giersberg in Platkawe b. Sulmierzyce	1
Wagel, Reg.-Affessor u. Special-Commis. in Creuzburg D. S.	1
Dr. Wagel, Knappschafftsarzt in Malapane	1
Wlogner, Rentmeister in Ruppertsdorf b. Strehlen	1
Ferd. Wolberjuch in Gleiwitz	1
J. Gorezki's Buchhandlung in Beuthen für	
J. Gorezki, Buchhändler in Beuthen D. S.	1
Ob.-Snjp. Sack in Hubertushütte	1
Apotheker Görlich in Rayersdorf b. Landeck i. Schl.	1
Goschorsky's Buchhandlung in Breslau für	
Dickhuth, Stadtrath in Breslau	1
Frau Gräfin v. Frankenberg in Zinowitz	1
Frl. Alexandrine Friesner in Breslau	1
Frosch, Oberamtmann in Braunsig	1
Frl. Amalie Gombert in Breslau	1
v. Goertz, Geh. Reg. Rath in Breslau	1
A. Goschorsky's Buchhandlung (L. F. Maske) in Breslau	2
Madame Goschorsky in Breslau	1
Gottschling, Oberamtm. in Glischwitz b. Trachenberg	1
Grempler, Dr. med. in Breslau	1
Frl. Hauffer in Breslau	1
Frau Geh. Commerzr. v. Löbbecke in Breslau	1
L. Maske, Buchhändler in Breslau	1
Dittow, Kreis-Gerichts-Direktor in Landeshut	1
Frl. Post in Breslau	1
v. Prigelwitz in Bad Königsdorf b. Zastrow	1
Rupprecht, Fr. Landrätthin in Breslau	1
Schwarz, Appell.-Ger.-Rath in Breslau	1
Frau Gräfin Charlotte v. Seherr-Thoh in Breslau	1
Frau v. Steun in Breslau	1
Frl. Zaepfel in Breslau	1
Bankier Alfr. Gradenwitz in Berlin	1
H. v. Grape in Berlin	1
Hr. Grauer, Rechtsanwält in Kempen	1

Sof. Graveur's Buchhandlung in Reiffe für	
Fr. v. Humboldt sen. in Dittmachau	1
Kahn, Gutspächter in Carlowitz	1
Dr. Zafra, Director in Reiffe	1
H. Gregor in Freiburg i. Schl.	1
W. Greven's Buchhandlung in Cöln	1
Fr. Usla Groß, geb. Müllner in Rybna bei Friedrichshütte	1
F. Grosse, Förster i. Mellendorf pr. Langfetersdorf (Kr. Reichenbach)	1
G. Grote'sche Sortiments-Buchhandlung in Hamm	1
Grüneberger & Comp., Buchhandlung in Dels, für	
v. d. Berswordt, Landrath in Schwierse	1
Grüneberger, Buchhändler in Dels	1
C. Hahn, Gutbesitzer in Schmarse h. Dels	1
Hohenthal, Hofprediger in Dels	1
Prätorius in Breslau	1
Frl. v. Rosenberg-Livinsky in Gutwohne	1
Frl. v. Schelha in Dels	1
Fr. Schmiedel, Justizräthin in Dels	1
Stephan, Inspector in Gutwohne	1
Laesler, Pastor in Schmollen bei Dels	1
Gsellius'sche Buchhandlung in Berlin	2
H. Günther, Kaufmann in Hirschberg i. Schl.	1
H. Günzel-Becker, Apotheker in Wohlau	1
H. Haase, Kaufmann in Breslau	1
Frz. Hagen, Pharmaceut in Waldenburg i. Schl.	1
Sul. Hainauer, Buchhandlung in Breslau, für	
Sof. A. Cohn in Breslau	1
Julius Hainauer, Buchhändler in Breslau	2
Fr. v. Krigar in Breslau	1
v. Mutius, Exc., General in Breslau	2
Eh. Poser in Breslau	1
Ed. Hampe, Buchhandlung in Bremen, für	
Ed. Hampe, Buchhändler in Bremen	1
M. W. Schlenker in Bremen	1
H. Handel, Buchhandlung in Ober-Glogau, für	
Bruck, Destillateur in Ober-Glogau	1
Cassirer, Brauereibesitzer in Ober-Glogau	1

Heinr. Handel, Buchhändler in Ober-Glogau	1
Perseke, Rentmeister in Ober-Glogau	1
Händler, Decon.-Rath in Bissa i. Schl.	1
Alex. Harmuth, Rfm. in Freywaldbau, Reg.-Bez. Liegnitz	1
H. Harraß in Potsdam	1
Häffer, Hauptrendant der Ostpreuß. Südbahn in Königsberg i. Pr.	1
Se. Durchl. Fürst H a p p e l d t in Trachenberg	5
v. Hauteville, Kgl. Justizrath in Trebnitz	1
Hecker, Kgl. Dom-Amts-Polizei-Verwalter in Neusalz a. D.	1
Edw. Heege, Buchhandlung in Schweidnitz für	
Fr. Geh.-Rath Kulmiz in Ida-Marienhütte	1
Fr. Marie v. Lieresß in Wilkau	1
Sehler, Oberförster in Ober-Weistritz	1
Dr. Heiberg's Buchhandlung in Schleswig	2
H. D. Hein's Erben in Fraustadt	1
Heinrichshofen'sche Buchhandlung in Magdeburg	1
Heinze, Ober-Amtmann in Maczeykowitz bei Königshütte	1
Dr. Wilh. Hemsen in Cöln	2
H. Henning's Buchhandlung in Reiffe für	
Theodor Henning's, Buchhändler in Reiffe	2
Dr. Kasper, Sanitätsrath und Kreisphys. in Reiffe	1
Herold'sche Buchhandlung in Hamburg	1
H. Herrosé, Buchhändler in Wittenberg	1
H. H. Heuser's Buchhandlung in Neuwied für	
Edw. Heuser, Buchhändler in Neuwied	1
v. Hendebrand u. d. Raja, Rittmeister in Nassafel b. Ramslau	1
H. Hiersemengel's Buchhandlung in Zauer für	
Justizrath v. Müßjch e f a h l in Zauer	1
H. H. Hildebrand, geb. Strach, Rittergutsbes. in Freiburg i. Schl.	1
H. H. Hildebrand's Buchhandlung in Schwerin für	
E. v. Kampß in Schwerin	1
Fr. Lodoiska Schlöpke in Schwerin	1
H. H. Hiller v. Gärtringen in Neppersdorf b. Zauer	1
H. v. Hindenburg, geb. v. Bolenz in Freystadt i. Westpr.	1
Hob. Hinge's Buchhandlung in Reiffe für	
Fr. Louise Fränkel in Reiffe	1
Fr. Baumeister Hartmann in Reiffe	1

Böhl, Senator in Meisse	1
Willimet, Rechtsanwält und Notar in Meisse	1
Hirschwald'sche Buchhandlung in Berlin für Fr. Aber in Berlin	1
Hirt'sche Sortim.-Buchhandlung in Breslau für Fr. Fürstin v. Carolath-Beuthen, geb. Grfn. Hasfeld in Carolath	1
Fr. General-Superintendent Erdmann in Breslau	1
Frau Geh. Rätlin Häfer in Breslau	1
Köppel, Ober-Amtm. in Venice b. Krotoschin	1
v. Maassen, Geh. Ob.-Fin.-Rath und Provinzial-Steuer-Dir. in Breslau	1
M. Mälzer, Buchhändler in Breslau	1
Fr. Grf. Praschwa, geb. Grf. Schaffgotsch auf Schloß Falkenberg Graf zu Stolberg in Gnadenfrei	1
Fr. Bar. v. Willamowitz-Möllendorff, geb. v. Weinen auf Schloß Meesendorf	1
Hoffmann, Rittergutsbesitzer in Easterhausen b. Saarau	1
Hoffmann-Scholz, Landrath in Liegnitz	1
Louis Höhne in Giesmannsdorf b. Meisse	1
v. Holwede, Lieutn. im 1. Schles. Jäger-Bat. Nr. 5, 9. Div., 5. Ar- mee-Corps	1
G. Hopf, Buchhändler in Insterburg	1
Frau Kaufmann H. Höpftner in Breslau	1
Horn, Gutspächter in Radenz b. Kozmin	1
Graf v. Hoverden in Hühnern b. Ohlau	2
Huber & Comp., Buchhandlung in Bern, für Fr. Buchhändler Körber in Bern	1
Fr. Oberlehrer Türkheim in Bern	1
D. H. Hünigen, Buchhändler in Hohenstein-Ernstthal	1
H. Jacob, Kunstgärtner in Jannowitz b. Kupferberg t. Schl.	1
Fr. Jacob, Buchhandlung in Torgau für FrL. Clara Eppner in Torgau	1
Lehrer Süptiz in Torgau	1
H. Jacobi Buchhandlung in Wollstein für Fr. Hauptm. Basse in Hammer	1
FrL. Julie Sanke in Breslau	1

John, Rittergutspächter in Welkersdorf b. Langenöls	1
frl. Marie Sokisch in Drieschowiz	1
R. Sowien's Buchhandlung in Hamburg für Wilh. Sowien, Buchhändler in Hamburg	1
I. Ssifakoff, Buchhändler in St. Petersburg	2
I. Sgenplitz in Gr.-Steinersdorf bei Noldau	2
Wilh. Spinger in Berlin	1
frl. Adelh. Kahler in Breslau	1
v. Kalben in Wienau bei Calbe a. M.	1
Dr. Kalkstein, Sanitätsrath in Breslau	2
Kandrey, Gutbesitzer in Meleschowiz bei Laskowitz	1
Lh. Karfunkel, Buchhandlung in Gleiwiz für B. Fränkel, Kaufm. und Kgl. Lotterie-Einnehmer in Gleiwiz Kammel, Lehrer in Bielschowiz	1
Karrasch, Postsecretair in Breslau	1
S. Katscher, Lehrer in Escherbenet bei Blas	1
Lh. Kaul in Großburg bei Strehlen	1
fr. Lh. Kaulfuß, Buchhandlung in Liegniz für Lh. Kaulfuß, Buchhändler in Liegniz	2
fr. Mohrenberg in Liegniz	1
G. Kayser in Ober-Kaiserwaldau	1
Keigel in Neudeck bei Zarnowitz	1
Keil, Wirthschafts-Inspector in Pargau bei Kosenau	1
Keller, Prorector am Kgl. Gymnasium in Ratibor	1
v. Keltzsch, Herzogl. Kammer-Präsident in Dels	1
S. u. Kern, Buchhandlung in Breslau für Rob. Barchowiz, Gutbesitzer in Breslau	1
u. Bial in Dhlau	1
frl. Charl. v. Diemar in Breslau	1
S. u. Kern, Buchhändler in Breslau	2
Keyser'sche Buchhandlung in Erfurt	1
fr. Kienitz, Buchhandlung in Pr. Stargardt für fr. Kienitz, Buchhändler in Pr. Stargardt	1
frhr. v. Kittlitz, Dr. phil., in Liegniz	1
I. Klamt in Saarau bei Königszell	1
K. Klaus, Kgl. Commissionsrath in Zarnowitz	2
Dr. Klein, Pfarrer in Arnoldsdorf bei Ziegenhals	1

Kleiner, Post-Expedit in Stalmierzyce	1
Fr. Lieutn. Kleinmichel, geb. Vorwerk, in Frauenhein bei Dhlau	1
D. Klinkmüller, Buchhandlung in Sorau, für Klinkmüller, Buchhändler in Sorau	1
Schirmer, Kreis-Gerichts-Secretair in Sorau	1
Wirth, Fabrikbesitzer in Frauenmühle bei Sorau	1
H. Knoblich, Dombeneficiat in Breslau	1
Kobliß'sche Buchhandlung in Görlitz für P. D. Diberiau, Kaufmann in Görlitz	1
Hirche, Kantor in Rieslingswalde	1
Fr. Gen. v. Kurowski, geb. v. Berge-Herrndorf in Görlitz	1
Fr. Gräfin Loeben in Nieder-Rudelsdorf	1
Frl. S. v. Schelha, Stiftsdame in Joachimstein	1
Wilh. Koch, Buchhandlung in Königsberg i./Pr.	1
Fr. v. Köckrig, Ehrenstiftsdame z. heil. Grabe in Wohlau	3
Kogler's Buchhandlung in Siegen	1
G. Köhler's Buchhandlung in Lauban für Köhler's Buchhandlung in Lauban	1
Diaconus Spillmann in Lauban	1
Major Wille L. in Lauban	1
Kohn & Handke, Buchhandlung in Breslau, für Heimann, Stadtrath a. D. in Breslau	1
v. Stegmann, Fr. Oberstlieut. in Breslau	1
Komitsch, Pastor in Deutsch-Wartenberg	1
B. König, Rittergutsbes. in Simsdorf pr. Gr. Tinz	1
W. G. Korn, Buchhandlung in Breslau, für Graf Harrach in Gr. Sägewitz	1
Fr. Helene Korn, geb. Eichborn, in Breslau	1
Koschapsky, Amtmann in Ludgierzowitz b. Hultschin	1
Freiin v. Koszoth in Leubus	1
Fr. Bar. v. Kottwitz, geb. v. Eide, in Wohlau	2
Alex. Kracker v. Schwarzenfeld in Otto-Grube b. Stroppen	1
Louise Kranz in Weidewitz pr. Falkenberg D./S.	1
Krause, Lehrer in Fröhlichsdorf b. Freiburg i./Schl.	1
Kretschmer, Kr. Ver. Direktor in Waldenburg	1
G. Kreuschmer, Buchhandlung in Bunzlau, für Prediger Bauer in Gnadenberg	1

Curtius, Bäckermeister in Ob. Gr. Hartmannsdorf	1
George, Bauergutsbes. in Nieder Gr. Hartmannsdorf	1
Christian Gierchner, Bauergutsbesitzer in Ob. Gr. Hartmannsdorf	1
Görlich, Rittergutsbes. in Nieder Gr. Hartmannsdorf	1
Gredsch, Pfarrer in Ober Gr. Hartmannsdorf	1
Heidrich, Inspector in Rothlach b. Bunzlau	1
Frau verw. Mühlenbes. Hermann in Ob. Gr. Hartmannsdorf	1
Herz, Cantor in Ob. Gr. Hartmannsdorf	1
Hilgenfeld, Waisenhauslehrer in Bunzlau	1
Hohlfeld, Apotheker in Bunzlau	1
Huß, Lehngutsbesitzer in Nieder Gr. Hartmannsdorf	1
Jäsch, Kalkofenbes. in Nieder Gr. Hartmannsdorf	1
Klemens Waisenhaus-Oberlehrer in Bunzlau	1
Klingauf, Gerichtsscholz in Ob. Gr. Hartmannsdorf	1
Kloster, Kalkofenbes. in Nieder Gr. Hartmannsdorf	1
Wilh. Künke Bauergutsbes. in Nieder Gr. Hartmannsdorf .	1
Christian Künke, Bauergutsbes. in Ob. Gr. Hartmannsdorf	1
Fr. Oberlehrer Kunth in Bunzlau	1
W. Vietzsch, Kaufmann in Bunzlau	1
Kost, Inspector in Liebichau	1
Heinrich Rötzig, Bauergutsbes. in Ob. Gr. Hartmannsdorf	1
Wilh. Scholz, Gymnasiast aus Ob. Gr. Hartmannsdorf bei Bunzlau	1
Krisch, Kgl. Forst-Kassen-Rendant in Chrzelitz	1
Kropf, Landrichter a. D. in Tonnin b. Codram (Wollin)	1
H. Kuh, Buchhandlung in Reichenbach, für Fr. Kaufmann Illgner in Reichenbach	1
Köpke, Oberamtmann in Peilau	1
H. Kuh, Buchhändler in Reichenbach i. Schl.	1
Reinhard, Partikulier in Reichenbach	1
Fr. Rjm. Roth, geb. Strauß, in Langenbielau	1
Dr. Sabarth in Reichenbach	1
Hil. Anna Kühnel in Falkenberg D. E.	1
Dr. Kursava, Kreisphysikus in Trachenberg	1
E. F. Ruffcher, Buchhandlung in Luckau, für E. F. Ruffcher, Buchhändler in Luckau	1

Dr. Lipfius, Gymnafiallehrer in Luckau	1
Ehriel, Gymnafial-Director in Luckau	1
N. Kymmel, Buchhandlung in Kiew, für Kaulfuß, Ruſſiklehrer in Kiew	1
S. B. Lange, Buchhandlung in Gnefen, für M. Ruſſak in Gnefen	1
Laube, Ober-Staatsanwalt in Bromberg	1
Lebius, verw. Poſtdirector in Rawicz	1
F. Lehmann, Apotheker in Reichenbach i. Schl.	1
B. v. Leibig-Piwnicki in Zawada bei Peiskretſcham	1
Aug. Leiſner, Photograph in Waldenburg i. Schl.	1
Lemon, Paſtor in Nicolai D. S.	1
Otto Lentsch in Leipzig	1
G. B. Leopold's Univerſitäts-Buchhandlung in Koſtock	1
F. C. C. Leuckart, Buchhandlung in Breſlau, für Fr. Clar in Trebnitz	1
Fr. Rfm. Henel in Breſlau	1
Fr. Rfm. Langner in Breſlau	1
F. C. C. Leuckart, Buchhandlung in Breſlau (alleiniger Beſitzer Konſtantin Sander)	1
F. C. C. Leuckart, Buchhandlung in Glaß, für Fr. v. Löbbecke in Eiferödorf bei Glaß	1
F. C. C. Leuckart, Buchhandlung in Gletwitz	2
W. Levysohn, Buchhandlung in Grünberg, für Stoekmer in Grünberg	1
Eduard Liegel, Buchhändler in Klagenfurt	1
Liehr, Kreis-Gerichts-Rath in Trebnitz	1
Linke, Bürgermeiſter in Lützen i. Schl.	1
Lippert'sche Buchhandlung in Halle	1
W. Logier's Buchhandlung in Berlin	2
Loewe, Schulen-Inspector und Pfarrer in Rohnſtock	1
Fr. Lucas, Buchhandlung in Mitau, für Baron Nettelhorſt, Majoratsherr in Schlagunen b. Doblen	5
C. Lüdecke, Kreisbaumeiſter in Breſlau	2
Machmor, Pfarrer in Herrſtadt	1
Majunke, Erzprieſter und Pfarrer in Liſſa i. Schl.	1
Freiin v. Maltiz in Alt-Roſenberg bei Creußburg D. S.	1

D. Martens, Kaufmann in Marienburg W. Pr.	1
Karuschke & Berendt, Buchhandlung in Breslau für Oskar Koch, Kaufmann in Breslau	1
Kromayer, Lehrer und Organist in Breslau	1
H. Rauke Söhne, Buchhandlung in Hamburg	6
Rei. Max & Comp., Buchhandlung in Breslau, für Oberst v. Gontard in Breslau	1
Dr. Göppert, Geh. Med. Rath und Prof. in Breslau	1
Graf v. Hoverden-Plenzen, Kgl. Kammerherr in Breslau	1
Hr. Amtsrath v. Pannwitz, geb. Grfn. Monts in Burgsdorf	1
Hrl. Olga v. Pullett in Breslau	1
Rönkendorf, Prem.-Lieutn. in Sühwinkel b. Dels	1
D. Ray's Leihbibliothek in Chemnitz	1
E. Medlenburg, Buchhändler in Berlin	1
D. Meissner & Behre, Buchhandlung in Hamburg	1
E. Melzer's Buchhandlung in Waldenburg für Fr. Agnes Alberti, geb. Tiedt in Waldenburg	1
Dr. Brade, Bergmeister in Neu-Weißstein	1
E. Melzer's Buchhandlung in Waldenburg i. Schl.	1
Werner, Kaufmann in Alt-Friedland	2
Menzel, Pastor in Paschkermis pr. Trebnitz	1
H. D. Methner, Kaufmann in Breslau	1
Methner, Wirthsch.-Insp. in Gr.-Ellguth pr. Heiderödorf	1
S. Mezke, Kreis-Gerichts-Rath in Sagan	1
H. C. Meyersen., Buchhandlung in Braunschweig, für Hollandt, Obergerichtsadvocat und Notar in Braunschweig	1
Hd. Meyer, Buchhandlung in Cottbus, für Ed. Meyer, Buchhändler in Cottbus	1
Sabisch in Spremberg	1
H. Meyer & Co., Buchhandlung in Königsberg, für Kähler in Rudwinnen	2
Kawalleck in Königsberg i. Pr.	1
Bruno Meyer, Buchhändler in Königsberg i. Pr.	2
Hrl. v. Regelein in Königsberg i. Pr.	1
Hrl. M. v. St. Paul in Säcknis	1
Hr. v. Schmalensee, geb. v. Studnitz in Wilknitt	1
Hrl. M. Stallbaum in Königsberg i. Pr.	1

Fr. Bar. E. v. Stutterheim, geb. Maul, in Dothen . . .	1
Fr. Sulze v. Weiß in Plauen	1
Wirths in Sorquitten	2
Frl. Wipeck in Königsberg i. Pr.	1
Meyer & Zeller's Sortiments-Buchhandlung in Zürich . . .	1
Frau M. Meyerbeer in Berlin	1
Mittler's Sortim.-Buchhandlung in Berlin	2
Möbius, Kgl. Vermessungs-Revisor und Artillerie-Offizier a. D. in Creuzburg D. Schl.	1
Dr. Moll, Sanitätsrath in Nicolai D. S.	1
C. Morgenstern, Buchhandlung in Breslau, für Buchwald III., Stadt-Haupt-Kassen-Rendant in Breslau . .	1
Grünig, Pharmaceut in Breslau	1
Frl. Friederike Kempner, Schriftstellerin in Droschkau . .	1
C. Morgenstern, Buchhändler in Breslau	1
Pauser, Kaufmann in Breslau	1
Fr. Majorin v. Raven, geb. v. Rosenberg-Pipinski, in Postelwitz	1
Morig Eichborn, Rittergutsbesitzer in Hundsfeld	1
Moschner, Rittergutsbes. in Luntschendorf	1
Mücke, Pfarrer in Klutschau b. Ujest	1
Rich. Mühlmann, Buchhandlung in Halle, für Fr. Oberstallmeister v. Glafey in Halle	1
C. E. Müller's Buchhandlung in Bremen	1
H. Müller, Gutspächter in Zolębnica pr. Sarne.	1
Mund, Fr. Majorin in Bärwalde b. Münsterberg	1
C. Münster, Deconomie-Director in Semmelwitz b. Sauer . . .	1
R. Musenberg, Apotheker in Habelschwerdt	1
H. Müssigbrodt, Kaufm. in Greiffenberg i. Schl.	4
C. Mügel, Rittergutspächter in Hennersdorf b. Falkenau . . .	1
H. Nahlick, Buchhandlung in Striegau, für Fischer, Pfarrer in Kuhnern	2
Mantell, Kr.-Ger.-Direktor in Striegau	1
Otto Mendel, Buchhalter in Gutsdorf b. Striegau	1
Fr. Caroline Wagenknecht, geb. Glauer in Rohnstok . . .	1
Rawatzki, Pfarrer in Bralin	1
Reisser, Dr. med., in Charlottenbrunn	1
Frl. Agnes Neumann in Breslau	1

C. Rickelmann, Inspector auf Dom. Bersel bei Kosenau . . .	1
Fr. Chr. Riebel, Geküts-Thierarzt in Mirkau bei Gundsäfeld . . .	1
Marie Niedlich in Rottstock bei Brück	1
G. W. Riemeyer, Buchhandlung in Hamburg, für	
G. W. Riemeyer, Buchhändler in Hamburg	1
Kgl. Geh. Ob. Hofbuchdruckerei in Berlin für	
Th. Baumann in Berlin	1
Fr. Baronin v. Dbernitz in Burgwitz bei Trebnitz	1
Odelga in Neudeck	1
Fr. v. Ohlen in Ossig bei Böhmischohof	1
Dehmigke's Buchhandlung in Berlin für	
Fr. Bankier W. Brose in Berlin	1
Kunze, Kaufm. in Berlin	1
Drell, Fühlst & Comp., Buchhandlung in Zürich, für	
Rob. Kempin, Buchhändler in Zürich	1
Otto, Inspector in Floriansdorf bei Mettkau	1
G. Paetzold, Hütten-Inspector in Ob.-Leschen bei Nied.-Leschen . . .	1
v. Pelczrim, Fortschreibungsbeamter in Lublinitz	1
Grä. Róza Beltasohn in Ostrowo	1
Fr. Gräfin Pfeil in Pleischwitz bei Breslau	1
G. Philipp, Buchhandlung in Frankenstein	2
Éscar, Graf v. Pilati in Schlegel	1
Plahn'sche Buchhandlung in Berlin für	
J. D. Charton in Berlin	1
Fr. Selke in Berlin	1
G. Plahn'sche Buchhandlung in Zauer für	
Fhr. v. Stangen, Direktor der Kgl. Straf-Anstalt in Zauer . . .	1
A. Tiede, Dec.-Beamter in Pöhlwitz	1
Gust. Plettner, Buchhändler in Berlin	1
Éscar Pollack, Kaufmann in Striegau	1
Wille, Rittergutspächter in Laziak b. Gr.-Gorzys D. S.	1
Ed. Sophie v. Poser in Falkenberg D. S.	1
A. Postel in Schmiedeberg i. Schl.	1
Fr. Auguste Präger in Breslau	1
Gust. Prange, Buchhändler in Weizenfels	1
É. Priebatsch, Buchhandlung in Ostrowo, für	
R. Busch in Ostrowo	1

Frl. Auguste v. Brittwitz in Dels i. Schl.	1
Räde, Pastor in Muskau	1
Radeck, fürstl. Revierförster in Dorfbach b. Wüstewaltersdorf . . .	1
Otto Radke, Buchhändler in Essen	1
v. Rappard in Landsberg D. S.	1
Dr. Rabeberg, Geh. Reg.-Rath u. Prof. a. d. Kgl. Forst-Akademie in Neustadt-Eberswalde	1
E. Rehfeld, Buchhandlung in Posen, für Gertrude Hensel in Posen	1
Ernst Rehfeld in Posen	2
Baron Ernst v. Reibnitz in Gr. Grauden b. Gnadenfeld	1
Wilh. Reipert, Post-Expeditour in Neffa	1
Alb. Rejewitz, Buchhandlung in Dypeln, für Fr. Raabe in Dypeln	1
Ehndler, Rittergutsbes. in Gzieschowa	1
Reisner'sche Buchhandlung in Glogau für Reisner, Buchhändler in Glogau	1
Frhr. v. Tschammer in Quaritz	1
Reisner'sche Buchhandlung in Liegnitz	1
Frhr. v. Reiwitz in Wendrin b. Rosenberg D. S.	1
E. Remer, Buchhandlung in Görlich, für Weißler, Pastor in Arnsdorf	1
Remer, Buchhändler in Görlich	1
Fr. v. Rechtritz, Geh. Justizrath in Görlich	1
Fr. Jenny Renner in Hamburg	1
S. Reweck, Kaufmann in Breslau	1
Reymann, Landesältester in Stiebedorf bei Krappitz	1
Fr. v. Ribbeck in Bagow bei Brandenburg a. H.	1
Karl Riebe, Bankier in Berlin	1
Lh. A. Richter, Buchhändler in Friedland	1
Adolf Rölle, Buchhändler in Leobschütz	3
Aug. Rosemann, Handlungs-Commis in Peterzdalbau i. Schl. . . .	2
H. Rosenberg, Buchhandlung in Berlin, für H. Rosenberg, Buchhändler in Berlin	1
Fr. Stadt-Gerichts-Rath Rosenberg in Breslau	1
Rosenthal'sche Buchhandlung in Hirschberg für Werner, Rathsherr in Hirschberg	1

Wiestler, Rechtsanwalt in Hirschberg	1
C. Rudolph, Buchhändler in Landesbüt	2
Rudolph, Pastor in Mondschütz bei Wohlau	1
R. Rudolph, Buchhändler in Hamburg	1
Jul. v. Ruffer, Rittergutsbesitzer in Petersdorf bei Haynau	1
r. Salisch, Landrath in Jeschütz bei Trebnitz	1
r. Sanden in Raudonatschen bei Kraupischken	2
Sattig, Second.-Lieut. im 1. Niederschl. Landw.-Rgt. Nr. 6 in Annaberg i. Schl.	1
Séon Saunter, Buchhändler in Stettin	2
Schäfer, Kreis-Gerichts-Rath in Breslau	1
S. Schäfer's Buchhandlung in Magdeburg für Sofsi, Kaufmann in Magdeburg	2
Sinner, General-Director in Magdeburg	1
S. Schaffer in Cosel	1
Jr. Dr. Schaffranek in Lipine bei Morgenroth	1
Reinh. Scharff, Buchhändler in Greifswald	2
G. v. Schaubert, Landrath und Justizrath a. D. in Obernigk	1
Scheumann & Spiegel, Buchhandlung in Cydtkuhnen für Feodor Gäde in Cydtkuhnen	1
Benedict Rosa in Königsberg	1
Em. Rosa, Canonicus in Cydtkuhnen	1
Friedericus v. Schlüter, emer. Bischof in Ribarty	1
Schwon, Techniker in Rybnik	1
Schletter'sche Buchhandlung in Breslau für Fr. Dora Guttentag in Breslau	1
Heinrich & Otto in Breslau	1
v. Hülsen, Fr. Obristlieutenant, in Breslau	1
A. Schloßmann, Kaufmann in Breslau	1
Jr. v. Schmiedeberg, Landesältester in Schwanowitz bei Brieg	3
S. Schneider in Reiffe	1
Schneider & Otto, Antiquariat und Leihbibliothek in Göttingen	1
Kfm. P. Scholz, geb. Kupke, in Reiffe	1
Schönborn, Buchhandlung in Sagan, für Faußmann, Kaufmann in Sagan	1
A. Schonslau, Buchhandlung in Hamburg, für H. H. Boie in Altona	1

A. B. Laeß, Buchhändler in Hamburg	1
G. A. Schonlau, Buchhändler in Hamburg	1
Marie Freiin v. Chorlemer-Hallinghausen in Lippstadt	1
Carl Schröder & Comp., Buchhandlung in Kiel	1
Schröter, Kr.-Ger.-Rath in Münsterberg	1
Fr. Schulze's Buchhandlung in Berlin für	
Frl. Alberti in Berlin	1
Reiser, General in Berlin	1
Pauly, Intendanturrath in Berlin	1
Wilh. Schumann, Disponent d. Zuckerfabr. Roswadze D. S. bei	
Dzieschowitz	1
B. Schurich, Rittergutsbes. in Ober-Pfaffendorf b. Görlitz	1
F. Schütz, Bergbeamter in Petzkowitz b. Hultschin	1
Schüke, Rittergutsbesitzer auf Dom. Wiesa b. Greiffenberg i. Schl.	1
L. Schwann, Buchhändler in Neuß	1
G. Schwarz, Bahnhofrestaureur in Plegnitz	1
Grf. Schweinik in Berghof b. Mettkau	1
Schwers'sche Buchhandlung in Kiel für	
Prof. Dr. Dove in Kiel	1
Prof. Dr. Frhr. v. Guttschmid in Kiel	1
Frl. L. Hegewisch in Kiel	1
Hundertmark, Organist in Kiel	1
Fr. Prof. M. Junghans in Kiel	1
Dr. Th. Möbius, Prof. in Kiel	1
Fr. Professor Ribbeck in Kiel	1
G. Scheibel, Consul in Kiel	1
Schwers'sche Buchhandlung (G. Friedrich's) in Kiel	2
Dr. Weinhold, Prof. in Kiel	1
Dr. Weiß, Prof. in Kiel	1
Sczjryba, Oberamtmann in Schlawenzik	1
Seiffert, Wirthsch.-Insp. in Gohlau b. Lissa i. Schl.	1
Aug. Sellar, Bureau-Vorsteher in Ostrowo	1
G. Sennwald, Buchhandlung in Warschau	1
Fr. Lina Seyffert in Lieberose	1
Fr. Rosalie Siefert aus Breslau in Fürstenwalde	1
Simon, Kgl. Eisenbahn-Director in Münster i. Westph.	1
Fr. Anna Solger in Beuthen D. S.	1

Hr. Professor Solger in Dresden	1
Otto, Graf zu Solms-Tecklenburg in Pölgfen	1
S. Sowade, Buchhandlung in Pleß, für	
Augustini, Baumeister in Pleß	1
Burgund, Ober-Amtmann in Garkow	1
Hontschick, Forstinspector in Miserau	1
Hr. Lindner in Pleß	1
S. M. Späth, Buchhandlung in Berlin, für	
Holze, Oberlehrer in Berlin	1
Stabik, Pfarrer in Michalkowitz bei Siemianowitz	1
Frantz Stein, Buchhändler in Saarlouis	1
Adolf Stempel in Giesmannsdorf bei Reiffe	1
Hr. Steudel, Buchhandlung in Stade für,	
Hr. Amalie Schulz in Stade	1
Hr. Henr. Stiller in Ohlau	1
Hdm. Stoll, Buchhändler in Leipzig	1
Stolze, Hütten-Inspector in Wilhelminenhütte bei Rosdzin	1
Hd. Strauß, Fabrikant in Ober-Langenbielau	1
Streckenbach, Kr.-Ger.-Rath a. D. in Greiffenberg i. Schl.	1
Hr. v. Studnitz in Görlitz	1
Stuhr'sche Buchhandlung in Berlin für	
Maximilian Gerstmann, Buchhändler in Berlin	1
E. Kothe, Leihbibliothekar in Berlin	1
Stuhr'sche Buchhandlung in Berlin	1
Stutterheim, Generalmajor in Braunschweig	1
Hr. Antonie Szelińska in Neuhof bei Christburg i. Westpr.	1
Taubadel in Roschlowitz bei Pittschen	1
T. S. Tauer Schmidt, Buchhandlung in Raumburg, für	
Pinder, Apell.-Ger.-Rath in Raumburg a. S.	1
S. Zänger, Kr.-Ger.-Räthin in Raumburg a. S.	1
W. Tauer Schmidt, Buchhändler in Raumburg a. S.	1
Tausch, Buchhandlung in Halle, für	
Herm. Tausch, Buchhändler in Halle a. S.	1
Taug, Kgl. Kanzlei-Director in Habelschwerdt	1
H. Theile's Buchhandlung in Königsberg für	
Epiller, Pfarrer in Rydszewe	1
H. Theile's Buchhandlung in Königsberg i. Pr.	2

A. Eheuer, Rentmstr. in Bischofowitz b. Mähsten	1
L. v. Ehielau in Ogrosen b. Galan N. E.	1
Ehiele, Inspektor in Nieder-Rathen	1
Fr. Ehiele, Buchhandlung in Ratibor, für	
Fr. Bardtke, Ranzleirath in Ratibor	1
Kurt v. Damnig in Ratibor	1
Fr. Kaufm. Doms in Ratibor	1
Gerlich, Buchhalter in Ratibor	1
Frau Forstmeister v. Hänlein in Ratiborhammer	1
Fr. Kaufmann Kern in Ratibor	1
Fr. Müller, Appell.-Ger.-Räthin in Ratibor	1
Hb. Plijsche, Buchhalter in Ratibor	1
Fr. Appell.-Ger.-Rath Rosentretter, in Ratibor	1
Fr. Kreisrichter Roth in Ratibor	1
Fr. Kammerherr v. Selchow in Rudnik	1
Ehamm, Apotheker in Ratibor	1
v. Brochem, Major in Ratibor	2
Ehieme, Gutbes. in Reinsheim b. Langhermsdorf	1
Ehimm, Pient. u. Kreis-Kassen-Neudant a. D. in Warmbrunn	1
H. Eibel, Rittergutspächter in Parchwitz	1
Eiede, Kr.-Ger.-Rath in Trebnitz	1
v. Eieschowiz, Rittergutbes. in Brune b. Constadt	1
Eilgner, Erzpriester in Lahn	1
Erautmann, Ass.-Arzt a. D., prakt. Arzt ic. in Haspersdorf	1
Ereutler, Kreisrichter und Rittergutbes. in Waldenburg i. Schl.	1
Erewendt & Granier, Buchhandlung in Breslau, für	
H. W. Alberti, Kgl. Commerzienrath in Waldenburg	2
Frau Ida Bamberger in Breslau	1
Dr. H. Barkow, Prof. und Geh. Medizinalrath in Breslau	3
Bar. Herm. v. Beauafort-Belforte in Gabitz b. Breslau	1
Rob. Berthold in Breslau	1
Frl. B. Beuthien in Breslau	1
Dr. Bieling in Sienacz b. Kalisch in Polen	1
Blasch, Pfarrer in Friedersdorf b. Ob. Glogau	1
C. F. Bock in Breslau	1
Frl. Brettschneider in Breslau	1
Fr. verw. Medizinalrath Buisse in Breslau	1

Frau Hermine Caro in Breslau	1
Clara v. Clausewitz in Breslau	1
Ad. Cohn, Buchhalter in Breslau	1
Matb. Destnes, Puzgeschäfft in Breslau	1
v. Donat, Major a. D., in Breslau	1
l. R. Egers, Fabrikant in Breslau	1
frl. Marie Eichborn in Breslau	1
Sehr. v. Ende, Polizei-Präsident in Breslau	2
frl. Engelhardt in Breslau	1
Herr Erdmann in Breslau	1
Dorothea Erstling in Breslau	1
Förster, Stadt-Zoll-Inspector in Breslau	1
fr. Bankdirector Franz in Breslau	1
Gustav Friedländer, Banquier in Breslau	1
Frau G. in Breslau	1
Frau H. G. in Breslau	1
Frau Häbel in Breslau	1
Sehr. v. Gaffron, Schloßhauptmann in Breslau	1
Clara Gerlach in Breslau	1
Görz, Apotheker in Breslau	1
Simon Gräßer, Kaufmann in Gr. Strehlig	1
fr. Kfm. Großer in Breslau	1
Heinr. Gumpert, Juwelier in Breslau	1
fr. Geh. Kriegsdrath Ottilie Günther in Breslau	1
Guttentag, Banquier in Breslau	1
frl. H. in Breslau	1
Hahn, Domvicar in Breslau	1
Louis Hainisch, Organist in Breslau	1
Gräfin Helene Hardenberg in Breslau	1
Graf v. Haslingen in Queitsch bei Mörtschetwitz	1
H. Hedemann in Breslau	1
Freih. v. Herzberg, Ger.-Rath in Breslau	1
Sophie Heyne in Breslau	1
Hilbig, Universitäts-Kanzlist in Breslau	1
H. Hoffmann, Buchdruckereibesitzer in Breslau	2
frl. Constance v. Holtei in Dels	1
Jäger, Lieutenant in Breslau	1

Paul Sander in Breslau	1
Herr Janisch in Breslau	1
Frl. Ch. Sauch in Breslau	1
Frl. Minna John in Breslau	1
Frl. Clara Jungnickel in Trebnitz	1
Kalinke in Breslau	1
Kämp, Realschul-Direktor in Breslau	1
Robert Kästner in Breslau	1
Siegfried Kayser in Breslau	1
Kiehlmann, Kaufmann in Breslau	3
Richard Kießling in Breslau	1
Klettke, Gerichts-Asseffor in Breslau	1
Knietsch, Kaufmann in Breslau	1
Fr. Stadträtthin Korn in Breslau	1
K. Kothe, Seminar- und Musiklehrer in Breslau	1
C. Krappe, Partikulier in Breslau	1
Kubiasky, Vermessungs-Revissor in Breslau	1
Frau Kutschera in Breslau	1
Frau Gräfin Lazareff in Dyhernfurth b. Nimkau	1
Adolf Lindner, Wirthsch.-Inspector in Gnichwitz b. Kant	1
Dr. Lobethal in Breslau	1
Amal. v. Lojewsky, geb. Weß in Breslau	1
Laura Lüpke, geb. Gretius in Breslau	1
Martin, Apotheker in Neumarkt	1
Martins, Bankdirektor in Breslau	1
Ernst Mayer, Kaufmann in Breslau	1
S. Meißner, Kaufmann in Breslau	1
Menzel, Lieutenant in Breslau	1
Robert Mildner in Breslau	1
Frau Caroline Molinari in Breslau	1
August Mücke in Breslau	1
G. Müller, Kaufmann in Breslau	2
Neßel, Staatsanwalt in Breslau	3
Frau Geh. Rätthin Noeldechen in Breslau	1
Pappenheim, Kaufmann in Breslau	1
Bojer, Stadt-Ver.-Secretair in Breslau	1
Nd. R. in Breslau	1

Jache, Büchsenmacher in Breslau	1
Frau Holzhändler Richter in Breslau	2
R. Ritter in Klettendorf b. Breslau	1
v. Rosenberg, Staatsanwalt in Breslau	1
Rosenow, Bauinspector in Breslau	1
Madame Roth in Breslau	1
J. Rothenburg, Kaufmann in Breslau	1
Emilie v. Rother in Breslau	5
Hr. v. Rottenberg in Breslau	1
Emma v. Ruffer in Breslau	5
R. v. S. in Breslau	1
Sabizki in Gräbschen	1
Sack, Appell.-Ger.-Rath in Breslau	1
Schaubert, Kreis-Gerichts-Rath in Breslau	1
Dr. Schedler, Oberlehrer am kath. Gymnasium in Breslau	1
Hr. v. Scheibner in Breslau	1
Agnes Scherbening in Breslau	1
Schlesinger, Inspector in Breslau	1
Schlögl, Buchhalter in Breslau	1
Hr. Chirurg, Instrumentenmacher Schmidt in Breslau	1
Friedr. Scholz, Kgl. Polizei-Secretair a. D. in Breslau	1
Schönborn, Gymnasial-Director in Breslau	1
Gechwister Schreiber in Breslau	1
Friedr. v. Schröder in Breslau	1
Schulze, Appell.-Ger.-Referend. in Breslau	1
Schwarz, Procurist in Breslau	5
Hr. Senglier in Breslau	1
A. Stappenbeck, Restaurateur in Breslau	1
Hr. Ottilie Stenger in Breslau	1
Stenzler, Professor in Breslau	1
G. v. Struensee in Breslau	1
Hr. Landschafts-Director v. Studnitz in Schönwald	1
Hr. Marie v. Studnitz, geb. v. Jordan in Schönwald	1
Gottliebe v. Taubadel in Dels	1
Julius Thal in Breslau	1
v. Thielau, Rittergutsbes. auf Lampersdorf b. Frankenstein	1
Frau v. Töpfer in Ratibor	1

Agnes Eschampel in Gnadenfrei	1
Carl Tümmler in Breslau	1
v. Tümppling, Regier.-Rath in Breslau	1
v. Uechtrix, Staatsanwalt in Breslau	2
Frau Kreis-Ver.-Rath van der Velde in Breslau	1
Dr. Biol, Sanitätsrath in Breslau	1
Robert Walter, Kaufmann in Breslau	1
Gräfin Wartensleben geb. Meckel v. Hemsbach in Schloß Minkowsky b. Mangschütz	1
Weber, Kaufmann in Neumarkt	1
Robert Weigelt, Hof-Photograph in Breslau	1
Frl. Therese Wendt in Breslau	1
Frau Louise v. Werner, geb. v. Liebermann in Dels	1
Wilhelm Wiese, Gelbgießermeister in Breslau	2
Wittwer, Director in Brauß b. Nimptsch	1
D. Wolff, Superintendent a. D. in Breslau	1
Ulrike v. Wolframsdorff in Breslau	1
Frau Crona v. Wulff in Stralsund	1
Fr. Dr. Wunderlich in Breslau	1
Zieger, Gärtner in Lissa b. Breslau	1
Baron v. Eschammer und Quarix in Quarix bei Glogau	1
Fr. Prof. Thella Eschakert, geb. Wolff, in Ostrowo	1
Frau Escheusner in Breslau	1
Wol. Türk, Buchhandlung in Dresden, für Fr. Fabrikbesitzerin Liedemann in Dresden	1
Zusche, Regier.-Secretair in Dypeln	1
Fr. v. Uechtrix in Heidersdorf bei Nicolaudorf	1
Ernst v. Uechtrix, Rittergutsbesitzer in Hirschberg i. Schl.	1
Ulrich, Kreis-Gerichts-Actuar in Strehlen	1
Gust. Uber in Giesmannsdorf bei Reiffe	1
Belhagen & Klasing, Buchhandlung in Bielefeld	1
Frl. Charl. Belthelm in Dresden	1
Carl Billaret, Buchhandlung in Erfurt	2
Frbr. v. Bincke in Obendorf	1
Rob. Bogt, Brauermstr. in Lauban	1
Rossische Buchhandlung in Berlin für G. Rieffal, Buchhändler in Berlin	1

Rossische Buchhandlung in Berlin	1
H. Wallner, Königl. Commiss.-Rath u. Theater-Director i. Berlin	1
Herm. Wandelst in Sendzin b. Bul	1
Sanzura, Schulen-Inspr. in Rauden D./S.	1
Winn Wartersleben in Krippig b. Strehlen	1
C. S. Wajfermann in Müncheberg, Reg.-Bez. Frankfurt a./D.	1
Carl Weber in Landeshut i./Schl.	1
W. Weber & Comp., Buchhandlung in Berlin	1
M. Marie Websky, geb. v. Rymultowski in Schwengfeld bei Schweidnitz	1
Herr. v. Wechmar in Jedlitz b. Lüben	1
W. Wedell in Kl.-Bolskew pr. Gr.-Tschow	1
Admilla Wehowski in Graase b. Löwen	1
J. B. Wehse, Fleischerstr. in Landesh. i./Schl	1
C. F. Weigmann, Buchhandlung in Schweidnitz, für Barndt, Präcentor in Schweidnitz	1
Hr. v. Frankenberg in Schloß Ober-Gräditz	1
Hrl. Pedell in Gräditz	1
Rösinger, Conrector in Schweidnitz	1
Hr. A. Weilschäuser in Dypeln	1
Hr. Weis, Buchhandlung in Grünberg, für Hrl. Marie Kranz in Grünberg	1
A. Steinbart, Rittergutsbesitzer in Krauschow b. Züllichau	1
Weiß, Hüttenmeister in Kadlub b. Gr.-Strehlitz	1
Weller, Buchhandlung in Baugen	1
Wende & Comp., Buchhandlung in Warschau	8
Wenzel, Wirthsch.-Inspr. in Hohenliebenthal b. Schönau	1
Werner, Rittmstr. im 1. Schles. Hus.-Rgt. Nr. 4 in Ohlau	1
Wesermann & Comp., Buchhändler in New-York	1
Wiesiolek, Hütten-Inspr. in Godullahütte b. Morgenroth	1
Hrl. Wilhelm, Hauptagent in Berlin	1
Winkler, Wirthschafts-Inspector in Rogau bei Zobten	1
Wolff's Buchhandlung in Dresden	2
Wolff, Knappschaftsarzt in Antonienhütte	3
Hr. Wolff in Berlin	1
Wäccklie Wolff in Strehlen.	1
Worm, Pfarrer in Frömsdorf bei Münsterberg	1

Zacharias, Pastor in Reinersdorf bei Constadt	1
Fr. General v. Zastrow, Grc. in Breslau	1
Baron v. Zedlitz in Neufirch, Reg.-Bez. Liegnitz	1
C. Zimmermann, Buchhandlung in Glogau	4
v. Zunge, Stiftsdame in Marienfließ bei Meyenburg, Reg.-Bez. Potsdam	1



Er ist in seine Büchse gefallen.

In Berlin giebt es sehr lange Gassen. Die längste dürfte die große Friedrichsstraße sein, welche sich vom Halle'schen bis zum Oranienburger Thore schnurgerade hinzieht, und der an einem kleinen Postmeilchen nicht gar so viel fehlen wird. Als ich zum ersten Male nach Berlin kam und daselbst „Landjunker in der Residenz“ spielte, geschah es mir, daß ich nothwendig zu machende Besuche mit geographischer Genauigkeit vorher anordnete und eintheilte, wobei ich deren zwei, beide in derselben Gasse gelegen und den Nummern nach sich ganz nahe, für den Schluß meines Irrlaufs versparte, aber zu spät entdeckte, wie jene „nachbarlich hausenden Familien“ die eine an diesem, die andere an jenem Ende wohnten, wodurch meine jungen Beine — die rettende Droschke war noch nicht erfunden! — unglaublich litten; denn auch das Trottoir steckte noch im Ei, und der sogenannte Bürgersteig bot mit seinen kleinen, scharfspizigen Pflastersteinen mehr Dornen als Rosen dar. Späterhin, wie ich ein Berliner geworden, häufig contemplativen Wand-
solte i, Charpie. I.

derungen obliegend, die große Stadt nach allen Richtungen hin durchzog, halb Spaziergänger, halb Entdeckungsreisender, machte es mir viel Vergnügen, bei kühlem Wetter diese Riefengasse langsam auszumessen und ihre wechselnden Physiognomien zu studiren. Nicht weit vom Halle'schen Thore wohnte mein Gönner, unser allverehrter Eduard Hitzig, „Vater Ede“ von seinen nächsten Freunden genannt. Einige derselben, Wilhelm Neumann und Adalbert von Chamisso, hatten ihr Lager in derselben Gegend aufgeschlagen. Wilibald Alexis theilte auch noch die fast ländliche Ruhe und Abgeschlossenheit jener Gefilde, in denen Gras vor den Hausthoren wuchs. War man bei der Kochstraße (die ihn barg) vorüber, dann nahm das Leben schon zu, man begegnete zwei bis drei Menschen auf einmal; und gelangte man erst in die Gegend der sich rascher folgenden Querst Straßen, da ließ sich die Nähe der Linden schon spüren. Ueber diese hinaus hörte das Treiben nicht mehr auf: die Spree von Torfstählen bedeckt, die Ufer von Arbeitern und Handlangern eingenommen; dann große Kasernen, ein Laufen, Drängen von Soldaten, Spaziergängern bis an's Thor; und zu diesem hinaus gewöhnlich mehr oder minder große Leichenzüge. Denn dort führt der Weg dahin, wo wir Alle folgen müssen, wir mögen wollen oder nicht.

Ich suche gern Begräbnißplätze heim; auch solche, wo Todte liegen, die mir fremd gewesen; lese gern die Inschriften auf Denkmälern, Grabsteinen und hölzernen Kreuzen; sehe gern die frischen Kränze, die dankbare

Liebe, treue Erinnerung ihren Verstorbenen bringen, sobald die ersten Blumen wieder blühen. Ich bin oft jenen Weg gewandelt. In einem der letzten Häuser kurz vor dem Thore fiel mir ein alter Mann auf, welchen ich jedesmal, zu jedweder Stunde des Tages, wo ich vorüberging, am Fenster einer ziemlich erhöhten Parterre-Wohnung sitzen sah, und der auf seinem Antlitz den unverkennbaren Ausdruck einer mit Geduld und Standhaftigkeit genossenen Langweile trug. Ich sage absichtlich: „genossenen“, denn diese Züge kündeten deutlich, daß er nicht dabei litt, daß er den Mangel an Beschäftigung oder Vergnügen durchaus nicht empfand; daß er, im bequemen Sessel sitzend, die heiteren, hellen Augen auf die Straße gerichtet, in seinem Gotte vergnügt und keineswegs lüstern war, sich als Fahrender, Reitender, Gehender in die Schaaren zu mischen, die an ihm vorüber wandelten; daß er dieselben vielmehr wie um feinetwillen auf den Beinen, und sich hoch über sie erhaben betrachtete. Ja noch mehr: mich wollte bedünken, der freundliche, alte Herr sitze gar nicht so müßig da, wie es schien; im Gegentheil: er habe einen bestimmten Zweck vor sich, den pünktlich und eifrig zu erfüllen die Hauptaufgabe seines Daseins bilde. Nur wer einen Beruf hat und diesem ganz lebt, kann so mit sich abgeschlossen, so innig froh in die Welt blicken! — Aber worin bestand des Mannes Beruf? Was galt ihm für die schöne Aufgabe seines behaglichen Daseins? Wer mir das sagen, wer mir dies Räthsel lösen hätte können, der wäre mir ein Magnus Apollo gewesen! Vor ihm,

auf einem kleinen Tischchen — das war leicht zu entdecken, denn er weilte im Sommer am offenen Fenster, — stand eine große Blechbüchse, der Form nach eine Sparbüchse, wie Kinder haben, nur für solche viel zu groß. Höchstens Rothschild'sche Sprößlinge bedürften so gewaltiger Maschinen für ihre Goldpfennige. Ein Tabakshälter war es auch nicht; dem widersprach die oben auf dem Deckel angebrachte Oeffnung, die aber nicht jene bei Sparbüchsen übliche Spalte, sondern mehr eine trichterförmige Rundung zeigte.

Meine Neugier stieg auf's Höchste. Hausmeister und dergleichen Auskunft gebende Vermittler besitzt selten ein Berliner Haus: An wen sollt' ich mich halten? Ich konnte doch nicht in der ersten Etage anklopfen und die Frage stellen: Was ist's mit dem alten Herrn, der unter Ihnen wohnt? — Ich nahm den Wohnungsanzeiger, jenes erst kürzlich durch eine glückliche Speculation des Buchhändlers Boike in's Leben getretene Institut, zur Hand, suchte mir die Hausnummer und fand unter den Miethern genannt „Herrn v. P., Hauptmann a. D.“ Das war Er! Nun hatte ich einen Anhaltspunkt; ich begann zu forschen. Wilhelm Neumann als Militär-Intendantur-Rath kannte viele ältere Offiziere, zum Theil aus früheren Zeiten, die bereits den Abschied genommen. Diesem armen Freunde wurde keine Ruhe gelassen; auch Chamisso, durch mich angeregt, drängte ihn; er mußte fragen, sich erkundigen, hinhorchen nach allen Seiten; lange vergeblich. Niemand kannte Hauptmann v. P. als nur dem Namen nach; keine Seele

verkehrte mit ihm. Er hatte keinen Umgang, er frequentirte kein Gasthaus, keinen Kaffeegarten, keine Conditorei. Er lebte nur sich und seinem geheimnißvollen Berufe.

Endlich einmal — o ich sehe noch Chamisso, wie er, seine grauen Locken schüttelnd, mir entgegen rief: „Heureka!“ Ein Zufall hatte sich in's Mittel geschlagen. Derselbe Bursch, der mehrere Jahre hindurch beim mysteriösen Hauptmann gedient, hatte sich bei einem Colleggen Neumann's als Kutscher offerirt, seine Zeugnisse vorgewiesen, war über das Thun seines vorigen Herrn befragt worden — und der Schleier schwand.

Hauptmann von P. nahm regelmäßig bei Tagesanbruch seinen Platz am Fenster ein, verließ ihn nur bei unabweißlichen Nothwendigkeiten auf kürzeste Frist, wo dann der Diener ihn vertreten — streng genommen versetzen mußte. Neben der Büchse, die ich so oft mit Staunen betrachtet, stand ein Teller, den ich natürlich nie entdeckt, weil er nicht wie jene emporragte. Dieser Teller war — (verstehst dich: ein sogenannter tiefer, ein Suppenteller!) — mit einer Unzahl kleiner, bunter Kugeln angefüllt, welche der Berliner Gassen- auch resp. Schul-Junge „Murmeln“ zu nennen beliebt, und welche Murmeln er (der Gassenjunge) zu einem allgemein beliebten, auf allen öffentlichen Plätzen und in allen heimlichen Winkeln getriebenen, bisher noch nicht unterdrückten Spiele benützt und kühn dabei hazardirt.

Um aber mit Murmeln zu spielen, besaß unser Hauptmann sie nicht; wenigstens wenn es ein Spiel

heißen soll, war es ein gewaltig ernstes, und er durfte mit Thekla's Geisterstimme ausrufen: „Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel!“ Er saß und harrte bis — sich ein Leichenzug die Gasse entlang bewegte, und jedesmal, sobald der Sarg vor seinem Fenster sichtbar wurde, warf er eine kleine Kugel in die große Blechbüchse! Gleichviel ob es der mit silbernen Beschlägen prunkende Sarg eines Reichen, ob es die von Kienruß geschwärzte Bretterhülle eines Armen, ob es das unter'm Arme des Todtengräbers kaum wahrnehmbare Grabstädtelchen eines neugeborenen Kindes war, — ihm schienen alle Leichen gleich wichtig, er widmete jedweder seine Murrel. Am Abende des Letzten im Monate öffnete er das Schloß vor der großen Büchse, überzählte die Kugeln, trug die Summe in den Kalender ein; und am Sylvesterabende summirte er sämmtliche Summen, schloß sein Leichenjahr richtig ab wie ein pünktlicher Geschäftsmann, rieb sich die Hände und sagte kreuzfidel: „Jetzt bin ich begierig auf den nächsten Jahrgang!“

Das war sein großer Lebenszweck! Das hielt ihn rüstig, frisch, guter Laune, gab ihm vollauf zu denken, zu thun, befriedigte ihn vollkommen.

Man muß aber auch gesehen haben, welche Wichtigkeit der brave Begräbniß-Controleur auf sein Ehrenamt legte; wie feierlich er die Kugel zwischen die Fingerspitzen faßte; wie andächtig er sie dem dunklen Munde überlieferte; wie tief er Athem holte, wenn es vollbracht war.

Im Jahre acht- oder neunundzwanzig kam ich einmal mit Eichendorff und Streckfuß, der da herum

wohnte, des Weges, und wir begegneten Hitzig, Fouqué, Chamisso und Neumann, welche ein wenig lustwandelten. Wir schlossen uns ihnen an. Ich unterließ nicht, das Gespräch auf meinen Hauptmann zu lenken, und machte die Herren schon aufmerksam auf den Anblick, der uns jetzt gleich erwartete, wo wir dem bewußten Hause uns näherten. — „Augen rechts!“ ward kommandirt. Welch ein Schreck! Kein Hauptmann zu sehen! Das Fenster war leer.

Wir warteten ein Weilchen. Nichts da! Zuletzt erschien gar ein Frauenzimmerkopf hinter dem langen Vorhange; ebenfalls etwas Fremdartiges an diesem Fenster.

Um Gotteswillen, fragte ich, was ist aus meinem Hauptmann geworden?

„Er wird in seine Büchse gefallen sein!“ antwortete Chamisso mit dem wehmüthigen Lächeln, welches seinen Scherzen so wohl stand.

Und so war es. Der alte Begräbnißzähler war selbst begraben, und diesmal hatte er keine Kugel in den dunklen Mund gesenkt; oder vielmehr, er war seine eigene Kugel gewesen.

„Er ist in seine Büchse gefallen!“ sagten wir lange nachher, wenn ein Bekannter starb.

Chamisso, Neumann, Hitzig, Fouqué, Streckfuß, Eichendorff — Alle sind sie in die Büchse gefallen, und der alte Erzähler dieser einfachen Geschichte zählt alljährlich seine Kugeln. — Wie lange noch?

Shakespeare

als Vorbild für moderne Theaterdichter.

Um sich mit ganzer Seele in die Schönheiten der Poesie zu vertiefen, soll der Leser die passende Stimmung mitbringen, heißt es. Darin aber unterscheidet sich Shakespeare von allen mir bekannten, meinem Verständnis zugänglichen Dichtern, daß man, um von ihm ergriffen zu werden, nicht erst nöthig hat, auf eigene Stimmungen und innere Seelenzustände zu warten. Er ist immer gewaltig genug, sich Wirkung zu erzwingen. Ich habe oft darüber nachgegrübelt, worin dies liegen könne? Zulezt vermeinte ich diese Lösung gefunden zu haben: Er bleibt, indem er der objectivste, lebens-treueste aller Poeten ist, wundersamer Weise zugleich der subjectivste, eigenthümlichste, unvergleichbarste. Seine Figuren athmen eine so entschiedene Selbstständigkeit, daß sie uns gleich lebendigen Menschen entgegen treten und uns durch ihre ausgesprochene Persönlichkeit jene Anerkennung abnöthigen, die wir wohl oder übel jedweden bestimmten Charakter zollen. Auf diese Weise führen sie uns aus dem Gebiete der Phantasie, in welchem der Leser sonst nicht selten dem Dichter fern oder fremd bleibt, in die Realität, der wir uns unterzuordnen gewöhnt sind. Haben sie uns jedoch diesen Respect abgedrungen, halten sie uns einmal fest, dann macht sich der Dichter in und aus ihnen geltend, läßt uns nicht mehr los, und wir müssen ihm folgen, den wir bereits

ganz vergessen hatten über seinen Schöpfungen. Aus dieser seiner höchsten, so zu sagen welthistorischen Vollkommenheit als schaffender Poet im Allgemeinen entspringt häufig seine dramatische Unvollkommenheit im Besonderen. Denn weil er eben nur Menschen giebt, mögen sie nun im zerrissenen Kittel, mögen sie im golddurchwirkten Purpur einherwandeln; und weil Menschen sammt ihren Thaten und Schicksalen, je wahrer sie geschildert werden, darum nicht unbedingt dramatisch sein müssen; und weil ihm, der, die Bühne der Welt im Sinne, keinen Unterschied machen will zwischen Poesie und Geschichte, die Bühne der Bretter mit ihren Rücksichten und Bedingungen bisweilen Nebensache wird; darum ist Shakespeare nicht selten zwar ein Welt-, aber kein Theater-Dichter. Diese meine Ansicht, mit der ich wahrscheinlich isolirt dastehe, hab' ich mir gewonnen und ausgebildet im mehr als dreißigjährigen Kriege mit dem sogenannten „Publikum,“ vor welchem ich sein Evangelium predigte; und finde mich angeregt, einige kühn hingeworfene Aussprüche zu thun, die freilich von Allem, was gelehrte Forscher, Entwickler, Erläuterer und Bewunderer interpretirend drucken ließen und lassen, weit abweichen. Warum soll ich auf meine alten Tage nicht reden, wie mir um's Herz ist? Zu verlieren hab ich Nichts dabei; ich kann nur gewinnen. Sei's Nichts als das stille Lächeln eines Unbefangenen, welcher vor sich hin murmelt: „Der spricht aus, was ich längst gedacht hatte!“

Wahrheit an und für sich, positive Wahrheit darf

kein Sterblicher versprechen, eben weil er ein Sterblicher ist. Wahrheit in Beziehung auf seine Erkenntniß und Meinung, ehrliche, furchtlose Darlegung dessen, was er denkt und fühlt, kann Jeder geben und soll sie geben, sonst ist er ein Heuchler. Ach, und um Shakespeare's Willen, wie viele Heuchler! Wie viele, die von der tödtlichsten Langweil bei seiner Lectüre, seinem Vortrage, seiner Darstellung gequält; von den verworrensten Ansichten über seine Bedeutung bestürmt; von den innersten Schauern über seine „Monstruosität“ durchrieselt, all' Dies in sich verschlucken zu müssen wähnen, weil sie sich schämen, ihres Herzens Zustand zu enthüllen! Sie haben gehört: Shakespeare ist der größte Theaterdichter! Sie haben es gelesen, dargethan durch gelehrte Dramaturgen! sie nehmen es für abgemacht an. Und folglich wagen sie nicht, so gern sie's möchten, sich dagegen aufzulehnen. Sie haben gehört und gelesen, daß in seinen Dramen Alles planmäßig erdacht, meisterhaft geformt, weise gelenkt, besonnen durchgeführt ist; daß in der gänzlichen Nichtachtung von Einheit des Ortes und der Zeit die eigentliche, lebenswahre Frische dramatischer Handlung bestehe; daß auch Manches, was ihnen (im Vertrauen gesagt) wie nüchterner, oft plumper Spas erschienen war, unbedingt zur vollendeten Größe des Werkes gehöre; daß nicht ein Wort weggelassen werden dürfe, ohne den erhabenen Bau in seinen Grundfesten zu erschüttern! . . . und nun drücken sie die Augen zu, als ob es gelte, eine bittere, heilsame Arznei zu nehmen; schlingen — schütteln sich und höhnen: „Das war schön,

dienlich, gut; nun gehören auch wir zu den Shakespeare-Kennern!" Im Innersten jedoch sehnt sich ihre Zunge nach dem Honig eines Schiller; nach den süßen, sanftgleitenden Versen einer Thekla, Beatrice, Valois; nach den tugendreichen Idealen, die zur irdischen Gemeinheit niemals sich herablassend, in wohlklingenden, philosophirenden Sentenzen um so lockender sprechen, je leichter es ist, bei solcher Musik von Poesie zu träumen.

Und woher entspringt diese Heuchelei? Aus der Furcht sich zu „blamiren.“ Aus der Furcht, seinen ästhetischen Geschmack bezweifelt zu sehen, wenn man so frech sein wollte, Shakespeare nicht als Muster, als Vorbild anzuerkennen. Aber, daß er als solches aufgestellt wurde, daraus ist viel Unheil entstanden.

Muster kann im Gebiete dramatischer Poesie nur dasjenige sein, was ruhig, verständlich gemacht worden ist; was, indem es ehrenvolles Zeugniß ablegt von der geistigen Kraft seines Erzeugers, doch auch dem forschenden Blicke des Fernbegierigen Einsicht gestattet, wie es gemacht worden; wie Talent, Beruf, Geschick, Fleiß und Ausdauer im Vereine zur Ehre menschlicher Fähigkeit sich vereinigen, gewirkt. So mag Lessing ein Muster sein und bleiben. Doch der Dichter, der vom Genius befeelt, ohne Regeln, — weil er keine weder vorfand noch kannte — über allen Regeln, — weil er ihrer gespottet hätte — als Mensch, im höchsten Sinne, der schaffenden Gottheit so nahe stand, daß er Vermittler zwischen ihr und der Erde wurde; der Dichter, der, ohne Gelehrter zu sein, die Geschichte in ihren tiefsten

Beziehungen zur Natur begriff, und dem deshalb Natur und Geschichte für Eines galten; Dieser Dichter konnte sich nicht in die Schranken irgend einer dramatischen oder gar theatralischen Form fügen. Hätt' er eine solche, von seinen Zeitgenossen allgemein anerkannt, vorgefunden . . . vielleicht wär' er gar nicht dahin gelangt, die Bretter seiner Zeit zu beherrschen? Die ewige Macht wußte wohl, weshalb sie einen Shakespeare geboren werden ließ in einem Jahrhundert, in einem Lande, für eine Bühne, die weder künstlerische Meister der Decorations-Malerei, noch strahlende „Beleuchtungs-Requisiten,“ weder Coulißenwechsel noch Scenenpracht, weder Garderobe-Inspectoren noch Kostüm-Treue, weder Zeitungs-Feuilletons noch kritische Journale kannten; in einer Epoche, als Alles, was wir jetzt Theaterwesen nennen, in der Wiege ungeberdiger Kindheit lag. Für eine theatralische Form, sei es jene der antiken Tragöden, sei es jene französischer Convenienz, ja sei es unsere heutige, mag letztere sich's auch noch so bequem machen . . . für jede war Shakespeare zu groß, zu breit, zu reich, zu voll. In seiner Anschauungsweise blieb das Epos zu mächtig. Er konnte sich nicht herablassen, die Wahrheit im weitesten Sinne aufzuopfern für den beengenden Zugschnitt nach scenisch-theatralischer Vorschrift. Herr Heinrich Heine äußert einmal, zwar in der ihm eigenthümlichen hyperbolischen Manier, von der man oftmals nicht recht weiß, ob sie ernstlich gemeint sei, dennoch treffend genug:

„Nicht allein jene Einheit“ (des Interesses für Haupt-

Personen), „sondern auch die Einheiten von Zeit und Ort mangeln keinesweges unserem großen Dichter. Nur sind bei ihm die Begriffe etwas ausgedehnter als bei uns: der Schauplatz seiner Dramen ist — dieser Erdball, und das ist seine Einheit des Ortes. Die Ewigkeit ist die Periode, in der seine Stücke spielen, und das ist seine Einheit der Zeit. Und beiden gemäß ist der Held seiner Dramen, der dort als Mittelpunkt strahlt und die Einheit des Interesses repräsentirt die Menschheit ist jener Held!“ —

Wie gesagt, man fühlt sich nicht recht sicher, ob der geistreichste aller Spasmmacher nicht einige Ironie mit untermengen wollte; gleichwohl klingt es toller, als es eigentlich ist, und in moderirtem Sinne trifft es zu . . . wie sich von selbst versteht, zunächst auf die historischen Dramen angewendet. Daß in letzteren auch die Posse mitspielt, kann gewiß nur ein ästhetischer Philister mißbilligen, und Sir John Falstaff bleibt der König alles höchsten humoristischen Witzes, . . . so lange sich der dicke Mann im unbegrenzten Raume bewegen darf; denn auch für ihn braucht Meister William völlige poetische Freiheit. Sobald der anrühige Liebling in den engen Rahmen eines Intriguen-Eustspiels gebannt bleiben soll, sind ihm die Flügel beschnitten, die Federn gehen ihm aus, Falstaff und sein Humor befinden sich in der Mause. Wer mir aufdisputiren will, „die lustigen Weiber von Windsor“ trügen Shakespeare's ächtes Malerzeichen „William Rex,“ den halte ich für unfähig, meinen Falstaff aus Heinrich IV. gebührend zu würdigen.

Genanntes Stück war (irr' ich nicht, im Jahre 1826) auf dem Berliner Hoftheater in einer von Wilibald Alexis eingerichteten Bearbeitung mit jenem Beifall gegeben worden, den theils ein berühmter Schauspieler wie Ludwig Devrient (Falstaff), theils die stillschweigende Uebereinkunft gebildeter Leute laut werden läßt; was der Franzose „succès d'estime“ nennt. Mir konnte dieser Erfolg keine andere Ansicht abgewinnen, und ich blieb verstockt. Da geschah es, daß ich auf der Rückreise aus Frankreich (1827) bei Zimmermann in Düsseldorf einsprach, und daß Dieser einen Ausflug nach Cöln und weiter, mich begleitend, unternahm. Auf der Fähr, welche uns in unserm Wagen bei einer Lustfahrt über den Rhein trug, fragte Zimmermann, wie mir die Darstellung der „lustigen Weiber“ gefallen habe? und ich, ohne daran zu denken, neben was für einem tiefen Kenner und Verehrer Shakespeare'scher Muse ich sitze, machte meinem Herzen Lust über das Lustspiel und gestand unumwunden, daß es mir nach der glücklich gelungenen Aufführung noch gerade so zuwider sei wie vorher. Zimmermann erhob beide Arme . . . ich wähnte, er wolle mich in des Strom schleudern? . . . Doch nein, er umarmte mich und rief laut und fröhlich aus: „Gott sei Dank, daß endlich einmal Einer den Muth hat, aufrichtig zu sein! Es geht mir eben so; mir ist das Stück auch zuwider!“

Doch das war eine Abschweifung; ich fahre fort.

Ein ganzes Leben, ein ganzes Weltgeschick mußte Shakespeare vorüber führen dürfen, beginnend, abschließend, erschöpfend. Ihm konnte nicht genügen die Kata-

strophe, die des Drama's Centrum bildet, und in deren Handlung wir gelegentlich aus der darstellenden Personen Munde vernehmen, was wir von ihrer Vergangenheit erfahren sollen. In diesen vier Pfählen mocht' er nicht heimisch werden. Was unsern größten Dichtern fünf reichliche Akte gab, hätte bei ihm in den fünften und letzten hinein gemußt; vier andere wären vorangegangen. Maria Stuart, von ihm gedichtet, hätte vor unseren Blicken jegliche Schuld auf sich laden müssen, von der das Beil des Henkers sie entführte. Ein Shakespeare'scher Egmont würde Heldenthaten, die der wackere Bunt mit schlichter Soldatenworten erzählt, die uns sein Märchen naiv und lieblich in's Gedächtniß ruft, sichtbarlich vor uns vollführt haben. Iphigenia hätte nicht in Tauris enden können, ohne mindestens in Aulis vor den Opferralta geschleppt und durch Apollo's Schwester befreit zu werden.

Und wenn nun sein allgewaltig um sich greifendes Wollen; wenn dieses kühne Zusammenfassen weit auseinander liegender Zeiten und Ereignisse; wenn dieses epische Lebendigmachen den edelsten, weitschauendsten Geist; wenn die Ausführung seiner kolossalen Entwürfe den bewunderungswürdigsten Dichter aller Länder und Bildungsepochen in ihm bezeichnet; wenn wir mit einer zur Anbetung sich steigernden Ehrfurcht an ihm hängen! — sollen wir deshalb unseren klaren Blick blenden, unser Urtheil in Fesseln schlagen, unsere Begeisterung durch feige Heuchelei verdächtigen, indem wir vor Andern verheimlichen, was wir uns selbst zugestehen?

Ich mag's nicht; ich will mich lieber den bittersten Vorwürfen Preis geben.

Wohl darf ich ohne Anmaßung behaupten, daß ich diesen Dichter, daß ich seine geistige Gewalt in ihrer Wirkung nach außen ein Wenig kenne. Lange hab' ich ihn und Alle, die über ihn sprachen, studirt. Dreißig Jahre hindurch hab' ich ihn mit entschiedenem Erfolge vor gebildeten Hörerkreisen in's Leben gerufen. Ja, ich bin Veranlassung gewesen, daß verschiedene seiner in Deutschland noch nie gegebenen Werke auf großen Bühnen versucht — gewissermaßen gewagt wurden, nachdem ich ihnen durch wiederholten Vortrag im Saale ein größeres Publikum geworben, ihrer Fremdartigkeit Bahn gebrochen hatte. Ich verdanke diesen Bestrebungen die größte Wonne, die es für empfängliche Gemüther überhaupt geben kann: sich an einem großen Dichter zu entzücken, während man andern Menschen das Verständniß seiner Tiefe reproducirend erschließt. Doch je länger ich an ihm lernte; je tiefer ich mich in mehrere seiner grandiossten Werke hineingelebt; je feuriger und ausdauernder ich mich bemüht habe, mein Amt würdig zu verwalten; desto klarer lernt' ich auch einsehen, daß er als dramatischer Dichter niemals zum Vorbilde werden kann und darf.

Ohne durch so weltlichen Vergleich fromme Seelen beleidigen, und wahrlich weit entfernt, unziemliche Nichtachtung dessen an den Tag legen zu wollen, was Gläubigen heilig ist, fühl' ich mich versucht, hier auf ein millionenfach verbreitetes Buch hinzudeuten, welches von

der Nachfolge eines göttlichen Vorbildes handelt. Dieser Titel hat mich stets befreudet. Wie soll und kann der Mensch sich einen Gott zum Vorbilde nehmen wollen? Er vermag ja nicht mehr zu sein, als er ist: — Mensch! Wie soll und kann der moderne Theaterdichter Shakespeare, den vor allen Anderen Gottbegabten Dichter zum Vorbilde nehmen wollen? Er müßte Shakespeare sein, um es zu dürfen.

Deshalb ist zu beklagen, daß Gustav Freytag in seinem Buche: „Technik des Drama's“ sich bei Wahl der von ihm angezogenen Muster und Beispiele auf die Alten, — auf Shakespeare, — auf Göthe, Schiller, Lessing beschränkt, sonst alle Uebrigen, sogar die Spanier, ausgeschlossen hat. Nicht allein von Calderon und Lope (die denn doch wahrhaftig große Poeten bleiben), auch von den Franzosen — älteren wie neueren — wäre, was dramatisch-begrenzte Form betrifft, durch anatomische Zergliederung für den fleißigen Anfänger ungleich mehr zu erlernen gewesen, als von obigen größeren und größten Dichtern. Sogar geringere deutsche Bühnenschriftsteller, welche ohne Anspruch auf Nachruhm nur das „tägliche Brod“ liefern wollen, und welche wir gewöhnt sind, von exclusiver Kritik vornehm kurz abgefertigt zu sehen, hätten erwünschte Gelegenheit dargeboten, Jüngeren zu zeigen, worin die reale „Aufführbarkeit,“ die „facture“ eines Drama's besteht. Und der Dichter so geistreicher, wirksamer Stücke wie „Waldemar,“ „Valentine,“ „Journalisten“ war vorzugsweise berufen, lehrreich auseinanderzusetzen, was er durch die That bewiesen:
Holtet, Charpie. I.

daß Bühnengeschick auch mit wirklich poetischem Talent vereinigt wirken kann, ohne letzterem Eintrag zu thun.

Bei Shakespeare steht es nicht so. Wo der Stoff ihn festhielt, wo von diesem geleitet er die erzählte Begebenheit schier theatralisch zugeschnitten überkam (z. B. in „Romeo und Julia,“ „Othello,“ „Lear,“ „Macbeth“ ic.), da befriediget uns eine gewisse dramatische Concentration, sobald wir abrechnen, was seinen Bühnenzuständen eigen ist. Wo jedoch, was ihm Chronik, Novelle, älteres Drama oder gar Historie zuführten, solche bereits vorliegende Haltung und Einheit entbehrte; wo er ungebunden und rücksichtslos der Geschichte oder Sage nachging; wo das Epos vorherrschend bleibt, da erkennen wir deutlich, daß er, die Charaktere vor Augen, gar nicht Zeit hatte daran zu denken, ob sie sich in dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte eines dramatischen Planes finden und binden würden. Erkennen, daß er, voll von den Geistern der Wahrheit, Weisheit, Schönheit und Heiterkeit, diese überströmen ließ in ewigen Rhythmen, unbesorgt um die Deconomie der Scene, um das Maß der Zeit, um den ihm angewiesenen Raum, um die Fähigkeit der Hörer, welche Neugier, oft Müßiggang versammelt hatten. Von seinen umfassendsten Werken, den historischen, gilt das besonders; von manchen der übrigen aber auch; und von mehreren in so weiter Ausdehnung, daß sie bisweilen eine Reihe willkürlich aneinander, dennoch kaum zusammenhängender Gespräche scheinen, die man stellenweise vor- und zurückschieben könnte, ohne der Handlung wehe zu thun. Und von dieser Erlaubniß

Gebrauch zu machen, ist die Regie nirgend blöde. Man betrachte den auf dem ersten deutschen, dem Wiener Burg-Theater in jüngster Zeit oft mit großem Glück aufgeführten „Heinrich IV.,“ wo zehn Akte zu fünfzehn eingeschmolzen sind, und kein Mensch, weder Oben noch Unten, nach chronologischer Ordnung fragt. Freund Falstaff sucht die Friedensrichter heim, bevor noch Prinz Heinz seine Flüge, Percy's Besiegung betreffend, mit „schönen Worten vergoldete“ und ihm dadurch Beförderung verschaffte. Wer merkt's? Kein Enthusiast für Shakespeare's Größe; nicht einmal die hochweise Zeitungskritik.

Manche der historischen Dramen, während einzelne Auftritte durch ihren Zauber hinreißen, durch ihre Pracht begeistern, bleiben im Total-Eindruck so fern von dramatischer Wirkung, daß man sich bisweilen staunend fragt: will das etwas Anderes sein, als dialogisirte Historie? Macht es wirklich Ansprüche auf dramatische Form? —

Es war in Paris (1827), wo Alexander v. Humboldt, nach einer Vorlesung bei Benjamin Constant mir die Ehre seines auf diesen Gegenstand eingehenden Gespräches gönnend, u. a. äußerte: „ob denn der Theaterdichter, der ja doch die Aufgabe hätte, seine Personen in den Konflikt ihrer Individualität und ihrer Thaten mit Welt und Schicksal zu führen und sie demgemäß untergehen oder siegen zu lassen? ob dieser Dichter denn das Leben und Ende einer geschichtlichen Person deshalb für ein dramatisches halten dürfe, bloß eben weil es ge-

schichtlich? ob dieser Dichter den Ausgang einer welt-historischen Bewegung deshalb für die Bühne zu benützen berechtigt sei, weil dieser Hügel, jener Fluß, dem Schicksal auf dem Schlachtfelde diese oder jene Wendung gegeben habe?“ In wie fern diese Aeußerung speciell auf Shakespeare Bezug haben sollte, das mag Baron Humboldt verantworten; jedenfalls bleibt sie zupassend für viele unserer modernen Erzeugnisse dieser Gattung, von denen die meisten verfaßt scheinen, um ihrer Autoren historische Studien zu documentiren. Daß aber auch in unserem Weltichter des Stoffes Widerspenstigkeit nicht selten jede dramatische Entfaltung im Reime erstickt, wer um Gotteswillen, der mit dem Theater einigermaßen vertraut ward, kann das wegleugnen?

Und was ist's denn weiter? Was giebt es denn für ein Unglück? Sind wir Menschen denn um der Bühne Willen auf Erden? Würde Shakespeare nicht Shakespeare sein, wenn er, ohne mit dem realen Theater in so unmittelbare Berührung zu gerathen, seine Schöpferkraft entschieden dem Epos zugewendet hätte? Kann er, wie er jetzt ist, nicht der größte Dichter bleiben, ob-schon unter seinen Dramen sich viele befinden, die zwar scenenweise gewaltig drastisch, die in ihrem ganzen Bau aber nicht dramatisch sind? Warum denn nicht? Wenn ich nun diese dialogisirten Historien, diese epischen Vorgänge, diese erhabensten aller Lehrgedichte auf meinem Zimmer lesen und mich daran erheben will, wie am Homer, am Ariost, am Cervantes? Wird mich der theatralische Zuschnitt im Genuße stören? Höchstens

dann, wenn ich ein Theaterregisseur bin. Und alle Menschen brauchen ja Gott sei Dank nicht Theaterregisseure, oder s. v. Zuschneider für die Darstellung zu sein! Der dramatisch-theatralischen Form zu genügen, ist ein subordinirtes, beschränkt-verständiges Talent hinreichend, welches oft dem höchsten Genius abgeht oder ihm doch weniger zu Gebote steht, als manchem Dichter zweiten, dritten Ranges. Ein Geschick, welches z. B. Göthe in viel, viel geringerem Grade besaß, als Kogebue. Was ist denn dabei? Warum sollten wir's uns nicht eingestehen, daß Kleist's Penthesilea, seine Hermannschlacht, ja selbst sein Käthchen (im Originale!) ungleich weniger geeignet sind, den billigen Ansprüchen eines in jeglicher Art gemischten (und andere giebt es nirgend!) Hörerkreises vor den Brettern zu genügen, als etwa (in ihrer Gattung) „Die Jäger“ — „Iffdor und Olga“ — „Ein Glas Wasser“ — „Die Marquise von Billette“ u. c.? Und wäre deshalb Heinrich von Kleist weniger Poet, als Iffland, Raupach, Scribe und Charlotte Birch-Pfeiffer? Ist vielleicht, um ein anderes Beispiel in anderer Sphäre anzuführen, Jean Paul kein Dichter, weil er unfähig gewesen, auch nur den kleinsten Vers zu machen? Weil die tönende Macht des Rhythmus, des Metrums (denn sobald er die leichteste Strophe aus dem Gedächtniß citirt, thut er es fehlerhaft) ihm gänzlich verschlossen blieb? Die natürliche Gabe dafür ging ihm ab. Es ist ein Mangel, doch in diesem war er so reich, daß von seinen Abfällen tausend Verfertigter wohlklingender, zierlich-regelrechter Gedichte sich noch be-

reichern könnten. Ludwig Tieck, der Dichter einer „Genovesa,“ der das lange Leben an's Studium dramatischer Dichter aller Jahrhunderte und Nationen gesetzt; der die weisesten Lehren über Schauspielkunst gegeben; die Pracht verklungener Darstellungen prachtvoll geschildert; der das dramatische Vorlesen (im ausgebildet-künstlerischen Umfang) erfunden hat; — Ludwig Tieck entbehrte so sehr den Sinn für dramatische Form, daß er nicht zu begreifen schien, weshalb Iffland jenen damals von ihm gedichteten, dem Hoftheater zur Komposition eingereichten Operntext — eine theatralische Unmöglichkeit — unbenützt zurückgelegt? Daß er es recht übel aufnahm, als ich in einem Briefwechsel aus Breslau ihm die Nothwendigkeit andeutete, seinen „Blaubart“ für die projektirte Darstellung ändern und kürzen zu müssen. Er schrieb unumwunden: „Ich begreife gar nicht, was da zu ändern wäre?“ Er schien überhaupt, wo er für eine Dichtung eingenommen war, nicht zu ahnen, daß es Auftritte geben kann, die trotz ihrer Länge den geistreichen Leser fesseln, durch dieselbe aber, auf der Bühne gesprochen, alle Handlung zerstören und sogar den feingebildeten Zuhörer in Verzweiflung stürzen können; — wobei dann gewöhnlich alle Schuld auf die Darsteller geschoben wird. Ihm fehlte nun einmal der Sinn dafür. Und thut das seiner sonstigen Bedeutung Eintrag? Ich dünke nicht.

Es ist grundsalsch, wenn blindseinwollende Shakespearomanen alle Einwürfe bescheidener Zweifler darauf beschränken möchten, Shakespeare sei nur deshalb

nicht immer theatralisch-dramatisch nach unsern Begriffen, weil seine Bühne unsere Begrenzungen nicht gekannt, weil sie in ihrem willkürlich-regellosen Zustande nicht von ihm begehrt habe, daß er sich dem füge, was man jetzt conventionell „Theater“ heiße. Als wenn Er der Mann gewesen wäre, sich zu fügen! Lächerlich!

Was er von ihr verlangte, dem mußte sie sich fügen, diese Bühne, die unter dem Heldenritte des Giganten stöhnte und seufzte, als solle sie aus ihren Fugen weichen. Er aber hatte Recht und wird Recht behalten, „aller Nachwelt unverloren, wo Sprache blüht, und wo sich Menschen freun,“ wie er selbst in einem Sonette sagt, weil das, was er der Erde zu verkünden hatte, und die Art, wie er es verkündete, den aus und in Gott geborenen, den Poeten von Gottes Gnaden bezeichnet, welcher das Siegel der Auserwählten auf seiner Stirn trägt. Ein solcher braucht sich an keine Form zu binden; er steht über ihr, denn er steht über Allem!

Aber welche Frechheit zu vermeinen, Andere dürften dies auf ihre Gefahr hin ihm nachmachen wollen? Um es zu dürfen, müßten sie Shakespeare sein. Sind sie das aber nicht, dann haben sie sich und ihrer Stoffe ungeordnete Ueberfülle einer bindenden Form anzuschmiegen, die, noch so häufig angefochten, ihr altes Recht stets wieder geltend macht, wo es die Bühne gilt; jener Form, welche durch Gesetzgeber im Gebiete des Schönen, durch die ewig-jugendlichen Alten aufgestellt ward; deshalb so streng aufgestellt, weil ein Volk, welchem das Epos in vollster Glorie vertraut war, auch am schärfsten zu son-

dem verstand, wodurch sich das Drama von jenem unterscheidet. Daraus mußte konsequent die Regel von den drei Einheiten sich bilden, die gewiß, — suche man sie in freieren Regungen romantischer Dichtung äußerlich zu erweitern, — in ihren innersten tiefsten Gesetzen unerlässliche Bedingung des Drama's bleibt, soll dieses nicht aus Rand und Band weichen und in geschmacklose Willkür sich verlieren, die freilich, Gott erbarme sich, bisweilen als Genialität angepriesen wird.

Wer von allen Dichtern unseres Jahrhunderts hätte wohl so verführerische Anregungen gehabt, sich in solch' zügellose dramatische Willkür zu verrennen, als Shakespeare's Landmann, jener Feuergeist, dessen Erdenbahn auch in poetischer Beziehung eine kometische genannt werden darf; er, den Frömmeler und prüde, scheinheilige Engländerinnen perhorresciren mögen, dem wir jedoch gönnen, daß Göthe ihm einen immergrünen Kranz auf's Grab gelegt? Wer hätte leichter die leicht irre zu führende Masse verblenden und mit wilden Sprüngen und kecken Kontrasten bei seinen dramatischen Versuchen weiblich „shakespearisiren“ können? Aber was that Byron? Man betrachte seinen „Kain,“ seinen „Sardanapal,“ seinen „Marino Falieri!“ Er wählte die bindendste Form; er bauete dem edlen Erz, von heißer Phantasie geschmolzen und in glühenden Fluß gebracht, einen festen Damm und goß keine vielgliederten Zerrbilder, sondern reine Glocken. Auch that er dies keinesweges nur in der Hoffnung oder Absicht, seine Werke bühnengerecht zu machen. Bei der seltsamen Wahl der

Stoffe, bei der philosophisch-rhetorischen Breite ihrer Ausführung scheint er weniger an die Bretter gedacht zu haben. Nein, er that es in höchster Achtung vor dem Wesen des Drama's, wie er dessen Bedeutung und Gesetze erkannt und gewürdiget hatte, und fand sich nicht Genie genug, daran rütteln zu dürfen.

Und woran, um im Kontraste zu fragen, woran ist unser *Immermann*, dieser vortreffliche, achtungswürdige Dichter, in theatralischer Beziehung gescheitert? Woran lag es, daß er sein klares Auge im Tode schließen sollte, ohne erfüllt gesehn zu haben, wonach er sich mit so innigem Wunsche sehnte, und wozu er die vollen, schönen Mittel besaß: unsere Bühne als poetischer Gebieter zu beherrschen? Doch lediglich daran, daß er jung und beginnend in die blendende Formlosigkeit Shakespeare'scher Freiheiten gerieth und dann später, als er jenen Irrthum einsah und sogar selbst warnende Worte gegen ähnliche Nachfolge erhob, bereits die jugendliche Schmiegsamkeit verloren hatte, die unerläßlich scheint, um zu erlernen, was an der Schauspiel-Kunst und -Form, schaffender oder darstellender, dichtender oder reproducirender, nothwendig erlernt werden muß!

Was ist *Gräbe*, der gewiß weit mehr sein könnte, hätt' es ihm beliebt weniger zu scheinen, und hätt' er nicht vorgezogen, hinter'm Schenktsche den kleinen Shakespeare zu spielen, — was ist der uns geworden? Doch, ehrlich geredet, nichts Anderes, als ein kurioses Exemplar, welches man, wosfern es anatomische Präparaten-Sammlungen für poetische Mißgeburten gäbe,

eben so sorgsam in Spiritus konserviren würde, als man eine kolossale Leber konservirt. Dieser selbige Grabbe nennt zwar Shakespeare's Werke „poetisch verzierte Dramen, wo aller Mittelpunkt fehle; wo man nicht wisse, wer Hauptperson, wer Nebenperson, und wo, wenn man auch auf Einheit der Zeit und des Ortes verzichte, doch nicht einmal Einheit des Interesses zu finden sei!“ 2c. Ei, ei! Hatte der von seinen damaligen Lobrednern so überschwänglich bewunderte Mann dafür scharfe Blicke, wie konnt' es ihm geschehen, daß er für die total untheatralische, undramatische Conception seiner eigenen ausschweifenden Geistesgeburten blind blieb? Von unzähligen Anderen, worunter hochbegabte Talente, die im „shakespearisiren“ verschwommen sind, geru zu schweigen!

Sobald ein William wieder geboren werden wird (wozu ich unserm Jahrhundert die Facultät abspreche), sei es diesem erlaubt zu schreiben, was und wie er will. Alle Uebrigen dürften klüger thun, sich in strenge Formen zu begeben; keinen dramatischen Stoff zu wählen, keine Arbeit zu beginnen, bevor sie Stoff und Plan nicht hinreichend verschmolzen und ihren Weg bis zum Ziele hin so genau berechnet haben, daß sie uns nicht in einem Akte durch drei Provinzen, fünf Gemächer und sieben Schlachtfelder zu zerren brauchen. Alle Uebrigen dürften klüger thun, ein Beispiel zu nehmen an einem gewissen Deutschen, Göthe mit Namen, welcher Deutschlands Stolz bleiben wird, ob auch von jenen Kränzen, so Deutschlands hohes Parlament in Frankfurt zu winden

beliebte (1848), nicht einer auf seine Statue gereicht hat, weil Herr Börne sämmtlichen Blumenflor in Anspruch nahm; Herr Börne, der sich begnügte, aus Paris herüber die Deutschen Schafsköpfe zu nennen, während Göthe zwei Menschenalter daran setzte, die Deutschen zu erheben, zu veredeln, vor den Blicken des gebildeten Europa geistig zu verklären. Dieser unbekränzte Frankfurter hat sich's nicht verdrüßen lassen, nachdem er einen „Göy von Verlichingen“ in die Welt gesandt — — (und sollte denn einmal shakespeare'sche Weise, um nicht zu sagen „Manier,“ auf deutschen Grund und Boden verpflanzt werden, bleibt solcher Anlauf jedenfalls der fleigreichste!) — nachdem er Göß mit der eisernen Faust in die Welt gesandt, dem „Clavigo,“ dem „Tasso,“ der „Iphigenia,“ derlei ganz erträglichen Personen, reine weiße Handschuhe anzulegen. Gerade besagter Göthe hat, wie er gewöhnlich das Beste aussprach, auch über Shakespeare zuerst, und ehe noch andere Klugredner ihre Stimmen erhoben, das Belehrendste ausgesprochen. Seine im „Wilhelm Meister“ gewissermaßen in die Handlung des Romans übergehende Würdigung des „Hamlet“ hat späteren Entwicklungen, Auseinandersetzungen, Erklärungen wahrhaft erst Bahn gebrochen. Wenn ein Mensch, ein Gelehrter, ein Dichter Shakespeare'n ganz und auf seiner höchsten Höhe erkannte, so war es Göthe, der den Wahlspruch: „Shakespeare und kein Ende!“ diktierte; der es gerade heraus sagt, daß er William für den größten aller Poeten hält, welchen Polyphem sich aufbewahrt, um ihn zuletzt zu veripeisen.

Aber so wie Göthe dies ausspricht, darlegt und beweiset; wie er sich selbst in erhabener Demuth dem ewigen Briten subordinirt, so scheut er sich doch auch nicht zu erklären, daß er ihn für keinen Theaterdichter hält. Bei Gelegenheit einer (zweifelhaften) Jugendarbeit Shakespeare's schreibt er: „Es ist der ganze, reintreue Ernst des Auffassens und Wiedergebens, ohne Spur von Rücksicht auf den Effekt. Vollkommen dramatisch, ganz untheatralisch.“ Und was meint unser Immermann Anderes, wenn er in seinen Bekenntnissen als Theaterdirektor wehmüthig ausruft: „Sei daher Shakespeare auch fernerhin der Liebling der Besten; aber man gebe endlich den Gedanken auf, ihn im eigentlichsten Sinne des Wortes bei uns auf den Brettern einheimisch zu machen, oder gar eine, der seinigen verwandte Herrlichkeit in unseren Tagen dichtend hervorzurufen!“ Das durfte der edle Immermann rücksichtslos drucken lassen, nachdem er solch mißlungenem Bestreben die schönsten Blüthen eigener schaffenden Jugendkraft geopfert.

Gewiß, eben so wenig wie Shakespeare unsern strebenden Theaterdichtern als Vorbild gelten darf, eben so wenig dürfen wir die wahre Lust, die höhere Freude an ihm auf unserer Bühne suchen. Dort werden uns (mit einigen Ausnahmen) seine Werke nicht gelten, was sie werth sind. Auf den Brettern der Jetztzeit am Wenigsten . . . es müßte denn auf den modischen Sommertheatern sein, bei bairischen Bierkannen und Käsestollen im Tabaksqualm. Pui, der Schmach! —

Was verlangt unser tonangebendes Theaterpublikum? Hand in Hand mit den Tageschriftstellern fragt es nicht mehr nach menschlich-dramatischer Wahrheit, nicht mehr nach redlicher Besinnung, nicht mehr nach poetischer Charakteristik, ja kaum noch nach oberflächlichster theatralischer Wirkung. Es fragt nur nach Anspielungen auf Ereignisse der Zeit, nach politischen Witz und Stichen, und beklatscht auch diese nur lebhaft, wenn sie dem wichtigsten haltlosesten Uebermuthe kriechend entgegenkommen. Hab' ich doch am Publikum des Wiener Hof-Burgtheaters, des sonst taktvollsten, theilnehmendsten, sinnigsten in ganz Deutschland, erleben müssen, daß es (wenigstens ein großer Theil desselben) in der Scene des vierten Actes von Julius Cäsar zwischen Brutus und Cassius einige Stellen als „auf lokale socialistische Verhältnisse bezüglich“ mit pöbelhaftem Geschrei begleitete. So weit sind wir gerathen im Fortschritt! — Was bleibt dem Freunde der Poesie übrig, als zu flüchten aus diesem Gewühle kleinlicher selbstischer Anregungen, diesem knatternden Feuerwerk hergebrachter, abgenüchter, immer wieder angejauchzter Schlagwörter, . . . zu flüchten in die hohen Hallen des unentweihbaren Tempels, dessen Oberpriester wir in Ihm verehren.

Jene Anderen, weil sie einer ausgesprochenen Kunstform, einer konventionellen Regel, einer nothwendigen Beschränkung unterworfen, mit planmäßiger Besonnenheit sich und ihre Dramen beherrschten; weil sie gewandte Meister ihrer Sprachen und ihrer Zeiten, in künstlerischem Walten, in dramatischer Abrundung und

Einheit über Shakespeare stehen, . . . mögen sie n in Racine, Corneille, Calderon, Voltaire, ja mögen sie Pope, Alfieri, sogar Molière heißen! mehr oder weniger rückten sie uns bereits fern und veralten unserer Poesie. Er rückt uns täglich näher, je tiefer wir uns in's Menschliche hineinleben. An seiner Hand treten wir in's Allerheiligste. Diesen Tempel werden die Vorschreier des Marktes nicht unterwühlen, auf seinen Trümmern sollen sie nicht wandeln. Und mögen sie blödsinnig-frech eingestehen, daß ihnen die Poesie eine feile Dirne sei, welche nur politischen Tendenzen dienen müsse . . . das darf uns nicht muthlos machen. Ab- und Zunneigungen der Menschen, Ansichten, Geschmack, Mode, sind wandelbar. Meinungen, die gestern für unfehlbar angepriesen wurden, hört man heute wüthend bekämpfen. Männer, die heute in Volksgunst schwelgen, werden morgen mit Roth beworfen. Was herrschte, strahlte, glänzte, sinkt in Schutt und Staub, aus Ruinen erhebt sich neuer Glanz, neues Glend, neue Herrschaft, neue Sklaverei. Hier quälen Tyrannen, dort tyrannisiert die Masse, wir haben Alles gehabt, es wird Alles wiederkehren, Alles wechselt, schwankt, sinkt . . . nur Zweierlei bleibt: der blaue Himmel, der sich um uns wölbt, in dessen Aether emporsteigend die Lerche das Lob des Schöpfers kündigt; und das Reich der Dichtung, welche Wahrheit ist; das Reich ewiger Wahrheit durch Poesie verherrlicht. Natur und Kunst, ungetrübt von den klebrigen Placereien der Menschheit.

Darum bleibt uns auch Shakespeare, der Gesandte

Gottes, der Poet der Wahrheit in Natur und Geschichte.

Deshab aber sollen auch wir wahr und offen sein, wo immer von ihm die Rede ist. Sollen nicht verzagt hinter'm Berge halten, nicht aus falscher Scham verschweigen, was uns vielleicht für Mangel an Einsicht oder an Ehrfurcht ausgelegt werden könnte. Und deshalb sang ich bei Seinem Jubelfeste laut und frei:

Zum 23. April 1864.

Ja, zieht sie auf, die heil'ge Fahne,
Und laßt sie hoch in Lüften wehn,
Daß wir andächtig nach dem Schwane
Vom Avon heut gen Himmel sehn!

Wer reden kann, soll froh verkünden,
Was er von Ihm zu sagen weiß,
Gesang soll sich dem Wort verbünden,
Und wer's vermag, erring' den Preis!

Es dürfen Alle sich versammeln
Um diese Fahne, treu der Pflicht,
Auch wir, die eben schlichtern stammeln;
Auch wir — jedoch die Heuchler nicht.

Die Heuchler, die bis zu den Quellen
Urem'ger Dichtung nie gelangt,
Und die sich bloß begeistert stellen,
Weil es die Mode so verlangt.

Niemals ergriff sie holder Zauber,
Der unbewußt uns tief erregt;
Nur was die Wort- und Silben-Klauber
Auslegerisch hinein gelegt,

Das haben sie in ihm gefunden.
Ihr Lob erklingt wie Angstgestöhn;
Sie seufzen, kritisch überwunden:
„Was Shat'spear' schrie, ist Alles schön!

„Du darfst nicht zweifeln, darfst nicht fragen,
„Anbeten mußt Du, stumm und dumm,
„Und Keiner darf zu mäkeln wagen
„An solchem Evangelium.“

O Heuchelei! Bestochne Richter,
Ihr leugnet frech (obgleich ihr's wißt),
Daß auch der größte aller Dichter
Zulezt ein Mensch gewesen ist?

Daß dichtend Er ein Mensch geblieben,
Geringes neben Höchstem geht,
Daß menschlich Ihn nur der kann lieben,
Der dies in Demuth eingesteht?

Nein, wer behaupten will: es gleiche
Sich Alles an Vollkommenheit
In jenem großen Wunderreiche
Nie da gewes'ner Herrlichkeit;

Wer mich des Rechtes will berauben,
Zu sondern, was so scharf getrennt,
Dem werd' ich nie und nimmer glauben,
Daß er im Geiste Ihn erkennt.

Wir wollen frei vom Herzen sprechen
Und aus dem Kranze um Sein Haupt
Die wilden Reiser muthig brechen.
Der Kranz ist ja so dicht belaubt

Und blüht so voll seit alten Tagen
Für alle Zeit und Ewigkeit,
Wie Keiner trug und je wird tragen,
Denn Gottes Hauch hat ihn geweiht.

Drum laßt sie wehn, die heil'ge Fahne,
Die drei Jahrhunderte durchflog,
Und schaut andächtig nach dem Schwane,
Der singend auf gen Himmel zog.

Und seid gewiß, daß Ihm, dem Einem,
Wir Ehrliche, die weder blind,
Noch heuchlerisch vor ihm erscheinen,
Willkommenste Verehrer sind.

Herr Victor Hugo,

wie er den Shakespeare ansieht.

Aus dem Französischen so wortgetreu als möglich übertragen.

I.

Shakespeare tiefsinnend, — von Versailles fern,
Dem prächt'gen, mit geschniegeltem Larus,
Verschnitt'nem Buchs, wo man die weinerliche,
Weitschweifige Tragödie stöhnen hört, —
Betrachtet festen Blicks der Welt Gewühl,
Und vor ihm schaudert bang der weite Wald.
Da schreitet er mit bleichem Angesicht,
In seinem Innern durch sich selbst verblindet,
Dem wilden Thiere gleich; auf seinem Haupte
'nen Streifen Licht wie eine Mähne schüttelnd.
Durchsichtig ist sein Schädel, angefüllt
Mit Seelen — Leibern — Träumen, die heraus
Man leuchten sieht. Es rinnet durch sein Sieb
Die ganze Welt; er hält das ganze Leben
In seiner furchtbar'n Faust. Er preßt dem Menschen
Ein übermenschlich Schluchzen aus. Und unser Geist,
In solch' befremdlichem Genie bisweilen
(Wie auf der See) den Weg verlierend, leidet
Schiffbruch.

Wir fühlen zitternd, wie in seinem düstern
Theater uns der Hauch von seinem Munde
Anweht; wie seine Finger uns die Seite
Aufreißen und durchwühlen. Niemals zagt Er.

Er ist ein Riese und er bändigt
Richard den Dritten, jenen Leoparden,
So wie das plumpe Urthier Caliban.
Das Ideal nur ist der Wein, den dieser
Bachus kredenzt. Die ungeheuren Stoffe,
Die er ergriffen und bewältigt hat,
Köcheln um ihn herum, schön oder häßlich.
Er knebelt Lear, Brutus und Hamlet, Wesen
Gewalt'ger Gattung; so die Capulets,
Montague's, Cäsar! oder Hexen hier
In Wäldern, dort Gespenster auf dem Thurm.
Sogar nach Aeschylus vermag Er noch
Nelpomenen in Furcht zu setzen, Er,
Der Finst're, seine Hände voll von Fegern
Menschlicher Seelen, von Othello's Fleisch,
Von Macbeth's Ueberresten. Ruhe findet
In seinem Werk, dem Schauer-Alphabet
Des Drama's, Er. So wie der schwarze Löwe
In einer unermess'nen Höhle einschläft,
Die Krallen blutbefleckt. —

II.

Wie der deutsche Uebersetzer Herrn Victor Hugo ansieht.

Ein wahrer Dichter wurdest Du geboren,
Und Deine Jugendsänge drangen weit;
Nur allzu früh hast Du Dich selbst verloren
In Deiner unbegrenzten Eitelkeit.
Sie riß Dich fort zu toll-blind-wüth'gem Walten,
Du wolltest Kunst wie Leben umgestalten,

Ganz ohne Maß, Besonnenheit und Plan,
Verließt Du immer tiefer Dich in Wahn.
Du wähtest, den Franzosen Das zu werden,
Was Gottes Macht nur einem Einz'gen gab;
Für zwei Shakespeare ist nicht Raum auf Erden.

So trat'st Du frevelnd auf sein heilig Grab
Und äfftest nach in traurigem Verkennen,
Was blut'ge Schauder Du an ihm genannt;
Du wagtest wild und grausam ihn zu nennen,
Den Sanftesten, den je die Welt gekannt,
Den mildesten Beherrscher alles Schönen,
Den frömmsten Mann, der göttlich-rein gestinnt,
Des Daseins Zwiespalt wußte zu versöhnen,
Voll Weisheit und — voll Einfalt, wie ein Kind.

Dir ist's ein Raubthier, das die blut'gen Krallen
In Menschenherzen tückisch-grausam schlägt?
Mir ist's ein Cherub, der zum Wohlgefallen
Des Himmels uns empor gen Himmel trägt. —

Man täuscht auf Jahre, — täuscht nicht sein Jahrhundert,
Und als Tragöde hast Du nur gegeistet;
Drum fragten Viele oft und still-verwundert:
Wie kommt's, daß dieser reichbegabte Geist
Vom Shakespeare spricht mit tönender Emphase
Und es am Ende zu nichts Höh'rem bringt,
Als zur Gestaltung einer hohlen Phrase,
Die ohne inn'res Leben schallt und klingt?

Jetzt sehn wir klar. Du sprachest unummunden
Durch Deine Verse über Dich den Bann.
Nun weiß man doch, was Du in ihm gefunden,
Was man von Dir erwarten darf und kann.

Brot für die Schwalben.

Von einer etwas überschwänglichen und nicht sehr lebhaften Erzählung Lamartine's — „Rafael“ denk' ich war sie betitelt — ist mir nicht Viel in der Erinnerung geblieben, außer einem jungen Schwärmer, der auf einsamem Thurme oder dergleichen die Schwalben fütterte. Die Schwalben? Darüber mußte ich lachen und zerbrach mir nicht weiter den Kopf. Konnt' es nicht ein Schreibfehler sein? Der Poet hatte vielleicht moineau hinsetzen wollen? Oder, was dasselbe bedeutet: pierot? (Sperling.) Oder pinson? (Fink.) Und während er schrieb, flog eine Schwalbe an seinem Haupte vorbei; denn er saß dichtend im Grünen, am Ufer eines romantischen See's. Und sie streifte mit sanftem Flügelschlage sein Lockenhaar; und ihm unbewußt floß hirondelle aus des Autors Feder. Das war ja leicht möglich. Bei dieser Erklärung habe ich mich beruhiget und die Schwalbenfütterung vergessen, wie den ganzen Rafael. Später las ich wieder Etwas von Lamartine und fand aber ich habe all' seine Werke gelesen und weiß nicht mehr, wo ich fand? Doch ich meine, es war in der Fortsetzung des „Socelyn;“ den Titel dieser Fortsetzung kann ich jetzt

nicht angeben. Gleichviel: das Büchlein ist einer Dienstmagd zugeeignet, und die Widmung sammt Vorrede macht ein wunderbarlich communistisch-socialistisches und aristokratisch-vornehmes Janusköpfflein; und was an diesem Köpffchen hängt, ist darum nicht minder anmuthig, reizend, poetisch; in jeder Art würdig, obgleich in ungebundener Rede verfaßt, sich jenem berühmten Gedichte (Tocelyn) anzuschließen. Auch will ich es dem geneigten Leser, der es etwa noch nicht kennt, hiermit bestens empfohlen haben! In besagtem Büchlein war es; — und sollt' es dennoch in einem andern gewesen sein, so bitt' ich um Entschuldigung für mein schwaches Orts- und Namens-Gedächtniß; in Lamartine war es nun ganz gewiß, daß ich abermals eine Stelle fand, wo die Schwalben mit Brotkrumen gefüttert werden. Das machte mich stutzig. Das konnte nicht wieder für einen Schreibfehler gelten; für einen Druckfehler noch weniger. Das war wirklich so gemeint: Alphonß von Lamartine glaubt alles Ernstes an Schwalben, die Brot fressen.

Die deutsche Sprache hat vielerlei volkstümliche, sprüchwörtliche Ausdrücke. Einer derselben drängt sich mir zwischen diese Zeilen. Wenn sie einen Menschen bezeichnen will, der hervorragende Gaben besitzt, außerordentliche Fähigkeiten irgend einer Gattung, so heißt es von ihm: „Der kann mehr als Brot essen.“ Ich zweifle durchaus nicht an der Anwendbarkeit dieser Bezeichnung auf unsere Schwalben. Wer ihr Geschick für Baulichkeiten wahrzunehmen sich die Mühe gab, wird mir beistimmen: unbedenklich, eine Schwalbe kann mehr als

Brot essen. Aber Brot essen kann sie deswegen immer nicht, und ich mache mich anheischig, dem ersten besten Löwen oder Tiger die erste beste Schüssel voll frischer Faschingstrapsen aufzunöthigen, ehe ich mir aufnöthigen lasse, daß der halb und halb mysteriöse Vogel — nenne man ihn unwissenschaftlichem Sprachgebrauch zufolge: Rauch-, Mauer-, Haus-, Ufer- oder Erdschwalbe — ein Krümchen Brot entgegennimmt, auch nur von dem Umfange des winzigsten Stechnadelknopfes.

Wahrlich, die Schwalbe kann mehr, als Brot essen: Sie kann über Weltmeere ziehen, ohne auszuruhen; sie ist in Cairo heimisch, wie auf dem Kohlmarke und unter den Linden; sie vermag naturforschende Gesellschaften und Gelehrte mit Forstmännern, Landwirthen und Teichfischern zu entzweien, wegen ihres Winterschlafes, von dessen Beschaffenheit in Schornsteinen, Sandhöhlen und Sümpfen wir bis jetzt ebenso wenig Gewisses wissen, als wir über die Beschaffenheit unseres eigenen vereinstigen Sarg schlafes im Voraus zu ergrübeln im Stande sind; sie kann, macht sie auch einzeln noch keinen Sommer, doch als willkomm'ner Frühlingsbote die schöne Jahreszeit anmelden; sie kann . . . o sie kann gar Vieles, was wir nicht können; nur Brot essen kann sie doch nicht.

Ich machte mir wegen Lamartine's naturhistorischem Leichtsinn allerhand Gedanken, die sich mehr oder weniger auch auf seine politischen Leicht- und Tiefsinnigkeiten übertrugen, und nahm mir vor, diesen Gedanken gelegentlich einmal Form zu verleihen. Nun ja, was nimmt

sich ein armer Schriftsteller nicht manchmal vor und bringt es dann nicht zu Stande! Wie im Herbst die Schwalben davon zogen, flogen mit ihnen auch meine Gedanken in den Wind. Verfliegen, verschwunden; — bis gestern Abend kein Gedanke an jene Gedanken! Gestern Abend wollt' ich eine müßige Abendstunde durch anregende Lecture tödten und griff, vielleicht weil sie mir eben zur Hand lag, nach Victor Hugo's „Nôtre-Dame.“ Manche schon öfters gelesene Beschreibungen überschlagend blätterte ich in dem geistvollen Buche, naschte so zu sagen an einzelnen wirksamen Stellen. Dabei verging die halbe Nacht, ohne daß ich Schlaf spürte. So gelangte ich unvermerkt in das vierte Kapitel des neunten Buches, wo die arme Esmeralda in ihrem Thurmstübchen, durch Quasimodo's schauerliche Fürsorge ernährt, ihr gefährdetes Dasein fristet. Die Schilderung ist ergreifend. Man liest sich tief hinein. Man fühlt mit der jungen Zigeunerin. Man leidet mit dem einäugigen Ungethüm, in dessen Mißgestalt denn doch auch ein Menschenherz schlägt. Ich sang in meiner Seele düstre Weisen zu seinen wilden, widerspenstigen Liedern und sagte mir: mit diesem Kapitel mache ich für heute den Schluß, gehe zu Bette; schöner kommt es nicht mehr. Und so las ich: „Sie brachte ihre Tage damit hin, Djali (die Ziege) zu lieblosen, die Thüre des Hauses-Gondelaurier zu beobachten, leise Selbstgespräche über Phoebus zu führen und ihr Brot den Schwalben vorzubröckeln.“

Hätte mich ein Skorpion gestochen, wäre mir Quasimodo in Person erschienen, oder, was noch schlimmer,

hätte Claudius Frolo über meine Achsel mir in's Buch gestarrt, ich könnte nicht heftiger aufgefahren sein. Es ist zu arg, rief ich aus, indem ich den dicken Band zuklappte; diese Franzosen sind ja rein des Teufels. Jetzt geräth Herr Victor Hugo auf Lamartine's Sprünge. Unglaublich! Entweder die französische Fauna ist überhaupt anders organisiert als die deutsche, oder . . . Ich hatte gestern Abend schon bedenklich den Kopf schütteln müssen, wo im letzten Kapitel des achten Buches Quasimodo „mitunter pfeift, sobald eine Amsel an ihm vorüberflattert.“ Amseln, die sich wie Dohlen auf Kirchtürmen umhertreiben, sind mir eigentlich auch noch nicht vorgekommen. Indessen ich getröstete mich: wer weiß? Paris unter Ludwig dem Elften war nicht Paris unter Napoleon Bonaparte dem Neffen. Da mögen Moräste und Erlengebüsche so mancher „schwarzen Amsel“ mit und ohne*) Federn zum Aufenthalte gebient, und warum soll nicht bisweilen solch' ein lüfterner Vogel, irgend ein Insekt verfolgend, sich bis zum glockenläutenden Monstrum hinaufgewagt haben? Sei's um die Amseln! Deshalb braucht sich unser alter Beckstein noch nicht im Grabe umzudrehen. Aber nun fressen die Schwalben wieder Brot? Nun dreht sich Beckstein um. Ja, er dreht sich, der brave Mann und weiland Jäger vor dem Herrn, dem wir das beste Buch über die Vögel zu verdanken haben. Es ist kein Erbarmen für ihn, er dreht sich. Und ich mit ihm. Ich wollte nicht Lärm

*) Siehe Heinrich IV. zweiter Theil, Akt III. Scene 2.

schlagen, wenn es etwa Rothkehlchen wären, die Esmeralda mit Ueberbleibseln ihrer Aspl-Rationen bewirthebt; Rothkehlchen, Grassmücken, Fliegenschrapper, Steinschmäher, Rothschwänzlein, Bachstelzen, weiße, graue, gelbe, — meinetwegen. Diese Vögelchen sämmtlich nähren sich zwar auch von lebendigen Geschöpfen, als kleine Raubthiere, die sie sind; picken daneben doch auch nach einer Beere, lesen vielleicht ein Körnlein auf; setzen sich auf Zweige, hüpfen auf dem Boden umher, schlüpfen durch Hecken, gewöhnen sich an menschliche Kost, dauern im Zimmer aus, und vielleicht haben Herr von Lamartine und Herr Hugo, und andern unberühmten Leuten ähnlich, Kindheitgenossen aus dem genus der Sylvien besessen, haben derlei leichtgezähmte Sänger hier und da nach einem Krümmchen haschen sehen? Aber wo haben Sie gesehen, meine Herren Republikaner? Und wo hat irgend ein Mensch, dem nur ein Fünkchen Beobachtungsgabe einwohnt, wäghen dürfen zu sehen, daß auch nur eine einzige der unzähligen, unsern Luftkreis durchschneidenden Schwalben etwas Aehnliches gethan? Wem kann es entgehen (er müßte denn sich absichtlich verblenden), daß die unermüdlche Seglerin keine andere Nahrung verlangt und sucht, als die sie im Fluge zu erbeuten weiß; sei es nun, daß sie hoch emporwirbelnden Fliegen, Mücken, kleinsten Käfern im blauen Aether begegnet; sei es, daß sie bei gedrückter Atmosphäre unten am Boden umherstreift an Ufern, über Wasserflächen und dort ergreift, was sich regt, was lebet, strebet, schwebet, sich erhebet. Nur einer Schwalbe Schnabel, der im Verhältniß zu

ihrem sonstigen Leibesumfang ein breiter Rachen genannt werden darf, braucht man zu sehen, um zu lernen, daß er nicht gebaut sei, aufzuklauben, zu picken, zu zerzupfen, zu zertheilen wie andere Schnäbel; sondern daß er, zwei Klappen öffnend, ungetheilt verschlingen will, was der Hauch des Windes ihm zuführt, was eine gewandte, energische Richtung der Flügel ihm erringt. Wie gesagt, es bedarf nur der Anschauungsfähigkeit und Ueberlegungskraft eines kleinen Knaben, um zu dem logischen Schlusse zu gelangen, daß sich Schwalben weder mit Brot füttern lassen, noch mit irgend welchem Gebäck, von menschlichen Händen bereitet. Es giebt vielleicht kein Thier in der Schöpfung, welches dem Menschen so nahe steht und so fern; Beides zugleich. Einerseits die Anhänglichkeit an einmal erwählte Mauern, Fluren, Ställe, die das muntere Thier, so lange es lebt, mit jedem Sommer durch unermeßene Fernen wieder heim sucht; die dreiste Zutraulichkeit, die sich, um bellende Hunde, lärmende Kinder unbekümmert, furchtlos ihr altes Plätzchen erwählt; die da bauet, liebt, zwitschert, brütet, Junge aufzieht, zwischen den Bewohnern des Hauses hin und her schwebend, Fliegen aus der Küche holt, schier vor der Nase der Köchin herab, wie ein rechtes Haushier. — Andererseits die ungezähmte, naturfreie Selbstständigkeit, die nur im weiten Luftmeere segelnd gedeiht, sich keinem Zwange fügt, in Gefangenschaft lieber hartnäckig verschmachtet, als daß sie, wie doch fast alle übrigen Vögel thun, es versuchen möchte mit ihr dargebotener Nahrung. Dies Alles kann und muß Jeder auf

den ersten Blick sehen, der es sehen will. Ich verlange freilich nicht, daß es Jeder sehen wolle. Auch kann es hohe Geister geben, vorzügliche Männer, die sich für Schwalben nicht weiter interessieren und sonst keine Kenntnisse von ihnen haben, als die ihnen etwa aus der Kinderlehre her über des Tobias Augenkrankheit an den Wänden des Gedächtniskammerleins hängen geblieben. Das gebe ich zu. Was noch mehr: es kann Einer ein großer Dichter und zugleich ein schwacher Ornithologe sein; wie ja Eckermann ganz ehrlich vom Goethe berichtet, daß dieser bis in's höchste Greisenalter unermüdlische Forscher und Natur-Weise bei einer heiteren Morgenfahrt die Ammern in den Buchengebüschen um Weimar für Lerchen gehalten habe. Ich dünkte, Lerchen wären es gewesen, die der Meister in den Buchen suchte? Und ich kann's nicht leugnen: eine Lerche, wohlverstanden eine Feldlerche, *alauda arvensis*, in den grünen Zweigen zu suchen, das nähert sich schon ein wenig der Schwalben-Brot-Fütterung. Und Goethe bleibt darum doch Goethe; bleibt doch der treue Maler der Natur. Denn es liegt, sollte ich meinen, ein weiter Unterschied zwischen einem Irrthum, den der Dichter plaudernd und gutmüthig lächelnd eingesteht, und zwischen einem Ausspruch, den er wie aus eigener Anschauung, als schmückendes Beiwerk, als Bestandtheil einer lebenswahren Erzählung in seine Schildereien verwebt. Worüber man unsicher ist, darüber belehrt man sich, bevor es gedruckt wird. Von sich selbst hat Herr Victor Hugo die antiquarischen Kenntnisse, womit sein celebres Buch ausgestattet ist, ebenso

wenig zu eigen gehabt, als er dieselben ohne äußerliche Beihülfe auffammeln konnte. Er hat Rathgeber nachgesucht. Er hat Chroniken gelesen, Archive durchstöbert, was weiß ich. Nur wo er sich seiner Sache sicher meinte, sprach er aus sich heraus. Aus sich und ihrer Lebensansicht haben er, — Lamartine — (auch Eugen Sue, der, ohne in die Schwalbengeschichte verflochten zu sein, dennoch hierher gehört) — und wie sie sonst Alle heißen, haben sie insgesammt Menschennaturen, die sie uns vorführen, entwickelt. Mit ihren Augen haben sie entdeckt, geprüft, verglichen; mit ihren Ohren gelauscht; mit ihren Sinnen haben sie Bedürfnisse, Ansprüche, Rechte des Volkes in sich aufgenommen; was sie zu sehen, zu hören vermeint, haben sie in sich verarbeitet und uns sodann auf ihre Weise zugerichtet als unumstößliche Wahrheit mit unleugbarem Talente dargelegt. Vom Naturrechte, vom „Rechte, das mit Dir geboren ist,“ sind sie ausgegangen, ohne recht zu wissen, wie weit sie damit gerathen dürften. Und jetzt begehren sie von uns, wir sollen, ihrem Scharfblick vertrauend, und auf sie verlassen. Schön, Ihr Herren. Aber seht Ihr denn wirklich so scharf? Hört Ihr denn wirklich so fein? Nehmt Ihr die Welt, wie sie ist? Die Menschen, wie sie sind und sein werden? Dürfen wir Euch trauen? . . ? Ei ja, ich möchte schon; wenn nur die Schwalben nicht wären!

Daß ich's geradehin eingesteh: auf die Gewissenhaftigkeit des Autors, der, sei es auch im Unwichtigsten, das Unmögliche für schlichte, einfache Wahrheit verkauft,

halte ich ebenso wenig, als ich auf die Beobachtungsgabe des Menschen halte, der die Schwalben mit Brot füttern läßt. In solchen Dingen giebt es weder Groß, noch Klein; das Größte kann beziehungsweise zum Kleinsten, das Kleinste zum Größten werden. Ob ich Wald-Ameisen betrachte, die aus muthwillig zerstörtem Hügel heraus ihren unentwickelten Nachwuchs nebst abgestorbenen Tannennadeln planlos hin- und herschleppen? Ob ich den empörten Staat betrachte, in welchem es ebenso zweck- und planlos wimmelt, während brüllende Umsturz-Männer durcheinander toben? Für beiderlei Betrachtungen muß ich klares Auge, festen Blick, unbestochenes Urtheil mitbringen, will ich die Wahrheit finden. Und wer mir, den Ameisenhaufen betreffend, leichtgläubig vorerzählt, wie er mit Rührung wahrgenommen, daß liebende Eltern ihre Eier (so nennt man fälschlich die Larven) sorgsam und aufopfernd auf strategisch-geordnetem Rückzuge in Sicherheit gebracht, . . . einem solchen Beschreiber werd' ich auch keinen Glauben mehr gönnen, wenn er den Großthaten der Gassendemokratie Lob singt. Lamartine und Victor Hugo streuen für die Schwalben Brot aus, für den Pöbel hochtrabende Phrasen. Für diesen, wie für jene unverdauliche Speise. Die Schwalben sind die Klügeren: sie greifen nicht danach. — Ich habe „Pöbel“ gesagt. Man wird mich tadeln. Ich hätte „Volk“ schreiben sollen. Doch gerade nach Herrn Hugo's Autorität käme Beides auf Eines heraus. Denn dieser Volksfreund läßt in Notre-Dame seinen flamändischen Revolutionismacher Coppinole dem

Könige gegenüber bedeutungsvoll aussprechen: „Wenn Ihr mit diesem Aufstande fertig werdet, Sire, so ist es nur, weil die Stunde des Volkes noch nicht geschlagen hat!“ Und wer betreibt den Aufstand, von dem hier die Rede war? Bettler, Gaukler, Betrüger, Taschendiebe, Räuber, Mörder! Darf Herr Hugo diese Bande „Volk“ nennen, so bin ich entschuldigt, wenn ich sein Volk „Pöbel“ nannte; was Einem recht, ist dem Andern billig. Ach, und diesem Volke hat auch Alphons von Lamartine Brocken und Brosamen seines sanftsentimentalen, poetisirenden, idealistischen Gebäckes hingestreut, wie den Schwalben Brot. Und weder Schwalben, noch Menschen haben ihm Dank gewußt, dem lebenswürdigen, unpraktischen Dichter, dem unverbesserlichen Historiographen der Gironde. Kennst Du, erhabener Sänger der „Meditationen,“ die Natur jener ewig unzufriedenen Herumtreiber, Schreier, Störenfriede, denen Du so naiv republikanischen Ernst, Entsagung, Aufopferung, Andacht für ein Großes, Ganzes, Allgemeines zumuthest und zuschreibst? Ich fürchte, Du kennst Jene nicht besser, als Du die Natur des ewig ruhelosen Wandervogels erkanntest, da Du ihn durch Deiner Träume Sohn, Rafael, mit Brotkrumen speisen wolltest. Brot für die Schwalben! „Kaviar für's Volk!“ Für jenes Volk, welches heute ruft „Hosianna!“ und morgen „kreuziget ihn!“ — Und nun erst das Volk des Herrn Victor Hugo! Ich bitte!

„Die Masse war von jeher thöricht und schlecht!“ Diesen hartklingenden Ausspruch schleuderte einer der

weichsten, menschenfreundlichsten Menschen, der verstorbene Heinrich Steffens, vor mehr als vierzig Jahren zwischen die Breslauer Turnstreitigkeiten und demagogischen Umtriebe mitten hinein. Es erhob sich darüber ein fürchtbarer Streit, und unter des Natur-Philosophen heftigsten Gegnern standen sonst ehrenwerthe Männer, die ihn deshalb mit schweren Schmähungen überhäuften. Und von diesen selbigen Männern haben Einige noch in der Paulskirche mitgetagt und sind, weil sie die Worte ihres abgeschiedenen Gegners, wenn auch mit andern Worten, wiederholten, mit eben so schweren Schmähungen, mit giftigerem Hohne überhäuft worden. Sie hatten seitdem ihre Ansichten ändern gelernt. Jung, reich an Idealen, waren sie den Schwalben einst auch mit einer Hand voll Brot entgegengetreten; jetzt wußten sie, woran sich zu halten sei, und sagten freimüthig, dieser Vogel suche anderes Futter. Darum wurden sie verkehrt, und den ehrwürdigen Arndt ließ man nicht reden, ohne Spott, — in der nämlichen Stunde, wo Tausende in Deutschland nach der Melodie seines schönen, mißverstandenen Liedes des Deutschen Vaterland suchten. — Wunderlich!

Sind denn Jene des Volkes wahre Freunde, die ihm in kriechender Schmeichelei — kriechender, als je bei Hofe kroch — zurufen: Du sollst herrschen? Oder sind es Jene, welche ihm verb eingestehen: Deine Herrschaft wird unerträglich, und was selbstsüchtige Betrüger Dir Freiheit nennen, ist schauderhafteste Tyrannei? —

O meine Herren, die Ihr den Mund so voll nehmt, — und dieses nicht bloß im bildlichen Sinne; denn Ihr versagt Euch Nichts, speiset gut, trinkt noch besser, trotz Eurer Jeremiaden! — die Ihr, schöne Hunde, theure Pferde fütternd, eine Gleichheit prediget, welche in der That Euch sehr beschwerlich werden dürfte; die Ihr über die Hinrichtung eines grausamen Raubmörders Zeter schreit, doch es ganz in der Ordnung findet, wenn hundert getreue Soldaten von Kannibalen zerrissen werden; die Ihr die reinsten Tugenden bei Gesindel sucht, welchem Ihr doch, um Eure modernen Kleider nicht zu beschmutzen, drei Schritte aus dem Wege geht; die Ihr mit Verheißungen einer glückseligen Zukunft um Euch werft, wo es keinen Thron mehr giebt, als das Straßenpflaster, keinen Purpur mehr, als den blutgetränkten Kittel des Lumpensammlers oder des „hochherzigen“ Galeerensträflings, . . . ist es Euch denn wirklich Ernst mit all' diesen pomphaften Redensarten? Glaubt Ihr an diese Zukunft? Glaubt Ihr an Euch selbst? Ich glaube nicht. Ich glaube nicht an Euch, nicht an die Herrlichkeiten, die Ihr prophezeit. Nein, nicht eher glaub' ich an eine selbstsuchtlose, ehrfurchtgebietende, freie, sich selbst beherrschende Menge, die da wissen wird, was sie will, . . . nicht eher, als bis ich die Schwalben Euer Brot fressen sehe.

Martin Spitz von Boberfeld.

(Bunzlau, 4. April 1861.)

„Mein Lob und Name wird erklingen weit und breit.“ Dieses stolze Wort durfte der Mann aussprechen, den Bunzlau seinen Sohn nennt. Der Mann, der aus deutschem Herzen die ersten deutschen Lieder sang; der durch philologische, philosophische, grammatikalische, archäologische, didaktische, epische, dramatische Werke, fast noch ein Jüngling, europäischen Ruhm erwarb; der „von den Huldigungen einer über ihn in starres Erstaunen versetzten Gelehrtenwelt, von den Ehrenbezeugungen der Höfe weder übermüthig noch faul gemacht wurde; der seinem Volke zwischen Krieg, Religionskämpfen, Sumpf und rauchenden Trümmern eine neue Bahn gebrochen!“ Der Mann durfte seinem Namen solche Vorhersagung stellen; der verdient ewigen Dank Deutschlands, zumal Schlesiens. Auf ihn darf seine Vaterstadt zurückschauen wie auf einen Stern, der strahlend über ihr leuchten wird, so lange deutsche Sprache blüht und gedeiht. Darüber müssen auch endlich Diejenigen einig werden, die feindselig gegen ihn aufgetreten sind. An solchen fehlt es nicht, hat es nicht gefehlt. Ein berühmter, wohl der berühmteste unserer Germanisten, stößt das herbe Urtheil aus: „Spitz sei allzu befangen in steifer Nachbildung fremder Formen gewesen, und auch ausgesuchtes Einzelne leide an mißfälligen Härten.“ Wie ungerecht! Man vergleiche zum Beispiel nur das

volksthümlich geliebene „Ich empfinde fast ein Grauen“ mit dem französischen Originale Ronsard's, dem es allerdings nachgebildet ist. Dieses letztere erscheint steif, kalt, ja geistlos im Vergleiche zu der lebensfrischen, glühenden, blühenden deutschen Regeneration. Wären solche „Nachbildungen“ etwa großen Dichtern unziemlich? — Göthe's „Erkönig“ mag die Antwort übernehmen. —

Hat man vielfältig dargethan, Opiz habe als Gelehrter zu emsig gestrebt und gewirkt, um ein freier, selbstständig-schaffender Dichter, ein deutscher Nationaldichter im ganzen vollsten Sinne des Wortes zu werden, so läßt sich das freilich nicht weglegen. Aber das lag nicht an ihm, nicht am Mangel eigenen Talentes; das lag in seiner Zeit, in seinen Umgebungen. Er mußte, nachdem von ehemaliger deutscher Volkspoesie die letzte Spur seit Jahrhunderten versunken war, an's klassische Alterthum, an diejenigen Nationen sich halten, die schon eine schöne Literatur besaßen, um nur erst den Anknüpfungspunkt zu finden für erneuerte edle Bestrebungen. Wo sonst hätte Er den suchen sollen? Ihn dafür anzuklagen, statt ihn zu preisen, ist ebenso unbillig, als ihm in die Schuhe zu schieben, daß seine Schüler, Nachahmer, Nachtreter nicht lauter Paul Flemminge gewesen; daß die Söhne des hohen Vaters deutscher Dichtkunst, daß die Enkel in Verfall geriethen. Leider ja, was Er geschaffen, mußte durch unwürdiges Affenthum französischer Reimschmiede entdeutscht, besleckt, in Erbärmlichkeit ausarten, bis ein neuer Tag neue Männer brachte, — oder die Männer den Tag; die Männer, welche sich

Deutschem wieder zuwandten. Hand auf's Herz, ihr gestrengen Gegner Meister Martin's, war eine so glorreiche Epoche überhaupt möglich ohne ihn? Versucht's doch, wenn ihr könnt: nehmt ihn heraus, löscht hinweg was er gethan . . . und ist eure Phantasie im Stande, sich diese Lücke zu denken, dann seht zu, wie ihr sie ausfüllen mögt; sucht einen Ersatz in ganz Deutschland für unsern Opitz! Für unsern, hab' ich gesagt. Der Schlesiener spricht aus mir. Schon der ewige Lessing ruft's gerade heraus in der Vorrede zum Logau, die schlesische Mundart sei darum vorzüglicher Beachtung würdig, weil wir aus Schlessen die ersten guten Dichter empfangen. Wir dürfen eine selbstständige Entwicklung schlesischer Poesie, der Mutter aller übrigen Schulen, anerkennen; und deshalb stimmen wir aus voller Seele dem würdigen Caspar Friedrich Manso bei, der „lediglich in Opitzens Kraft und Würde“ die Ursache davon sieht. Weshalb dürfte des Schlesiens Brust sich nicht höher heben, läßt sie diesen Namen ertönen? Klar und wahr drückt sich unser Landsmann August Kahlert aus: Wenn Opitz einer nachtheilig gewordenen Ausländerei Thür und Thor geöffnet, so ist der Ehrenmann nicht dafür verantwortlich, der selbst am 28. Dezember 1628 schrieb: „Die deutsche Poeterei, ungeachtet der nunmehr langwierigen Kriege, wiettert und reget sich also, daß es scheint, wir werden auch diesfalls mit der Zeit fremden Völkern das Urtheil ablaufen.“ Er hat ein deutsches Herz gehabt, Er ist ein deutscher Dichter!

Mehrfach ist angedeutet worden, — und je weiter man sich in sein Leben und Wirken vertieft, desto mehr tritt es hervor, daß eine gewisse Ähnlichkeit zwischen ihm und Göthe waltet. Erstreckt sie sich doch bis auf die Anklagen, die man gegen Beide richtet. Hat man doch, wie Dpigens, auch Göthe's deutsche Gesinnung, hat man doch auch seinen Einfluß als nationalen Dichter, hat man doch auch sein deutsches Herz bezweifeln wollen. Es wäre eines literar-historischen, kritisch-politisirenden Plutarch's würdig, zwischen ihnen, nachdem er ihr Dasein geschildert, eine lehrreiche Parallele zu ziehen. Dazu gehört ein anderer Mann als ich.

Am 23. Dezember 1597 wurde, hierorts wie bekannt, Martin Dpiß geboren. Der Vater, Sebastian Dpiß, war in der Stadt geachtet und einer ihrer Rathsherrn. Die Mutter, Martha, geborene Rothmannin, auch eines Rathsherrn Tochter, ist gestorben, da er noch ein Säugling gewesen. Der Sohn soll ihr an „Leibesgestalt und Gemüthsgaben“ geglichen haben; eine Erscheinung, die häufig beobachtet wurde bei hervorragenden großen Geistern; die unser Dpiß ebenfalls mit Göthe theilt. Er zeigte sehr frühzeitig Begabung und Lust zum Lernen, und da sein eigener Oheim, Christian Dpiß, damals der Bunzlauer Schule vorstand, so machte sich Alles wie von selbst. Nach des Oheims frühzeitigem Tode trat Valentin Sanstleben, der oft genannte, vielgepriesene Schulmann ein. Wenn es Sokrates, sagt ein späterer Zeitgenosse, für eine große Ehre hielt, daß Plato sein Schüler gewesen, so durfte Sanstleben den Ruhm mit sich in die

Grube nehmen, Dpißen zuerst auf die Bahn der Wissenschaften geleitet zu haben. Sie nannten sich Sohn und Vater. Auf Sanftleben's Tod dichtete Dpiß eine Trauerklage, worin die rührenden Zeilen vorkommen:

Daß ich etwas Gutes schreibe, liebster Vater, das
machst Du;

Denn Du führtest mich den Musen schon als einen
Knaben zu.

Und daß mich der Ruf bis igt einen ächten Dichter
heiße,

Stammt von meinem nicht sowohl, als vielmehr
von Deinem Fleiße.

Während der Jahre 1614 bis 16 studirte er in Breslau weiter, wo er das Gymnasium zu Maria Magdalena besuchte, dessen Rektor Joh. Höckelshofen des Jünglings seltene Vorzüge sogleich erkannte und ihn den bedeutendsten Persönlichkeiten der Stadt vorstellte. Caspar Cunrad, ausgezeichnete Arzt, selbst als Dichter geschätzt, erwählte Dpißen zum Lehrer seiner Söhne. Noch günstiger gestaltete sich des lehrenden Schülers Lage, als er nach Beuthen a./D. (1617) auf das „Schönaichium“ gelangte. Dort hatte der hochherzige, fromme, reichbegüterte Georg von Schönaich (des tapferen und biedereren Kriegshelden Fabian von Schönaich dankbarer Pflege Sohn und Erbe) ein akademisches Gymnasium gegründet. Rühmlich bekannte Docenten hatten die Lehrstühle bereits eingenommen; Schüler aus ganz Deutschland und dem benachbarten Auslande zogen herbei. Unter ihnen der „Urheber der hochdeutschen Dichterei.“ Dort fand

der junge Dichter liebevolle Gönner. So eingeweiht und vorbereitet begab er sich 1618 an die hohe Schule zu Frankfurt a./D., wo er ein Jahr verweilte, um sie dann mit Heidelberg zu vertauschen. Dahin zog ihn hauptsächlich die unschätzbare Bibliothek, „die Feinheit und Zierde des Hofes,“ das besondere Ansehn hochgeachteter Staatsmänner. Hier fing er an, wie Caspar Lindner in der Uebersetzung der Lobrede des Colerus sich ausdrückt, die Güte seines Wizes, den Reichthum seines Wissens, die Vollkommenheit, so zu sagen: schon die Herbstreife (und er zählte einundzwanzig Jahre!) seines Verstandes und Urtheils auszubreiten.

Er unternahm verschiedene Reisen: nach Straßburg, Tübingen, gegen Ende des Jahres 1620 nach den Niederlanden, im Jahre 21 nach Holstein und noch vor Ablauf desselben in die schlesische Heimath zurück, wo er in Siegnitz verweilte. Ueberall wurde er von den vornehmsten Geistern, den berühmtesten und gelehrtesten Männern begünstiget, wie ein ihnen Ebenbürtiger, und legte durch persönliche Bekanntschaften den Grund zu unzähligen wissenschaftlichen Verbindungen, die er dann auch schriftlich bis an sein Ende nach allen Seiten hin unterhielt. Der arme Bürgersohn, der reisende Student war schon ein Weltmann, galt schon für eine europäische Celebrität. Als solche berief ihn Fürst Gabriel Bethlem nach Siebenbürgen zum Professor an der hohen Schule in Weißenburg. Da erklärte er seinen Schülern den Seneca und Horaz; da belebte er durch anmuthige Gespräche des Regenten Tafelrunde; da widmete er sich

vielseitigen antiquarischen Forschungen; da sehnte er sich aber auch mit ächt schlesischem Heimweh nach seinem Quickborn und der Boberau; da entstanden, aus dieser poetischen Sehnsucht zum Theil, jene lieblichen Dichtungen „Von der Ruhe des Gemüthes,“ als z. B.

O sollte doch auch ich nach solcher weiten Reise
Und so viel Ungemach, bei euch seyn gleicherweise,
Ihr Thäler, ihr Gebirg', ihr Brunnen, und du Strand
Des Boberä, da man mich zum ersten auf der Hand
Herumb getragen hat; da die begraben lieget,
So mich zur Welt gebracht! —

Im Frühjahr 1623 legte er die Professur nieder und begab sich abermals nach Liegnitz zu seinem theuern Herrn und Fürsten Georg Rudolph, unter dessen Schirm und Schutz er so recht den Musen lebte und im Jahre 1624 fürstlicher Rath wurde. Aber häufig verließ er sein behagliches Nest, um Ausflüge in Nähe und Ferne zu unternehmen. Er kehrte bei Gönnern und Freunden auf ihren Landgütern ein; er ging nach seinem lieben alten Bunzlau; er streifte in's Sächsische hinüber, wo er sich bei der „Elb-Nachtigall,“ dem damals bewunderten Dichter Buchner aufhielt. Er wurde dem Kurfürstl. Hofe zu Dresden vorgestellt; er wurde zum durchlauch-tigen Mäcen aller Künste und Wissenschaften, zum Herzog Ludwig von Anhalt berufen; zu einem Fürsten von wahrhaft hohem Sinne.

Im Herbst 1625 wurde er sodann einer Gesandtschaft beigeßellt, die der Herzog von Liegnitz an den kaiser-

lichen Hof nach Wien schickte, und wurde daselbst mit allen Auszeichnungen empfangen. Ein Kostig war es, der als kaiserl. Geheimerath viel dazu beitrug, ihn den Erzherzögen, später dem Kaiser selbst aufzuführen. Er durfte sein schönes Gedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl von Oesterreich kaiserlicher Majestät selbst überreichen und wurde dafür zum gekrönten Poeten ernannt. Kaiser Ferdinand der Zweite hat mit eigener Hand dem Sohne des kleinen Bunzlauer Rathmannes den Lorbeer auf's Haupt gelegt. Mit unverwelklichem Kranze geschmückt kehrte er nach Schlessen zurück, weilte zwischen Liegnitz und Brieg abwechselnd, bald unter vornehmen, bald unter gelehrten, bald unter ländlichen Freunden, in Schlössern, Bibliotheken, Schulhäusern, so daß er mit Recht von sich sagen konnte: „Ich reise zu Hause in der Fremde herum.“

Im August 1626 ward Opitz Sekretair des Burggrafen von Dohna, eines mächtig-einflussreichen Herrn, der ihn, wie geschrieben steht: „bald als einen Mann kennen lernte, welcher seines aufgeweckten Geistes, seiner Gelehrsamkeit, seiner Verschwiegenheit wegen zu wichtigen Sachen geboren sei, und der nach den Umständen der Zeit wohl zu leben wisse.“ Daher schickte er ihn öfters an die Höfe der Fürsten und anderer Großen des Landes, damit er „mit seiner angenehmen und nachdrücklichen Beredsamkeit“ die Gemüther der Widriggesinnten für seinen Vortheil gewinne. Insonderheit ließ er ihn (den Protestanten!) alle wichtigen Briefe an

den Papst, an den Kaiser, an Könige und Fürsten ausfertigen; welcher Aufträge sich Dpiß mit solcher Geschicklichkeit unterzog, daß der Burggraf und er gleiche Ehre davon trugen.

Karl Hannibal von Dohna, Freiherr auf Wartenberg, Landvogt in Oberlausitz und kaiserlicher Kammerpräsident, war ein eben so milder Gönner des gelehrten Dichters, als tapferer Feldherr. Bei ihm wohnte Dpiß auch immer, wenn er nicht auf Reisen, sondern in Breslau lebte. Der Dichter dürfte wohl schwerlich solch' diplomatisch - bedenklicher Stellung gewachsen gewesen sein, hätte sich nicht der Staatsmann aus ihm entwickelt. Und deshalb wird ihm nachgerühmt: „Behaupten und nachgeben wußte Dpiß überaus wohl zu vereinigen. Er war kein knechtischer Ja-Herr; doch wenn er widersprach, that er es mit eben so viel Klugheit als Gelassenheit. Er hielt mit seiner Ansicht durchaus nicht verzagt zurück; er sprach frei heraus, wußte Scherz mit Ernst zu vermischen, redete aber stets in kurzen, scharfsinnigen Sätzen, wobei er lächelnd die strenge Wahrheit zu sagen verstand.“ — Welch' ein Bild des ganzen Mannes. Ist's nicht wirklich, als hätte Goethe geschildert werden sollen?

Im Jahre 1628 ward unser einunddreißigjähriger Poet zu Prag von Kaiser Ferdinand II. in den Adelsstand erhoben als Martin Dpiß von Boberfeld. Das hatte sein Burggraf dem treuen Geheimschreiber, dem unentbehrlichen Gesellschafter glücklich errungen.

Dieser Burggraf Hannibal muß ein tüchtiger Mensch gewesen sein. Dpiß singt ihn an:

— — — Du hast der Musen Künste
Aus ihrem Grund erlernt, so gar genau und wohl,
Als Einer, der den Bauch damit ernähren sol,
Und seine Lebenszeit sonst nichts als diese treiben.
Wer ist wie Du beredt? wer kann so zierlich schreiben?
Dein Römisch kommt der Zeit des großen Cäsar zu;
Der mind'ste Theil von uns versteht es so wie Du.

Nun, ich setze keinen Zweifel in des Herrn Kammerpräsidenten Geist und Wissen; glaube auch gern, daß er seinen Dpiß recht lieb gehabt und ihm herzlich wohl gewollt; — aber auf seinen Nachruhm war er dabei auch ein Bißchen bedacht, will mir scheinen. Er hatte Recht, der Herr. War es ihm darum zu thun, daß mit seinem Namen auch seine persönlichen Verdienste und Eigenschaften auf die Nachwelt gelangen möchten, an wen in ganz Deutschland konnt' er sich besser wenden, als an jenen Mann, der naiv-treuherrig von sich selber sagen darf, Er habe der deutschen Sprache die erste Bahn zur Poesie gezeigt? Dohna hatte für Dpiß gesorgt, und Dpiß sorgte für Dohna. Ohne Dpißens Verse hätten wir schwerlich heute und hier vom guten Burggrafen geredet. Die großen Herren sollten und könnten sich mitunter ein Beispiel daran nehmen und bedenken, daß der Kiel eines berufenen Dichters längeres Leben verleiht, als die Schärfe manches Schwertes.

Weil wir eben vom Schwerte reden, an Krieg und

Schlacht denken . . . so schwer es mir fällt, ich muß Etwas eingestehen, darf's nicht unterschlagen. Herr Martin Opitz von Boberfeld, nachdem er seinem Herrn unterschiedliche gute Rathschläge in Betreff taktischer Unternehmungen ertheilt, wurde aufgefordert, unter einem Kriegsobersten „Pechmann“ mit in's Feld ziehen. Sei es nun, daß der Name Pechmann für ihn ominös gewesen; sei es, daß er dem großen Dichter Horatius nachahmen wollte; genug, er zeigte nicht den Mann; er riß aus — was man in Berlin „Pech geben“ nennt.

Der Bericht lautet kürzlich: „Als diese Pechmannischen Völker einen Ausfall thaten und vom Feinde stark zurück getrieben wurden, so war unser Opitz der Allerletzte beim Kämpfen, der Erste und Fürnehmste aber in der Flucht.“ Er gesteht es ehrlich ein:

Daß aber etwan ich den sichern Weg genommen,
Und aus dem letzten Mars der erste worden bin,
Mein Roß dazu gezählt — so wisse, daß mein Sinn
Gar nie gewesen sei dem Feinde Stand zu halten.
Wer jung erschossen wird, der pfeget nicht zu alten
Und stirbt zu Tode hin. Es ward mir auch gesagt:
Der Fürwitz sei ein Ding, das Einem, der sich wagt,
Nicht allzuwohl bekömmt und wird ihm gar zu theuer.
Poetenvolk ist heiß, ist leichte wie ein Feuer zc.

So legte er denn das Kriegsschwert hin und stritt desto tapferer mit der Feder. Sobald der Burggraf zu Felde zog, wendete sich der Secretair den älteren Freunden, den Büchern, voll erneuerten Eifers zu. Seine Correspondenz mit allen Notabilitäten der Wissenschaft

in vielen Ländern und Sprachen war unübersetzbar. Derlei briefliche Unregungen mögen es gewesen sein, die ihn abermals zu größeren Reisen treiben. Sein Burggraf füllte ihm die Börse, und er ging (1630) über Dresden, Leipzig, Gotha, Hanau, Frankfurt, Straßburg nach Paris. Dort lernte er den weltberühmten Hugo Grotius, mit dem er längst in Briefwechsel gestanden, von Angesicht zu Angesicht kennen und brachte außerdem die gewaltigsten Eindrücke nach Breslau heim, wo man ihn wie einen zweiten Ulysses anstaunte. — Die Eisenbahnen waren eben noch nicht im Gange.

1633 ging Dohna zum letzten Male in den Krieg. Er verschied zu Prag an einem hitzigen Fieber. Da kehrte Opitz gern nach seinem lieben Siegniß zurück und wurde mit offenen Armen empfangen.

Eine Abhandlung über verschiedene Punkte des polnischen Staatsrechtes, die er einst im Namen des Verstorbenen abgefaßt, ward Veranlassung, daß er bei Gelegenheit einer Vergnügungsreise nach Danzig, durch Vermittelung des Grafen Dönhof, zum königlich polnischen Historiographen und Secretarius ernannt wurde, wozu sein Herzog ihm die Beistimmung erteilte. Betrachten wir seine früheren Anstellungen in Siegniß, Weissenburg, Breslau und endlich diese letztere in Danzig, welche ihm die für jene Zeit bedeutende Summe von 1000 Thalern als Jahrgehalt eintrug, so finden wir uns berechtigt, die hier und da ausgesprochenen Stoßseufzer: „daß ein solcher Mann dürstig gelebt und Mangel erlitten habe!“ als unbegründet oder doch höchstens auf seine

Universitätsjahre anwendbar abzuweisen. Der treue Diener der Herzöge von Liegnitz und Brieg, des Burggrafen Dohna, ihr Freund Martin Opitz von Boberfeld brauchte nicht Hunger zu leiden. Er klagt allerdings hin und wieder über sein widriges Geschick und dergleichen! Wann hätten Dichter in momentanen Verstimmungen dies nicht gethan? Thun es nicht andere Leute gleichfalls oft ohne Noth? Nur mit dem Unterschiede, daß Jene niederschrieben, was Diese bloß mündlich klagten, daß es dann gedruckt und von Vielen gelesen wird . . . das heißt: wofern die Dichter gelesen werden. Denn bekanntlich giebt es auch Dichter, die Niemand liest, und das sind vielleicht nicht immer die schlechtesten. Uebrig wird aber Opitz, gerade weil er ein Dichter war, Nichts gehabt haben, trotz seiner Einnahmen, und obgleich ihm auch unverhoffte, reiche Geschenke zufließen. Wie er denn z. B. für das wunderbar herrliche Lied: „Auf auf mein Herz, und du mein ganzer Sinn“ von „Einem Schlesiſchen von Adel“ hundert Goldgulden empfing. Nein, übrig wird er Nichts gehabt haben! Dafür sorgten seine vielen Reisen, seine Bücherliebhaberei, seine Freigebigkeit und auch gewiß die kriegerischen Zeitläufte. Sein hoher Sinn erstrebte keinen Reichthum, vielmehr schreibt er: „Ich halte Nichts auf Geld, auf Ehre, die vergeht, auf Gaukelei der Welt.“ (Das Gold nennt er „den schönen Roth.“) Und an einer anderen Stelle:

Ein Andern habe Gold, ich habe freien Sinn,
Der Keinem dienen kan, der Keinem nach kan laufen,

Und wüßt' ich für ein Wort die ganze Welt zu kaufen.
Das Geld und Gut so ich für mich begehrt' ist klein,
Und habe mehr als die so arm bei Gütern seyn.

In einem lateinischen Briefe sagt er: „Ueber die Zukunft habe ich mich niemals bekümmert; es werden sich immer welche finden, die mich ernähren!“

Rührendes Zeugniß für jene jetzt so verschricene Epoche! Welcher in unserer Zeit des Fortschritts lebende Dichter dürfte so Etwas mit ähnlicher Zuversicht aussprechen? — Er starb unvermählt. Vielleicht auch eine Folge des unfläten Lebens? Der Kriegsläufe? Etwas Positives wüßt' ich von seinen erotischen Empfindungen nicht zu berichten, außer worauf manche lyrische Gedichte hindeuten. Daß diese nicht immer mit günstigen Augen angesehen wurden, auch von Verehrern und Freunden nicht — (von Gegnern und Neidern zu schweigen; denn wen versuchten Dummheit, Bosheit und Verleumdung nicht mit Schmutz zu bewerfen?) — das bestätigt eine Stelle in der Lobrede des Colerus: „Sedoch gleichwie große Geister ebenfalls auch fehltraten, und wie selten Jemand auf den Helikon steigt, ohne daß er sich verirre und ausschweife; also hat auch unser Dpiz hierbei Fehltritte gethan, maßen er sich manchmal das schöne Geschlecht zu sehr einnehmen lassen, und von den lieblichen Gesängen der Sirenen verführen. Es ist dieses zwar ein Uebel, welches viele andere große Männer, und besonders die Dichter betroffen hat, die gemeinlich rechte Meister in der Liebe sind. Allein deswegen verlange ich nicht, es unstrafbar zu nennen.“

An Gegnern verschiedenster Gattung hat es ihm nicht gefehlt, und auch bei Lebzeiten schon hat er seine Wolfgang Menzel's und seine Pustkuchen's gehabt. Auch dabei benahm er sich wie Göthe. Dieser äußerte ad vocem der in Quedlinburg erschienenen „falschen Wanderjahre“:

„Was will aus Quedlinburg heraus
Ein falscher Wand'rer traben? —
Hat doch der Walfisch seine Laus,
Muß ich auch meine haben.“

Und Opitz schreibt an Johann Rist: Uebrigens hab' ich gelernt, dergleichen Insulten mit hohem Geiste gering zu schätzen. Und mein schönster Trost dafür ist, daß ich mich von den Guten geliebt weiß.

Mit diesem Troste und im Rückblick auf Alles, was er geleistet, durfte er sterben. Sein Tod war die Folge der Wohlthätigkeit. Am 17. August wurd' er auf der Straße von einem pestkranken, mit Beulen bedeckten Bettler angesprochen; er reichte eine Gabe hin, erkrankte schon über Nacht und wollte, wie ein Biograph sich ausdrückt: „den göttlichen Willen durch Hoffen und Stillesein abwarten.“ Als jedoch am 19. das Gerücht von seiner Niederlage durch die Stadt ging, stellte sich ein Geistlicher bei ihm ein, den er mit Fassung empfing. Am 23. verstummten die beredten Lippen für diese Erde. In der Marienkirche liegt er begraben.

Die Nachricht seines frühen Todes ging durch alle Lande und regte viele berufene und unberufene Sänger auf, gereimt wie ungereimt um ihn zu klagen. Auch aus

Asiens Steppen hallte das Trauer-Echo wieder, wo der
unsterbliche Paul Fleming auf seiner Fahrt gen Persien
dem betrübten Herzen Luft machte und dem Gedächtniß
des angebeteten Meisters vier Sonette widmete, die mit
der erhabenen Zeile schließen:
Dich recht besingen kann sonst Niemand als nur Du!

Man reiset nach Weimar, um die Häuser zu besuchen,
in denen Wieland, Herder, Goethe, Schiller gewohnt.
Man sucht deren Geburtsstätten in Frankfurt, Marbach
und andern Orten auf. Man durchwandelt in feierlicher
Stimmung die Plätze, auf denen sie einst wandelten,
sannen, schufen und sangen. Ich kann beschwören, daß
ich mit eben so aufrichtiger, vielleicht noch tieferer Andacht
die Schwelle des Hauses betreten habe, wo der Genius
Mensch ward, ohne dessen schöpferische Kraft, ohne dessen
geistige Macht und Ausdauer unsere heilige Mutter-
sprache in nüchternen Verseleien zu entarten drohte.
Deshalb begrüßte ihn der lebensfrische Poet Simon
Dach, da er am 20. Juli 1638 zu Königsberg in Preußen
ansprach mit dem Festliede, worin es unter Anderem
heißt:

Ist es unsrer Saiten Wert
Je einmal so wohl gelungen,
Daß wir Dir, o Königsberg,
Etwas Gutes vorgesungen,
So vernimm auch dies dabei,
Wer desselben Stifter sei.

Dieser Mann, durch welchen Dir
Jetzt die Ehre widersfähret,
Daß der Deutschen Preis und Zier
Sämmtlich bei Dir eingekehret;
Opiz, den die ganze Welt
Für der Deutschen Wunder hält.

Ja, Herr Opiz, eurer Kunst
Mag es Deutschland einzig danken,
Daß der fremden Sprachen Günst
Merkllich schon beginnt zu wanken,
Und man nunmehr insgemein
Lieber Deutsch begehrt zu sein!

Wir sind Deutsche! Sollen wir uns für einen Mann nicht begeistern, dem ein Sänger von Simon Dach's Bedeutung solch' begeistertes Zeugniß ausstellt?

Wir sind Schlestier! Sollen wir nicht mit Selbstgefühl unser Unrecht auf diesen Landsmann geltend machen dürfen, von dem heute noch gilt, was vor dritthalbhundert Jahren galt? — Das sind die Empfindungen, mit denen ich in diese Stadt kam. Halten Sie es nicht für Ziererei oder Uebertreibung, wenn ich bekenne: ich war nicht mehr bewegt, da ich zum ersten Male vor Goethe stand; ich war nicht mehr ergriffen, da ich beim Schillerjubelfeste, zum Redner berufen, vor vielen Tausenden in die Novembernacht hinein den Verklärten pries; — nicht mehr als dieser Tage, da ich, dem Laufe des Bober's folgend, mir bei Tritt und Schritt sagte:

Hier wandelte der Knabe, der Jüngling. Auf diesem Ufer lauschte er dem Rauschen der Woge, dem Flüstern der Quellen; auf diesem grünen Raine bot auch ihm der März die ersten Beilchen dar; vom Namen dieses Gewässers ward ihm der Ehrenname „Boberschwan.“ Hier prüfte er zuerst die reinen, weißen Schwingen, die ihn emportragen in die Höhen unvergänglichen Nachruhms; hier prägte er sich den Grundsatz seines Daseins in die Brust: „haud viverem, nisi in litteris viverem.“

Und wie ich dann ermüdet heim kam, nächtliche Ruhe suchend, labte ich mich an dem Gedanken: nur eine Mauer trennt dich von den Räumen, in welchen der Vater deutscher Poesie ein Kind war. Da führte mich mein williges Gedächtniß liebliche und kräftige Stellen aus seinen schönsten Dichtungen zu, und der „Mittler aller Sachen“ (wie unser Dichter so tief und wahr den Schlummer benennt) ließ mich noch im Traume mit Simon Dach wiederholen:

Unser Name, Lust und Ruh

Stehet euch, Herr Dpiß, zu. —

Vor vielen Jahren hab' ich einmal in Bunzlau auf eiligster Durchreise übernachtet. Als ich bei der Morgendämmerung nach dem Wetter ausschaute, erblickte ich ein hohes Denkmal. Ha, rief ich aus, eine Stadt, die ihren größten Sohn ehrt, ehret sich selbst! Wessen Monument könnte diesen Platz besser zieren, als das seinige? Wessen Name könnte würdiger in Erz oder Marmor ranganen, und hier auf dieser Stelle, als der Name Martin Dpiß von Bobersfeld? Ich lief hin und las... den

Namen eines russischen Generals. Eines Mannes allerdings, der geholfen hat Deutschland vom französischen Joch zu befreien; den sein Czar also ehrte! Gut und schön; ich gönne ihm sein Denkmal. Aber wie lange wollen Buzlau, Schlesien, Deutschland noch zögern, ihre Verpflichtung zu lösen gegen einen andern Helden, der uns auch von einem fremden Joch befreien half? Dessen Kunst die Zeitgenossen es einzig dankten,

Daß man nunmehr insgemein
Lieber deutsch begehrt zu sein?

Wollen dieser Stadt Bürger nicht dereinst ihre Entel vor Opizens Statue führen und ihnen mit Stolz zuzurufen: Seht, meine Kinder, das war auch ein Buzlauer Bürgersohn?

Georg Neumark.

Es blieb nicht erst unserer Zeit vorbehalten, daß ein kleines Lustspiel, eine kurze Erzählung, ein dünnes Bändchen, ja wohl nur gar ein Lied, Namen und Ruf ihres Autors verbreiten, von dessen Leben, Streben, Wirken sonst Niemand wußte; um dessen übrige Werke sich Niemand bekümmerte. Wir hatten erst kürzlich ein schlagendes Beispiel von dem, was ich meine: Das Rheinlied von Nicolaus Becker! Wer kennt es nicht? Der Dichter soll außerdem viele andere Poesieen geliefert haben. Wer kennt sie? Wer kannte ihn? Nicolaus Becker und: „Sie sollen ihn nicht haben!“ Weiter wissen

wir Nichts. Und neidische Litteraten (um nicht Poeten zu sagen; denn neidische Poeten kann's ja wohl nicht geben? Wie?) wissen außerdem noch, daß ihm für dieses eine Lied eine königliche Pension ausgeworfen wurde. Das nennt man einen „glücklichen Wurf,“ den er mit seinem Rheingefange gethan, weil er ihn zur passenden Stunde anstimmte.

Ich behaupte, es giebt Lieder, Gedichte, die während gewissen politischen Zuständen, Aufregungen, vorherrschenden Weltstimmungen schon fertig in der Luft herum schwimmen. Es kommt lediglich darauf an, daß Einer mit sicherer Hand hinaufgreift und sie herunterholt. Das giebt dann ein Gelegenheitsgedicht nach großem Maßstabe . . . und zuletzt ist ja jedes lebenathmende Gedicht ein Gelegenheitsgedicht; muß es sein; sonst wär' es . . . doch, das führt zu weit. Becker's Rheinlied war lebendig, war gut, hübsch, und verdient ein dauerndes Gedächtniß. So lange dauern wird's aber keines Falles, wie jenes Lied, an welches ich dachte, da ich anhub: „Es blieb nicht erst unserer Zeit vorbehalten etc.“ jenes Lied, an dessen Sänger ich erinnern will, und welches ihm seit mehr denn zweihundert Jahren einen Ehrenplatz, nicht allein in den Litteraturgeschichten, sondern, was viel mehr bedeutet: im Munde und Herzen der Hunderttausende bewahrt, die ihn von frühesten Kindheit an bis in's Greisenalter sangen und singen. „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ und Georg Neumark haben sich im ganzen evangelischen Deutschland so innig mit einander verschmolzen, weil in jedem pro-

testantischen „Gesangbuche,“ deren es ja unzählbare und nach unzählbaren Variationen zusammengesetzte giebt, dieses Lied und darunter dieser Name steht.

Georg Neumark wurde zu Mühlhausen in Thüringen am 16. März 1621 geboren, empfing seine Schulbildung in Schleusingen, sah sich aber dann genöthiget, vor den Kriegsgefahren, unter denen Mitteldeutschland am schwersten litt, nach Königsberg in Preußen zu flüchten, wo er Jurisprudenz studiren wollte, daneben jedoch, wahrscheinlich mehr als dienlich, seinen Neigungen für Poesie und Musik folgend, angenehme Talente entwickelte und übte. Dort sowohl, wie nachher in Danzig und Thorn (allwo er die Jahre 1649 und 50 zubrachte), scheint er viele Freunde und Gönner sich erworben zu haben, ohne daß man eigentlich erfährt, ob er seinen Aufenthalt daselbst zu etwas Anderem angewendet, als zum Verse machen und musirciren. Aus Allem geht hervor, daß er den für so manche Existenz höchst bedenklichen und gefahr-vollen Ruf eines „vortrefflichen Gesellschafter“ erworben hat und sehr beliebt und gesucht gewesen ist; theils als solcher, theils als Virtuose (auf der „Kniegeige“), als Sänger, Componist, Dichter! Wohin dergleichen Gaben führen, und wozu sie verleiten können, davon giebt so manches „zu Grunde gegangene Genie“ lehrreiches Zeugniß.

Was uns von seinen weltlichen Gedichten und Liedern vorliegt, ist eben nicht geeignet, uns für ihn zu begeistern. Seine Huldigungspoemata sind trocken und

matt, seine Liebe- und Schäfer-Gesänge sind Nürnberger Spielwaaren-Arbeit:

„Wohl dem, der in den Wäldern lebet,
In unsrer ädlen Schäferlust,
Derselbe stets in Freuden schwebet,
Kein Jammer ist ihm je bewusst.
Unsterblich ist und bleibet frey
Die Schäfer- und Poeterey.“

Welch' leeres, nichtiges Reimgeklingel! Sollte man doch für unmöglich halten, daß Opitz und Flemming schon da gewesen wären. Für noch unmöglicher, daß solcher Dichter seinen Bekannten ein Dichter sein konnte. Und dennoch war er einer. Dennoch schlummerte der göttliche Funke im Grunde seiner Seele! Aber diese Seele wiegte sich noch in Lust und Ländeleien. Die ernste Mahnung des Lebens und der Ewigkeit hatte sie noch nicht erfaßt, gedrückt, geläutert.

Das lustige Treiben in Thorn ging auf die Neige, wahrscheinlich mit dem letzten Groschen. Neumark machte sich auf die Heimreise. Hin- und herwandernd gerieth er nach Hamburg und dort in die erbärmlichste Noth. Der Hunger zwang ihn sogar, seine treue Begleiterin, tröstende Freundin, die geliebte, tonreiche „Kniegeige“ zu verlassen. Aus dieser Zeit schreibt sich eines der Klagelieder her, in welchem der Dichter, der wirkliche Dichter zum ersten Male die Schwingen regt. Ich hab's in keiner „Anthologie“ gefunden; hab's in einem alten, vergessenen Gesangbuche entdeckt, . . . denn eine

selbstständige Ausgabe Neumark'scher Schriften stand mir leider nicht zu Gebote. Mögen einige Strophen hier folgen.

— — — —
„Möcht' es Dir mein Gott gefallen,
Wollt' ich herzlich gern in's Grab,
Da mein Leid geschnitten ab,
Da mein schmerzenvolles Wallen
Dieses Lebens bald verschwind't
Und sein endlich's Ende find't.“

„Ich verschmachte fast für Sorgen;
Meine wilde Thränenfluth
Und des Kreuzes heiße Bluth
Sind mein Frühstück alle Morgen.
Furcht, Betrübniß, Angst und Noth
Sind mein täglich Speisebrot.“

— — — —
„Dann geh' ich in meine Kammer,
Fall' auf meine matten Knie',
Heul' und seufze, Gott weiß wie,
Und beweine meinen Jammer.
Meiner Thränen wilder Lauf
Steigt zu Dir die Wolken auf.“

— — — —
„Setze mich doch einmal nieder,
Laß' mich kommen doch zur Ruh',
Allerliebster Vater Du!

Tröste mich doch einmal wieder!
Gieb mir endlich doch einmal
Herzenslust nach dieser Qual!"

Da kann man wohl sagen: die Noth lehrt nicht nur beten, sie lehrt auch singen. Und der Gesang scheint sie gerührt zu haben. Sie zog mildere Saiten auf. Neumark's Lieder hatten das Herz eines Helfers erreicht. Die männliche Würde, womit der Dulder jeglich Trübsal und peinigenden Mangel ertragen, hatten ihm Hochachtung und Vertrauen erworben. Der schwedische Resident riß ihn aus den Schulden und nahm ihn mit einer Besoldung von hundert Reichsthalern (damals genügend) als Secretair in seinen Dienst. Da lösete Neumark zuerst sein lange schwer entbehrtes Saiteninstrument wieder aus. Dann schrieb er das heilige Danklied nieder, gab ihm die schöne Melodie, und nachdem er sich in Strömen heißer Thränen die Brust frei gemacht, griff er nach dem Bogen und begleitete sich selbst mit frommen Klängen zu dem Lobgesange:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf Ihn allezeit! —
Der wird ihn wunderbarlich erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut!“

Neu erhoben und ausgerüstet wendete er sich 1651 in die Thüringer Heimath. Sein Ruf zog ihm voran.

Wilhelm der Vierte, ein musenfreundlicher Fürst, machte ihn zum Kanzleidirector und Bibliothekar. 1653 ward er unter dem Namen „der Sprossende“ in die „Fruchtbringende Gesellschaft“ aufgenommen, deren Erzschatthalterchaft er später empfing, und deren Geschichte er auch verfaßte. Sein Fürst beförderte ihn zum herzoglichen Archivsecretarius, — man ernannte ihn zum kaiserlichen Pfalzgrafen — doch 1679 erst erreichte er den längst gehegten (uns heut zu Tage höchst bescheiden dünkenden) Wunsch: Mitglied des Blumenordens zu werden.

Er hat wohl auch in höherem Alter — sein Tod erfolgte am 8. Juli 1681 — noch mancherlei zierliche Verslein gedrechselt, die dann, eben so wenig als frühere, die Bedeutung seiner Kirchenlieder gewannen, von welchen letzteren freilich die meisten ebenfalls längst verschollen sind.

Dennoch zählen wir ihn zu den Wohlthätern der Menschheit. Wer einen Gesang dichtete und in weishevolle Melodie brachte, der Jahrhunderte nach seinem Abscheiden noch Millionen tröstet und erquicket, der hat ein schöneres Monument, als die stolzesten sich in Erz und Marmor zu thürmen vermögen. Georg Neumark ist unsterblich durch den Ausspruch:

„Denn Welcher seine Zuersticht
Auf Gott setzt, den verläßt Er nicht!“

Johannes Rist.

Sein Vater, dem er am 8. März 1607 zu Ottersen in der Grafschaft Pinneberg geboren wurde, hatte den Sohn, bevor noch dieser das Licht der Erde erblickt, schon für den geistlichen Stand bestimmt. Er ließ ihn die Gymnasien in Hamburg und Bremen besuchen und sendete ihn sodann nach Rinteln, wo er Theologie studirte, außerdem aber zu seiner eigenen Befriedigung, Medizin trieb. Der junge Johannes war jedenfalls ein ausgezeichnete Kopf; denn während er seine Gottesgelahrtheit später in Leyden und Utrecht weiter verfolgte, beschäftigte er sich daneben mit . . . Mathematik! Unsere jungen Herren, wie sie gegenwärtig manche Universitäten zieren und sich angelegen sein lassen, kaum dasjenige zu treiben, was sie für bevorstehende Examina zur höchsten Noth brauchen; die aber jeglichem nicht obligatem Collegio mindestens so weit aus dem Wege gehen, als ihre Kneipe von den Hörsälen entfernt liegt, würden (wofern sie sich der Gefahr aussetzen wollten, von Johannes Rist Etwas zu vernehmen,) gar bedenklich die Häupter schütteln und ihn wahrscheinlich für's Irrenhaus reif halten. In dieses gelangte er jedoch nicht; sondern in das Predigeramt der Gemeinde Wedel zu Stomarn, welches er zweiunddreißig Jahre hindurch jugendreich verwaltete. 1644 wurde er zum gekrönten Dichter, 1653 durch Kaiser Ferdinand III. in den Adelsstand erhoben. Herzog Christian von Mecklenburg er-

nannte ihn zum Kirchenrath. Es waren dies die übelberufenen „finstern Zeiten!“ Seltsam, daß diese Einen manchmal anheimeln? Es mag wohl Alterschwäche sein, die dem rapiden Fortschritt und seiner Partei nicht mehr nachzueilen vermag. Aber hat es nicht für den armen deutschen Dichter etwas Rührendes, Erhebendes, zu denken, daß Eine k. k. apostolische Majestät einen kleinen Landprediger Ausburger Konfession im fernen Mecklenburg mit dem Reichsadel bekleidet, nur um seiner Verse Willen? Solcher hat denn Rist viele und sehr verschiedentliche geliefert. Weltliche wie geistliche. Von den weltlichen hat er in späteren Jahren nicht mehr viel gehalten. Er äußert selbst einmal: „Ein rechtschaffener Poete darf sich solcher heydnischen Lumpengetichte gar nicht bedienen. Er kann alle Tage neue, und zwar nicht gemeine, sondern gute und nützliche Erfindungen haben.“ (Allen Respekt vor dem guten Herrn Kirchenrathe, aber diese Behauptung erscheint mir doch etwas zu kühn!) „Er hat dazu keines Jupiters, keines Apollo, keines Merkurius, noch auch der leichtfertigen Venus-Megen von nöthen. Und Lieber, sagt mir doch, sollte man ohne den garstigen Cupido nicht lustig seyn können? Das müßte ja gar ein seltsamer Handel seyn. Leid ist es mir von Herzen, daß ich eines Einzigen dieser heydnischen Götzen in meinen jugendlichen Getichten, wiewohl aus kindlichem Unverstande, jemals habe erwähnt. Ja, ich wünsche von Grund meiner Seelen, daß alle meine Verse, in welchen dieser, vornemlich der Venus, gedacht wird, unver-

züglic in das Feuer geworffen, und also der ewigen Vergessenheit möchten aufgeopfert seyn und bleiben!"

Das klingt nun allerdings verzweifelt zelotisch-beschränkt. Wir dürfen den Standpunkt des frommen Mannes nicht vergessen, der eben die Kanzel inne hat. Als einen gründlich deutschen Ehrenmann erkennen wir ihn darum doch, wenn wir auf Stellen bei ihm stoßen wie folgende: „Über was ist es Wunder, daß man in gebundener Rede und Reimen dergestalt seinen Hochmuth (hätte schier Thorheit gesagt) läßt blicken, da doch nunmehr in freier und ungebundener Rede so unteutsch, fremd und seltsam von etlichen wird geschrieben, daß es von recht geborenen Deutschen schier nicht mehr kan verstanden werden. Es mag aber diese kauderwelsche Art denjenigen gefallen, welche Lust und Liebe dazu tragen, ich halte es mit Jenem, welcher schreibt: Man sollte doch das schöne Teutsch lassen Teutsch bleiben und nicht eine überwendische, lappländische, oder slavonische Sprache daraus machen, wie wir sehen, daß es von etlichen mit der Zeit wird angefangen.“

Rift's Hauptgattung ist, sehr begreiflich, das Kirchenlied. Unter den Gesängen, welche in Sammlungen für lutherischen Gottesdienst aufgenommen und über alle Länder und Provinzen Deutschlands verbreitet sind, zeichnen sich manche durch poetische Kraft, alle durch gläubiges, wenn gleich einseitiges Christenthum aus.

Da gab es ein kleines Rozebue'sches Lustspiel, welches vor etwa fünfzig Jahren, gleich den meisten Almanach-

stückchen jenes fruchtbaren, heftig geschmäheten, und dennoch nie ersetzten Bühnenpraktikers, mit wahrer Gier von sämmtlichen Theaterdirektionen ergriffen, aufgeführt, abgehört und todt gespielt wurde. Nur wenige dieser Sachen haben ein dauerndes Dasein auf den Brettern behalten; sie waren gewöhnlich nur für den Moment berechnet. Dasjenige, von welchem ich hier sprechen will, weil Rist's darin Erwähnung geschieht, fällt in meine Jugendzeit; in eine Epoche, wo der (nun auch zu Grabe getragene) Jubelgreis Anschütz, die Zierde des damaligen Breslauer Theaters, ein stattlicher Mann, der geachtete Liebling aller gebildeter Theaterfreunde, so recht eigentlich la pluie et le beau temps machte. Ich seh' ihn noch als eleganten, die Damen entzückenden Husarenoffizier, in rother, goldbeschnürter Uniform! Die Posse hieß, dächt' ich, „der Edukationsrath“ und behandelte, so viel ich mich des Inhalts entsinne, das Thema: wie ein etwas leichtsinniger Lieutenant in der Maske eines frömmelnden Erziehers sich in das Vaterhaus der Geliebten schleicht. Bei dieser Gelegenheit wurde denn auch jenes Kirchenlied verspottet. Die ersten Verse:

„O Ewigkeit, du Donnerwort,

Du Schwert, das durch die Seele bohrt,“

gaben Herrn von Kosebue Stoff zu bitterm Späßen, und Anschütz sparte das Bestreben nicht, durch salbungsvollen, karrifizirenden Vortrag eine ziemlich wohlfeile Wirkung hervorzurufen. Mir, der ich in formenstrengen, religiösen Umgebungen aufgewachsen, auch, trotz meiner schon eingeschlagenen theatralischen Ab- und Irr-Wege,

in stetem Familienverkehr mit den ersten städtischen Geistlichen geblieben war, erschien solches Citat eines Kirchenliedes wie ein Sakrilegium, und ich begriff den Censor nicht, der diese Stellen hatte stehen lassen. Zunächst jedoch sucht' ich das Lied auf, um es im Ganzen zu lesen. Damals, will ich gern gestehen, schauderte ich davor zurück, es kam mir scheußlich vor, und ich begann allsogleich mich mit Rogebue und Anschütz auszuföhnen wegen ihrer travestirenden Verwendung der ersten Strophe. Ich wußte Nichts von Rist, kannte Nichts von ihm, als eben diese Höllen-Qualen-Schilderung. Jetzt, ein volles Menschenalter hinter mir, da ich, seinen „Poetischen Schauplag“ durchlaufend, auch nach anderswo zerstreuten Liedern suchte, welche dieses Namens Unterschrift tragen, fiel mir das eigenthümliche Gedicht gleich als alter Bekannter in die Augen. Ich las es nun abermals, doch dieses Mal mit ganz andern Empfindungen. Entsetzlich erscheint mir's zwar immer noch, poetisch-unschön in seiner grauenhaften Phantasie, . . . dazwischen tauchen Zweifel in mir auf, ob es denn buchstäblich zu nehmen, ob es nicht vielleicht ganz anders gemeint, ob nicht etwa gar nur ein Paar von Fragezeichen vergessen ist, welches, wenn man es einschreibt, den Dichter wie einen sich trotzig krümmenden Wurm erscheinen läßt, der sich, so weit sein eigener Köhlerglaube gestattet, gegen unbarmherzige Grausamkeit auslehnen möchte?

Wenn es nach umständlicher Auseinandersetzung der ewig-dauernden Strafen unter Anderem heißt:

„Nun aber, wenn Du die Gefahr
Viel hundert tausend tausend Jahr
Hast kläglich ausgestanden
Und von den Teufeln solcher Frist
Ganz grausamlich gemartert bist,
Ist doch kein Schluß vorhanden:
Die Zeit, so niemand zählen kan,
Die fänget stets von Neuem an.“

„Ach Gott, wie (?) bist Du so gerecht. (?)
Wie strafest Du den bösen Knecht
Im heißen Pfuhl der Schmerzen!
Auf kurze Sünden dieser Welt
Hast Du die ew'ge Pein bestellt —
Ach nimm es wohl zu Herzen.“

Ich frage, bedarf es da mehr als der beiden von mir hinzugesügten, eingeklammerten Fragezeichen, um einen ganz andern milden Sinn hineinzulegen?

Möglich, daß des Dichters unterwürfige Gemeinde, und manche andere nach ihr, in Höllenängsten dieses Lied mitgesungen. Ueber den Dichter und seinen unbedingten Glauben an ewige Martern als Strafe für irdisch-menschliche Vergehungen laß' ich solche Anklage nicht kommen. Johann Rist stand seinem Gotte näher, kannte den Menschen und die Bedeutung des Wortes „Ewigkeit“ besser, um den Hohn zu verdienen, den weiland Kogebue's Schwank auf ihn ausgoß. Rist wußte, daß der Zweck des Göttlichen nur sein kann, zu

veredeln, zu erheben, nicht in den Abgrund zu stoßen, zu verderben, zu quälen, durch Qual zu vernichten. Rist wußte oder ahnete doch mit dem Instinkt edelgeborener Seelen, daß geistig eben so wenig Etwas im Reiche des Universums verloren gehn darf, als körperlich im kleinen Bereiche des Erdballs. Nein, Rist hat nur jene zwei Fragezeichen hinzustellen vergessen! So lautet meine Conjectur. Und sie scheint mir nicht minder berechtigt, als manche ungleich kühnere, die sich berühmte Philologen und Interpretatoren erlaubt haben. In diesem zuversichtlichen Vertrauen auf des alten Herrn gutes Herz werden wir noch bestärkt durch nachstehende milde Worte, die er an sich selbst richtet:

Was hilft mir doch ein hoher Stand?

Was nützet mir ein reiches Land?

Was bringet mir das schändde Geld?

Was schaffet alle Lust der Welt?

Was frag' ich nach der Eitelkeit

In dieser kurzen Sommerzeit,

Wenn Gott, die Tugend, Lehr' und Kunst

Mich schließen ein in ihre Gunst?

Ist Gott in mir, und lern' ich nur

Ihn kennen recht, sammt der Natur,

So weiß ich, daß ein armer Rist

Viel reicher als der Kaiser ist.

Andreas Gryphius.

Groß-Glogau, am 16. September 1861.

Es kann leicht in's Lächerliche gezogen werden, wenn in einer Zeit, die so reich ist an Aufrufen zu Vereinen und zu Denkmälern, sich ein alter fahrender Sänger noch bemüht zeigt, deren Fülle zu vermehren. In Bunzlau gab ich den Anstoß zu einem Monumente für Martin Opitz von Boberfeld, und hier trete ich auf, die mehrfach gehegte Idee lebendig machen zu helfen, daß dem Glogauischen Sohne Andreas Gryphius ein bleibendes Zeichen dankbarer Anerkennung gewidmet werde. Wie gesagt, es läßt sich darüber spötteln, — und mag denn auch wohl schon gespöttelt worden sein. Theils von Solchen, die weder von Gryphius noch von seinem Walten das Geringste, — theils von Jenen, die überhaupt von Vergangenheit Nichts mehr wissen wollen, die nur der materiellen Gegenwart und ihren großen Fortschritten leben; die uns, — mich und meines Gleichen, — verächtlich *laudatores temporis acti* schelten. Ja, zu diesen zähle ich mich wirklich in gewissem Sinne und mache kein Geheimniß daraus. Vielmehr halte ich es für Pflicht, auch darin offen und ehrlich die Farbe zu tragen, zu welcher ich mich bekenne. Wie ich niemals verleugnete, daß ich meiner Gesinnung nach Royalist bin — (was ich um so entschiedener aussprechen darf, weil ich Nichts dafür beehrte, sondern unabhängig blieb, wie meine Gesinnung; unabhängig und arm!) — eben

so werde ich nicht verleugnen, daß es mir aus vollständiger Freiheit des Geistes und Herzens heraus wie eine ernste Lebensaufgabe erschien, Blick und Sinn mit Pietät nach den edlen Männern zu richten, denen die deutsche Poesie ihre früheste, gründliche Berechtigung, — denen Schlessien durch sie den unsterblich dauernden Ruhm verdankt: „der deutschen Nation (nach Lessing's großem Ausspruche) die ersten guten Dichter gegeben zu haben.“ Da steht Opitz obenan, trotz Herrn Gervinus und dessen mehr politisch-mäkelnder als kritisch-treffender Widerrede. Und neben Opitz, welcher ewig deutscher Dichtkunst Vater bleibt, unser Gryphius, den der Preis zicret, der erste rühmendwerthe Dramatiker gewesen zu sein.

Im Oktober 1616 (dem Todesjahre William Shakespeare's) ward Andreas hier geboren und verlor seinen Vater, einen hiesigen Prediger, als er ein fünfjähriges Kind war. Der Verstorbene soll vergiftet worden sein? — Wer mag wissen, welchen Einfluß die aus solchem Ereignisse hervorgegangenen häuslichen Scenen auf die Phantasie des Knaben, und welche Nachwirkung sie geübt haben auf den Hang zum Schauerlichen und Grauenhaften, der in seinen Tragödieen vorherrscht? Auch daß die verwittwete Mutter ihm einen Stiefvater gab, der dies im üblen Sinne des Wortes für ihn wurde, konnte nicht beitragen, ihn heiterer zu stimmen. Er besuchte die Schule in Fraustadt, floh vor der Pest nach Görlitz und lernte frühzeitig durch Verkehr mit fremden Kriegsvölkern sein Sprachtalent üben, welches er dann fleißig ausbildete. Es steht zu ver-

muthen, daß er Werke von Cervantes und Calderon erhaschte und las. Schon 1634 ward eine seiner poetischen Arbeiten, in dieser Stadt hier, gedruckt. Dann wurde er in Danzig, späterhin wiederum in der schlesischen Heimath Hauslehrer. Eines Gönners Vermächtniß verschaffte ihm, dem unterdessen schon zum gekrönten Poeten Erhobenen, die Mittel, eine größere Reise anzutreten. Er ging nach Holland, promovirte in Leyden, kehrte wieder heim, reisete wieder fort, sah Frankreich, Italien und ließ in Venedig drei Bücher voll Gedichte drucken, die er der Republik widmete und in feierlicher Audienz überreichte.

Nach langer Abwesenheit, reich an poetischen Erzeugnissen, kehrt er Ende 1643 nach Schlesien zurück und bittet Gott, „der ihm gegeben habe dem Vaterlande zu leben, Er möge das Vaterland nun auch heißen, ihm zu leben!“ Er blieb in Glogau, verheirathete sich 1649 mit Rosina Deutschländer, lehnte Vocationen an ausländische Universitäten ab, ward zum Syndikus von den Glogauischen Ständen erwählt, scheint durch angestrenzte Arbeit, nicht vom poetischen Produciren, wohl aber von düstern, melancholischen Selbstquälereien abgekomen zu sein, glücklich gelebt zu haben, bis er am 16. Juni 1664, hundert Jahre nach Shakespeare's Geburt, plötzlich starb. Er sank auf dem hiesigen Ständehause mit dem Ausrufe: „Mein Jesus, wie wird mir?“ danieder — und war todt. Er hinterließ drei Kinder, unter diesen den Sohn Christian, den Dichter.

Ich muß meinem ehemaligen Gönner, dem unver-

geßlichen Aug. Wihl. Schlegel, widersprechen, in seinem abfertigenden Urtheil über die Dramen 'Gryphius', die er schon wegen ihrer häufigen Geistererscheinungen und seltsamen Wunderbarkeiten verwirft. Dergleichen Dinge sind wohl abscheulich, wenn sie mit kaltem Bewußtsein angewendet, als Popanze für die Masse zur Maschinenpielerei herabsinken. Bei Gryphius kamen sie aus dem Innern einer, wenn auch verdüsterten, doch lebendigen Dichternatur. Er glaubte an derlei Spuk — wobei wir durchaus sein Zeitalter mit in Anschlag bringen müssen. Da noch Hexenprozesse möglich, die Tortur im Gange gewesen, — mag immer ein besonnener Praktiker andere Ansichten gehegt, ein zu Wundern geneigter Poet darf Wunder gesehen haben. Man höre ihn selbst in der Vorrede zu seinem schauerlichsten, zugleich bedeutendsten Trauerspiele:

„Als ich von Straßburg zurück in Niederland gelangt, und zu Amsterdam bequemer Winde nacher Deutschland erwartet, hat eine sehr werthe Gesellschaft etlicher auch hohen Standes Freunde, mich zu einem Pankuett, welches sie mir zu Ehren angestellt, gebeten. Als bei selbem man auf Erzählung verschiedener Zufälle gerathen und damit einen ziemlichen Theil der Nacht verzehret. Wohlgedachte meine Liebesten wolten, was ich auch bitten oder einwenden möchte, nicht unterlassen, mich bis an mein damahliges Wirthshaus durch die so weite Stadt zu begleiten und gerietzen, sobald sie auf die Gassen kommen, wieder auf ihr voriges Geschichtsgespräch, dabei mir auf ihr anhalten Anlaß gegeben, den Verlauf dieser

zwei unglücklich Verliebten zu erzählen. Die Einsamkeit der Nacht, die langen Wege, der Gang über den einen Kirchhof und andere Umstände machten sie so begierig aufzumerken, als frembde ihnen diese des Cardenio Begebniß, welche man mir in Italien als eine wahrhafte Geschichte mitgetheilet, vorkommen, daß sie von mir begehret, ihnen den ganzen Verlauf schriftlich zu hinterlassen. Habe statt einer begehrten Geschichtsbeschreibung gegenwärtiges Trauerspiel aufgesetzt."

Nun erzählt er den Inhalt desselben, die Tendenz: „eine keusche sittsame Liebe in Olympien; eine rasende, tolle, verzweifelnde in Gelinden abzubilden.“ Der letzteren giebt eine Zauberin den Rath, Cardenio's Gegenliebe dadurch zu erreichen, daß sie dem Leichnam eines Jünglings, der treu liebend gestorben, das Herz ausschneide, um sich dessen für Liebestränke zu bedienen. Gelinde entschließt sich zur verruchten That; doch der Begrabene (der eben sie geliebt und im Zweikampfe für und um sie sein Leben verloren,) richtet sich nun im Sarge auf, redet sie an, erhebt sich aus der Gruft, folgt ihr in die Kirche, wo dann die Leiche, an einen Pfeiler gelehnt, gefunden wird. Gryphius sagt, von der dunkeln Zauberschwester „Tyche“ redend: „Ihr Mittel, das sie vorschlägt, ist so abscheulich als boshaft; gleichwohl weiß ich, daß eine Person hohen Standes in Italien ein weit ärger Werk versuchet. Und welches Land ist von solchen Händeln reine? Wenn jemand die Zeit auf solche Sachen wenden, und alle Künste, verlorene Dinge zu finden, Schätze zu graben, Liebe zu stiften, Eheleute zu

verknüpfen, Tödtz zu beschwören, Krankheiten zu vertreiben, — auf welche Viele in Deutschland halten, — niederschreiben wollte, er würde ein ungeheures Buch zusammen bringen.“

Hierauf führt er allerlei haarsträubende Citate an und schließt seinen Vorbericht mit den Worten: „Deren Meinung aber, die alle Gespenster und Erscheinungen als Tand und Mährlein oder traurige Einbildungen verachten, sind wir in kurzem an seinem besonderen Orte vernünftig zu erwägen entschlossen, und geben ihnen indessen unsern Cardenio vor ein Trauerspiel, das ist: vor ein Getichte!“

Mich dünkt, der wackere Syndikus hatte auf seinem Standpunkte vollkommen Recht; und der große Gelehrte und Meister Schlegel hatte entschieden Unrecht, ihn einseitig zu verhöhnen. Was seine Zeit noch theilweise glaubt, woran der Dichter selbst glaubt, das darf er benützen; das ist seine Domaine. Andreas war berechtigt, dies abenteuerliche Werk zu dichten, welches mit allen Extravaganzen eine merkwürdige, gewaltige, tiefergreifende Conception bleibt; — aber unser Immermann beging einen poetischen Fehltritt, als er dasselbe Werk für die moderne Bühne zurechten wollte. Mag der Schöpfer des „Trauerspiel in Tyrol,“ da er den ersten Gedanken zu dieser Umarbeitung faßte, vielleicht in jener poetischen Stimmung gewesen sein, welche auch ihn einmal an Wunder glauben und ihn einen Engel von Fleisch und Blut dichten ließ, der dem Oberkommandanten Hoser dessen in die Felspalte versenktes Racheschwert realiter

wieder heraufholt — während der Ausführung von „Gardenio und Gelinde“ hat solcher wunderstrome Glaube nicht Stich gehalten, und der skeptische Verfasser des „Münchhausen“ ist mit des naiven Gryphius Nachlasse schlecht zu Stande gekommen. Der alte Glogauer Syndikus zeigt mehr Lebenskraft in einer Scene, als der junge Düsseldorfser Landesgerichts-Rath in fünf Akten wiederzugeben wußte. Hatte sich doch Achim von Arnim schon lange vorher dieselbe Mühe unnütz gemacht. Es bearbeitet sich nicht so leicht in andere Epochen hinein! Requiescant in pace!

Unser Gryphius, bei späteren Jahren zu heitrerer Lebensanschauung gelangend, die ihn trübe Jugendeindrücke verwinden ließ, versuchte sich auch im Scherzhaften und hat köstliche Possenspiele geschrieben. An einem derselben: „Das verliebte Gespenst und die Dornrose“ können sich aufmerksame Leser, auch wenn ihnen ältere Editionen unseres Dichters nicht zugänglich wären, leicht ergötzen, nachdem unser gelehrter Landsmann Hermann Palm, der in diesem Felde unermüdlich fortarbeitet und fördert, eine musterhafte Ausgabe davon (Breslau, bei Trewendt, 1855) geliefert hat, welche auch in sprachlicher Beziehung, durch sorgfältiges Auffassen des um Glogau heimischen Idioms, lehrreich ist.

„Peter Squenz“ behandelt denselben Gegenstand, den Shakespeare im „Sommernachtsstraum“ als Intermezzo einschleibt. Die Gelehrten sind, glaub' ich, immer noch nicht einig, auf welchem Wege Daniel Schwenker, von dem Gryphius wahrscheinlich den Stoff entlehnte,

dazu gelangt sei? Ob engländische Komödianten, die dazumal in Deutschland reiseten (auch in Holland), vielleicht gar das Original aufführten, aus welchem auch Shakespeare geschöpft? Gleichviel! Mir, der ich, lange bevor man an dessen Bühnendarstellung in Deutschland dachte, den „Sommernachtstraum“ häufig öffentlich vortragen, Berlin und Wien zufrieden gestellt, also wohl eine Meinung über diesen Schwank habe; mir ist, ich darf's nicht leugnen, die Gryphius'sche Behandlung zusagender als jene des Shakespeare; weil die Figuren bei letzterem mir den Eindruck erregen, wie wenn sie wüßten, daß sie die Bühnenwelt parodiren sollten, wie wenn sie über der Sache stünden und sich mit uns nur einen Spaß machten. Das ist beim Gryphius ganz anders. Seine Handwerker meinen es verzwweifelt ernsthaft, und schon dadurch, daß sie nicht phantastischem Gefolge fabelhafter Griechen-Herzöge, sondern ihren heimischen, eingebornen Herrschaften gegenüber stehen, gewinnen sie sammt ihren künstlerisch-possierlichen Anstrengungen festeren Boden. Für meine Seele gern möchte ich auch einige Stellen aus dem „Schimpfspiel Absurda comica“ vortragen — aber ich darf ja nicht. Es wäre ja wider den Anstand! Es kommen ja Unschicklichkeiten darin vor!

Nicht als ob der edle Gryphius, da er seine „Bogauischen Lokalpossen“ schrieb, vergessen hätte, wer er war, und was er galt! Gewiß nicht! Jedoch er heuchelt nicht; er nimmt kein Blatt vor den Mund; er läßt die Leute reden, wie die Schnäbel gewachsen sind. Und das darf ja jetzt nicht mehr sein! In einer Lokalposse schon

gar nicht! Da darf um Gotteswillen nicht frei, ehrlich, deutsch herausgeredet werden. Nein, da muß Alles hübsch zweideutig, schlüpfrig, gemein, nach Umständen niederträchtig sein, mit einiger mageren, abgestandenen Tugendbrühe begossen. Und wenn dann nur arme Leute, Bettler, womöglich auch Spitzbuben überschwänglich edele Personagen und alle wohlhabenden oder vornehmen Leute infame Schurken sind, und ein recht abgeschmacktes Lied mit tausend Mal abgebrauchten und eben so oft scharfgeschliffenen „Pointen“ auf eine noch albernere Melodie gesungen wird, so ist eine solche Mißgeburt der Zeit, — man taugt sie bisweilen „Charakterbilder,“ — eben so gewiß gut aufgenommen und auch bei zarten Damen beliebt, wie mein Peter Squenz perhorrescirt werden würde.

Ich muß mich begnügen, die Denkmal-Angelegenheit durch einige andere kurze Proben gleichsam zu rechtfertigen; lebendig darzuthun, daß Glogau sich selbst ehrt, wenn es dem Meister ein Ehrenzeichen errichtet.

Dem Meister — habe ich gesagt und dadurch gewissermaßen zu der Frage berechtigt: Sind denn seine Dramen für Meisterwerke zu betrachten?

Darauf läßt sich unparteiisch nur mit Nein antworten. Woher sollten Meister- oder gar Muster-Werke für ein Theater kommen, welches noch nicht vorhanden war?

Vieles in Gryphius' Tragödien erscheint uns, dem heutigen Begriffe nach, roh, oder schwülstig, oder breit; Manches undramatisch; das Meiste ungelent. Wie

könnte das in solcher Zeit, zwischen solchen Umgebungen anders gewesen sein? Aber der Kern, das innere dra-
matische Feuer, die geistige Kraft, die leidenschaftliche Gluth,
die eigentliche Productionsfähigkeit treten mächtig zu
Tage. Zweierlei Eigenschaften sind es, die in meinen
Augen dem Dichter eine ganz eigenthümliche Bedeutung,
noch neben dem Werthe seiner übrigen hohen Autor-
gaben verleihen. Erstens die schwungvollste Phantasie,
— die sich freilich in's Gebiet düsteren Grauens und
moderduftigen Entsetzens verliert, — die aber in ihrem
tiefpoetischen Walten um so erstaunenswürdiger ist, weil
sie einem ernsten, redlichen, pflichtgetreuen Geschäfts-
mann, einem seinen Akten ergebenden Syndikus ent-
springt, und weil sie zugleich einen so streng gläubigen,
der christlichen Poesie eifrig obliegenden Dichter veran-
laßt, jene an's Wildheidnische streifenden Gebiete dämo-
nischer Mysterien zu durchirren.

Zweitens seine echt komische Begabung, womit er
von frömmsten, dem Heilande gewidmeten Sonetten,
von hochtragischen Dramen plötzlich zur Ausarbeitung
niedrig gehaltener Possenspiele übergeht, in denen Alles,
bis in's kleinste Detail, Naturwahrheit wird; in denen
er vor dem gemeinsten Ausdrücke nicht zurückschreckt;
worin er nur die nackte Natürlichkeit schildert; und
woran Nichts vom künstlerischen Streben eines gelehrten
Philologen mehr bemerkbar bleibt, außer dem tiefen Einge-
hen in die Sprach- und Denkweise des ungebildeten Volkes,
ja des Pöbels; außer der humoristischen Gewandtheit,
Sitten, Unsitten, Bräuche, Ausdrücke wirksam wiederzu-

geben, plastisch darzustellen. Mich erfüllen jene — mitunter sehr derben Scherze und Pöffen mit Rührung, bei dem Gedanken: wie groß doch die Macht an- und eingebornen Talentes sein muß, wenn es einen solchen Mann aus seiner Frömmigkeit, aus seinem von Pedanterie nicht freien Wissenschafts- und Amts-Eifer, aus seinem ihm ebenbürtigen Umgange gleichsam hineintreibt und stürzt in das frische Leben volksthümlicher Schwänke, übermüthiger Späße, unverfänglicher Joten, daß er sein Staatskleid mit Manschetten, daß er seine Allongen-Perrücke auf den Lehnstuhl wirft und in Hemdsärmeln hinabläuft, Kindereien zu treiben auf grünem Grase, hinter dornigten Hecken, wohl gar um üble Pflügen herum, völlig unbekümmert, ob die Schnallenschuhe einige Flecke, ob die gestickte Weste einige Risse davon tragen könne? Droben im Amte fungirt er als ernster Syndikus. Drunten geberdet er sich wie ein vielseitiges Dichtergenie und rufet fröhlich: Laßt mich einen Menschen sein zwischen Menschen.

Ja, Andreas Gryphius ist ein wahrer Dichter. Er wußte es! Bei allen Zweifeln, wie eine von schwerem Familienunglück, von langem Kriege, Pest, grauenhaften Schicksalen bedrückte Brust sie nur immer hegen mag, gewann doch stets wieder das himmelaufhebende „auch ich!“ neue Gewalt in ihm. Was ihm seine so grausam zerrissene Gegenwart nicht gewähren konnte, vertraute er mit kindlichem Glauben der Zukunft an. Zum Schlusse der Vorrede einer von ihm edirten Samm-

lung „Glogauischer Fürstenthums - Landes - Privilegien“ sagt er:

„Doch beruhet jedwede Sach' auf dem Ausspruch der Nachkommen und Gottes.“

Das Exemplar, welches mir zur Einsicht anvertraut worden, ist sein eigenes, für den Amtsgebrauch bestimmtes gewesen. Unter dem vorgedruckten Extrakte aus dem Landes-Protokoll stehet seines Namens Unterschrift nebst dazu gehörigem manu propria. Die Tinte, womit er das schrieb, ist vergilbt und halb verblichen, die Hand, welche die Feder führte, ist längst vermodert. Aber die Werke des Mannes leben noch — allerdings ein sehr zurückgezogenes stilles Leben, in den Bibliotheken eingestäubt, in den Schränken einiger Sammler, auf den Tischen etlicher Gelehrten. Nichts desto weniger leben sie. Auch vor unseren Augen, durch spätere Arbeiten, deren Verfasser aus jenen geschöpft haben; in andere Kleider und Gewänder neumodischen Zuschnitts gehüllt, treten uns Gestalten entgegen, die Gryphius ursprünglich erschuf. Wie so oft im Leben werden Schöpfer und Erfinder neben oberflächlichen Nachahmern vergessen! Möge sich diese Stadt solcher Ungerechtigkeit gegen ihren großen Sohn nicht schuldig machen. Ich bin stolz darauf, heute — wenigstens theilweise — meine Schuld für so viel hier erfahrene Zuvorkommenheit und Güte abtragen zu dürfen, indem ich das Meinige thue, des edlen Geistes Gedächtniß aufzufrischen. „Es beruhet jedwede Sach' auf dem Ausspruch der Nachkommen“ hat er ge-

sagt. Wir wollen sein Vertrauen nicht zu Schanden machen. Wir wollen sein Bildniß aufgestellt sehen vor der Fronte des schönen Rathhauses, auf dem Hauptplatze der Stadt, deren Zierde Andreas Gryphius vor länger als zweihundert Jahren war; deren Zierde Er bleiben wird, so lange es ein Schlessien, ein Deutschland, deutsche Sprache, Wissenschaft und Kunst giebt!

Wir werden dreierlei kurze Bruchstücke aus seinen umfangreichen Werken mit einander durchgehen. Eine Scene aus einer Tragödie; einige Auftritte aus einer Posse, wenige lyrische Gedichte; und ihn dadurch auf seinen Hauptgebieten kennen lernen.

Was die Tragödie anlangt, will ich nur eine abgerissene Stelle aus dem ersten Acte von „Cardenio und Celinde“ wählen. Sie genügt, Ihnen darzuthun, welche geistige Macht diese Einleitung belebt, wie jede Zeile von innerer dramatischer Handlung zeugt. Und nun die Diction ich muß bekennen, höre ich jetzt im Jahre 1861 kritische Beurtheiler eines jüngstentstandenen Drama's rühmend hervorheben: „es habe eine schöne Sprache!“ so packt mich Entsetzen, und ich denke: damit muß es sehr schwach bestellt sein, weil der günstige Referent Nichts zu loben weiß als die „Sprache“ — die sich schier von selbst versteht. Wer macht jetzt nicht wohlklingende Verse? Vor länger als einem halben Jahrhundert schon durfte Schiller äußern: „Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache“ &c. — Wie viel gültiger ist das heut zu Tage, wo die jungen Herren bereits ganze Phrasen fertig finden, die sie nur (bewußt

oder unbewußt) einfügen dürfen? wo eigentlich Alles schon gesagt ist?

Aber zu einer Zeit, wo aus dem Rohen gearbeitet werden mußte; wo ein Dichter für seine Gedanken und Gefühle sich erst den Ausdruck bildete; wo er zugleich Gesetzgeber für Nachfolger wurde, während er Schöpfer, Erfinder, Umgestalter, Beredler für sich selbst war! Damals so zu reden, so seine handelnden Personen reden zu lassen . . . Es ist wohl die Frage erlaubt an jeden Kenner deutscher Literatur: Verdient der Mann, der unsere Muttersprache zur Zeit des dreißigjährigen Krieges zu solcher Höhe gebracht, . . verdient er nicht, daß seine Vaterstadt ihm ein Denkmal errichte? Er bittet:

„Du hast, mein Schöpfer, mir das Vaterland
gegeben,

Zu leben; — heiß' Du mir das Vaterland auch
leben!“

Nun wohl, es hat ihm gelebt. Es hat ihn anerkannt, da er auf Erden weilte. Es weiß ihn zu würdigen Jahrhunderte nach seinem irdischen Tode. Die größten Geister deutscher Nation haben ihm gehuldigt, und wo Martin Opitz, Simon Dach, Paul Fleming ehrfurchtsvoll genannt werden, da fehlt auch Glogau's Andreas Gryphius nicht.

Benjamin Schmolcke.

Mancher meiner Leser, dem ein gewisser Schelmen-Roman, „Die Bagabunden“ betitelt, in die Hände gerathen ist, dürfte sich, das Buch durchblättern, gewundert haben, in solchem Romane ein altes, überfrommes Sterbelied eingeschaltet zu finden? Der Verfasser entgegnet darauf: Nur die Schönheit, die Meisterschaft jener Dichtung veranlaßte mich dazu; ich freute mich, gefühlvollen Kennern einen der Vergessenheit anheimgefallenen, glücklich entdeckten Schatz mitzutheilen!

„Und wer ist der Meister, der dieses Wunderwerk schuf?“ fragt ein Dritter. Ich erwiedere, fast verlegen: Benjamin Schmolcke . . . und vernehme lautes Hohn- gelächter.

„Benjamin Schmolcke? heißt nicht so der berühmte Verfasser des albernen Gebetes, welches Schieferdecker sprechen sollen, wenn sie vom Dache stürzen? und vieler anderer, ähnlicher abgeschmackter Frömmeleien?“ —

Sie wissen weiter Nichts von ihm, mein Herr? Haben weiter Nichts über ihn gehört? Nun, sei's drum. Ich nehme mein Urtheil nicht zurück. Ich halte den Mann für einen großen Dichter. Wenn's Ihnen recht ist, plaudern wir ein Bißchen von ihm. Vielleicht ändern Sie Ihre auf leeres, nachplapperndes Geschwätz begründete Meinung.

Der alte, ehrliche Benjamin bietet keinen von Wechselfällen oder interessanten Begebenheiten durchkreuzten

Lebenslauf zu schildern dar. Er ward am 21. December 1672 in Brauchitschdorf bei Liegnitz geboren, studirte in Leipzig, wurde seinem Vater im Amte adjungirt, kam 1702 als Diakonus nach Schweidnitz und stieg dort nach und nach bis zum Oberprediger und Inspector der Schulen und Kirchen, als welcher er 1737 starb. Weiter hätte ich von seinem Erdentreiben Nichts zu berichten, außer daß er den Ruf eines frommen, gläubigen Gottesmannes mit in's Grab genommen. Er ist vergessen. Die Litterarhistoriker führen ihn mit einigen abfertigungsanerkennenden Floskeln auf, loben ihn vielleicht bespöttelnd, reihen ihn den schwülstigen Pietisten an, geben ein paar obenhin herausgegriffene Pröbchen und . . . sind mit ihm fertig. Gelesen, ordentlich durchgelesen hat ihn Keiner; das möcht' ich beschwören. Wie wär's auch möglich? Wer die Dichter heerdenweise vornehmen und kritisch scheeren soll, kann sich in Einzelne nicht vertiefen. Es heißt nur, so bestimmt und sicher, daß Niemand zweifeln dürfe: Dieses ist ein Bock, jenes ein Lamm, dieser hat grobe, jenes hat feine Wolle . . . und damit Basta. Deshalb, ich muß es eingestehen, geb' ich nicht viel auf die in's Beurtheilen eingehenden Litterargeschichten der Poesie. Die Herren Gelehrten, wenn sie so ganze Jahrhunderte abthun, geberden sich wie rechte Herodesse und Kindesmörder. Geht es doch schon bei kritischen Instituten, die nur Erzeugnisse der Gegenwart beurtheilen, leichtsinnig und oberflächlich genug zu. Und könnt' es anders? Bedenkt man, wie viele Tage und Nächte der fleißig producirende, redlich wollende Schriftsteller

Holtei, Charpie. I.

(von sorglosen Vielschmierern ist nicht die Rede!) an seine Schöpfung setzt, bis sie in den Buchladen gelangt. . . bedenkt man dagegen, in wie viel Minuten der Recensent von Metier solche Arbeit manchen Jahres übersieht. . . Er muß; es ist eben sein Metier. Der ganze Tisch liegt voll „Novitäten.“ Was gelobt werden soll, ist schon bezeichnet; nicht minder, was getadelt werden darf. Gute Freunde, Parteigenossen, vorzugsweise solche, die kritische Journale inne haben oder beeinflussen, werden beachtet. Die Uebrigen sind bald bedient. Gewisse Phrasen stehen schon fertig in Blei; sind stereotyp geworden; der Setzer braucht sie gar nicht auseinander zu legen.

Es fällt mir dabei ein selbsterlebtes Geschichtchen ein. Während meines Aufenthaltes in Rußland ließ ich einen „Almanach für Privatbühnen“ erscheinen, der sechs kleine, nicht ungeru gesehene Piederspiele enthielt. Ich hatte Sorge getragen, daß Exemplare desselben von Leipzig aus an Redactionen deutscher Zeitschriften versendet wurden. Ein Jahr später kam ich nach Berlin, wo ich einen Abend bei meinem Universitätsfreunde Wilibald Alexis zubrachte, der auch Journalist und als solcher nach allen Richtungen hin thätig war. Die Gesellschaft bestand aus alten Bekannten; unter diesen v. d. Hagen, Friedrich von Raumer u. A. Es wurde Seitens der Damen der Wunsch geäußert, ich möchte eine Kleinigkeit vorlesen. Aber was? Mir fiel ein, daß unser Wirth in seinem „Freimüthigen“ meinen Almanach günstig beurtheilt habe; das ihm gesendete Exemplar mußte ja vorhanden

sein; ich erbot mich, ein Lieberspiel zu lesen. Das Buch fand sich — man nahm Platz, ich setzte mich an den Tisch, auf dem die zwei Kerzen de rigueur brannten . . . ich wollte beginnen . . . der Almanach war noch nicht aufgeschnitten; nur die Blätter, welche die den Inhalt besprechende Vorrede enthielten, ließen sich umschlagen.

Und Alexis war ein Mann von Ehre; ein unbestechlicher. Wie mag es erst bei bestechlichen Richtern zugehen? Ach, die brauchen nicht einmal die Vorreden zu lesen!

Schon für einen Recensenten, dem die Verpflichtung obliegt, mit der Leipziger Messe gleichen Schritt zu halten, wäre die Arbeit, will er gewissenhaft verfahren, eine übermenschliche, erdrückende, wenn man sich dieselbe nicht ziemlich leicht machte — allerdings mit Ausnahmen. Es giebt solche verehrungswürdige Ausnahmen. Der selige Markgraf hat den schwer verdienten Nachruhm in's Grab genommen, eine solche zu sein. Häufig sind sie nicht, doch möglich sind sie. Wie aber Kritiker es anfangen wollen, die nicht nur einzelne neue Werke, sondern sämtliche Werke sämtlicher Autoren sämtlicher Jahrhunderte durchzuarbeiten hätten, sollte jedem Einzelnen sein volles Recht werden; — und wie sie, wären ihnen gleich Methusalem etliche Menschenalter verliehen, an solche Riesen-Pläne gehen können, ohne ihr Gewissen zu belasten; — das hätt' ich nie begriffen, wäre mir nicht immer wieder eingefallen, daß viele dieser Herren sich für Riesen halten, die über Zwerge zu Gerichte

sigen. Meinetwegen! Nur bedaure ich Diejenigen, welche sich aus Allgemeinen Literatur-Historien andere Weisheit holen, als jene positive Kenntniß festzustellender Leistungen, Lebensläufe und Jahreszahlen. In Allem, wo es bei Würdigung eines Dichters um subjective Ansicht, persönliche Unbefangenheit, momentane Stimmung, unparteiische Empfänglichkeit, eingehendes Verständniß, Innigkeit des Urtheils, Wärme des Gefühls, hingebende Liebe sich handelt, werden sie gewiß schlecht bedient sein. Denn: einen Geist, der mit universell-umfassender Gerechtigkeit, mit gleich-vertheilter Schärfe wie Milde, alle Schulen, alle Parteien, alle Naturen, alle Individualitäten zu erkennen, zu würdigen, herauszufühlen versteht; dem Nichts zu klein wäre, daß er nicht die Größe darin zu erforschen wüßte; . . . den kenn' ich nicht! Er müßte etwa zufällig Gotthold Ephraim Lessing heißen.

Dieser würde, davon halt' ich mich überzeugt, wär' ihm mein Benjamin Schmolcke in die Feder gefallen, zuverlässig beigestimmt; würde mit seiner unerreichbaren Klarheit deutlich gemacht haben, was ich zwar innig fühlen, was ich leider nicht klar beweisen kann.

Ich bin kein Heuchler, der „in Frömmigkeit und Christenthum macht,“ wie ein Commis-Voyageur in künstlichem Champagner, und der mittrinkt, um seine Waare anzupreisen. Vielmehr gesteh' ich's frei: ich bin mit meinen religiösen Begriffen und Glaubensartikeln so weit von den Schmolcke'schen entfernt, daß er mich armen Büchermacher (Gott geb' ihm seine gehoffte Seligkeit!) wahrscheinlich für einen Höllehund erklären

und von sich stoßen würde, käm' er noch einmal unter uns zu wandeln. Ebenso wie er den im Glend frühzeitig untergegangenen, für einen wüsten Gesellen ausgeschrienen, darum doch reichsten Poeten schlesischer Dichterschule, den Striegauer Johann Christian Günther von sich stoßen würde, sammt all' dessen Reichthum; obgleich Günther's jugendliche Muse, noch auf der Schweidnitzer Schulbank sitzend, ihm bei'm Antritt seines Inspectorats einen ihrer ersten Gefänge gewidmet hat. Der geistreiche, schöne Knabe, der vielversprechende fleißige Schüler, der bald darauf „ein verworfener Jüngling“ genannt wurde, begrüßte den frömmsten aller lutherischen Kirchenlehrer mit einem Liede, welches anhebt:

„Wir verpfänden Dir die Herzen,
Dein Befehl ist unsre Lust zc.“

Wollt' ich den wiederum die Erde beschreitenden Schmolcke anreden: „Ich verpfände Dir mein Herz“ ... wie gesagt, es dürfte mir ein „Höllenhund“ entgegen geschleudert werden, den ich geruhig einstecken und nur erwidern wollte: „Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?“ Wahrlich, was geht mich der Hyper-Orthodox an? Ich hab's mit dem Dichter zu thun. Ist mir's doch nie in den Sinn gekommen, daran zu glauben, daß ein steinernes Crucifix, von einer wilden, blutigen, zuletzt reuigen Mörderin brünstig umfaßt, eine Lustreise in den Himmel antreten und die Sünderin mit hinaufziehen könne? Darum doch gilt mir die Conception des Drama's „die Andacht zum Kreuze“ für eine der grandiosesten

und der erste Akt dieses Gedichtes für ein Wunderwerk der Poesie. Goethe hat nie daran gedacht, aus seinem Standpunkte zu billigen, daß Ferdinand von Portugal nach Afrika hinüber segelt, um in Heilands Namen lebenswürdige, ritterliche, kunstsinntige Mauren abzuschlachten. Darum doch spricht er's aus: „Wenn die Poesie dereinst von der Erde verschwände, aus Calderon's „Standhaftem Prinzen,“ wäre dieser nur übrig geblieben, könnte sie neu geboren werden!“ Calderon, als Dichter, muthet uns zu, wir sollen an seinen Glauben glauben; und gestatten wir diesem seine Berechtigung, dann meint er, habt Ihr's bloß mit dem Poeten zu thun!

Gerade so verhalt' ich mich zu Schmolcke. Ich gestehe ihm sein gutes Recht zu: Er zu sein — bleibe, was ich bin — und entzücke mich an seinem Genius. Denn er ist ein dichterisches und ist zugleich ein Sprach-Genie! Wie weit übertrifft er in Beherrschung seiner fruchtbaren Phantasie, in besonnener Anordnung seiner Gedankenfülle, in energischer Präcision des Ausdrucks, in Gebiegenheit des Versbaus, in anmuthiger Gewalt über die Form nicht allein sämtliche Zeitgenossen, sondern auch die nach ihm sangen! Nur Gellert schließt sich ihm würdig an, ohne doch im Kirchengesange seine markige Kraft zu haben. Lieder, wie: „Der Tod ist todt, das Leben lebet“ — „Gott der Juden, Gott der Heiden“ — „Halt' an, halt' ein, halt' aus!“ — „Nur immer nach durch Dick und Dünne!“ — „Thränen, Thränen, lauter Thränen“ — „Ich bin der reichste Mensch

auf Erden“ — und viele, viele andere, sind so vollkommene Kunstwerke, wie nur ein großer Dichter liefert. Eins stehe hier für alle:

„Mein Gott, ich weiß nicht wann ich sterbe?
Kein Augenblick geht sicher hin.
Wie bald zerbricht doch eine Scherbe?
Die Blume kan gar leicht verblühen,
Drum mache mich nur stets bereit
Hier in der Zeit zur Ewigkeit.“

„Mein Gott, ich weiß nicht wie ich sterbe?
Dieweil der Tod viel Wege hält;
Dem Einen wird das Scheiden herbe,
Wenn sonst ein And'rer sanfte fällt.
Doch, wie Du willst; gieb, daß dabei
Mein Ende nur vernünftig sey.“

„Mein Gott, ich weiß nicht wo ich sterbe?
Und welcher Sand mein Grab verdeckt?
Doch wenn ich dieses nur erwerbe,
Daß Deine Hand mich auferweckt,
So nehm' ich leicht ein Stellchen ein.
Die Erd' ist allenthalben Dein.“

Gellert.

(Aus einem öffentlichen Vortrage über deutsche Lyrik,
gehalten zu Grätz in Steiermark.)

Manchen Namen braucht man nur auszusprechen, um durch seinen Klang augenblicklich das ganze Bild des edlen Menschen hervorzurufen, der ihn trug und unsterblich machte. Ein solcher in vollster Bedeutung ist der Name Gellert. Dieser, 1716 zu Hainichen in Sachsen geborene, auf der berühmten Fürstenschule zu Meissen gebildete Gelehrte und Dichter gehört unter die seltenen, ausgezeichneten Geister, die mit ihrem Erdenleibe ein stilles, an der Scholle haftendes Leben führten und dabei dem großen, weiten Leben der Welt wichtiger und wirksamer wurden, als Viele, die viel und Vieles erlebten, und deren Biographen ganze Musterkarten interessanter Vorgänge und Ereignisse zu entwickeln haben. — Gellert, nachdem er einige Jahre Hauslehrer gewesen, habilitirte sich in Leipzig, wurde dort Professor und blieb seiner Studirstube, seinem Katheder getreu, bis er 1769 starb. Er zog nicht durch die Welt, — aber die Welt zog durch ihn. Sein Lehrstuhl, sein Arbeitszimmer wurden geweihte Stätten, zu denen sich die Söhne aller Länder, aller Stände ohne Unterschied drängten. Niemals war ein Lehrer, niemals ein Dichter so populär im schönsten Sinne; — nie mit größerem Rechte. Frömmigkeit und Tugend bildeten den Kern seines Daseins, blieben der Mittelpunkt seiner Lehren und Schriften. Doch wie fern von Frömmerei, von Heuchelei waren sein

Wesen und seine Lehren! Er selbst, fränklisch und leidend, erschien weder strenge, noch mürriſch im Umgang. Heiter wie sein Verkehr waren ſeinen Dichtungen. Er liebte den Scherz, den Frohſinn, die Freude, beſörderte ſie nach allen Seiten hin, — und wo er nur wußte und konnte, würzte er dadurch ſeine noch ſo ernſthafte gemeinten Ermahnungen, ohne jemals in docirenden Rigoriſmus zu verfallen. Er, der Frömmſte, der Reinſte im eigenen Wandel, der liebenswürdigſte Lobredner des Gebetes zu Gott, nahm keinen Anstoß daran, für die Bühne luſtige Stücke zu dichten; ja, gab in einem derſelben, unbekümmert um das Zetergeſchrei anklagender Zeloten, jenes gedankenloſe, zur Gewohnheit herabgeſunkene Betschwefelthum dem öffentlichen Spotte Preis. Seine Schäferſpiele behandeln Lieb' und Leid der Jugend in ungezierter Anmuth, ebenſo freiſinnig und ſurchtlos, wie ſeine moralischen Vorleſungen irdiſcher Macht ihre Unmacht vorhalten. Ein ſein erzogener, im Umgange mit Vornehmen ſtreng die Formen beobachtender Mann von Welt, ſtand er gleichwohl Königen und Fürſten muthig und ſeiner ſelbſt bewußt entgegen und vergab ſich in der Würde des Gelehrten auch dann Nichts, als des großen Friedrich Feuerblick ihn anblickte. Er gewann durch ſeine Haltung dem Verächter deutſcher Muſe Hochachtung ab.

Wie ſollen wir ſeine poetiſchen Erzählungen genugſam preiſen? Dieſe unerreichten Meiſterwerke! Man muß ſo alt ſein wie ich, um jene Tage noch erlebt zu haben, wo Greiſe und Matronen kleinen Kindern vorſagten, was Jung und Alt entzückte. Bei gewiſſen An-

fangszeilen Gellert'scher Fabeln (wie sie wohl uneigentlich heißen) geht alten Leuten gleich mir ein frischer, duftiger Jugendfrühling auf; man wähnt sich in die harmlosen Tage zurückversetzt. Und nicht etwa blos, weil mit solchen Erinnerungen die Bilder unserer Jugend frische Farbe erhalten; — denn woher käm' es sonst, daß andere Gedichte, die wir ebenfalls hörten, als wir Kinder waren, denselben Zauber nicht mehr ausüben? Nein, es ist Gellert's Verdienst, sein heute noch unübertroffenes Talent für die Gattung, welches uns erwärmt und versüßigt. „Ein Zeisig war's und eine Nachtigall“ — „Ein Bär, der lange Zeit sein Brot ertanzen müssen“ — „O, Jüngling lern' aus der Geschichte“ — „Zween Hunde dienten einem Herrn“ — „Ein armer Schiffer stat in Schulden“ — — wer könnte, wenn er sie als Knabe in sich aufnahm, diese Blüthen sanfter, heiterer Weisheit jemals in seiner Seele welken lassen? Ich verlange nicht, daß die berühmte Erzählung vom „Phylax, der so manche Nacht Haus und Hof getreu bewacht,“ auf die Leser unserer Tage den tiefen Eindruck mache, den sie in mir erregte, als ich sie 1804 las und in Thränen schwamm bei der Stelle: „hier starb der Hund!“ Meine Pflegemutter stürzte herbei, die Ursache des Geheuls zu erfahren, und ich versicherte, ich müßte dermaßen weinen, weil ich durch den Tod des Hundes an ihren möglichen Hintritt gemahnt würde. Wie gesagt, so viel Mitgefühl begehrt' ich nicht mehr. Doch denk' ich, dürste den Ausgang eines ernstern Gedichtes: „Um das Rhinoceros

zu sehn“ auch heute kein Mensch von Gemüth lesen, ohne Rührung.

„Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom
schamhafter Zähren
floss von des Alten Angesicht

O Gott, Du weißt's! mehr sprach er nicht.“

Dieses „o Gott, Du weißt's“ ist mehr werth, als lange Elegieen voll von falscher Sentimentalität und modernem Welt Schmerz. Nur ein großer Meister vermochte in drei Worte solches Gewicht zu legen und jede Silbe darüber zu unterdrücken. Auch im Ber-schweigen spricht der wahre Poet.

Gellert's geistliche Lieder will ich nicht unbedingt preisen. Es würde mir, der sich seinen Zuhörern als glühenden Verehrer der älteren Kirchengesangsdichter zu erkennen gab, übel anstehen. Von der geharnischten Kraft, von der ehernen Glaubensstiefe, die rücksichtslos einherschreitet, wie bei Paul Gerhardt und Benjamin Schmolcke, ist bei ihm keine Rede mehr. Der humane, duldsame Leipziger Magister herrscht vor. Niemand kann aus seiner Zeit heraus. Die Madonnen und Kirchenbilder von heute tragen auch nicht mehr den Stempel naiser Zuversicht. Aber Zeit und Umstände genommen, wie sie waren, hat doch auch in diesem Gebiet unser Gellert die höchsten Verdienste sich erworben. „Gott, Deine Güte reicht so weit“ — „Nicht daß ich's schon ergriffen hätte“ — „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte“ — „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank“ — „Meine

Lebenszeit verstreicht“ — diese und ähnliche Lieder werden ewig jung und schön bleiben, werden seinen Namen lebendig erhalten, so lange deutsche Sprache währt. Und jenes ihm aus dem Innersten quellende: „Nach einer Prüfung kurzer Tage“ — wenn die siebente Strophe anhebt:

„Da werd' ich das im Licht erkennen,
Was meine Seele dunkel sah;
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforschlich hier geschah;
Da denkt mein Geist mit Preis und Dank
Die Schickung im Zusammenhang.“

Ich wüßte nicht, wo die jedem edleren Gemüthe eingeborene Sehnsucht nach Unsterblichkeit inniger und uneren hoffnungsabangen Ahnungen entsprechender von irgend einem Dichter ausgesprochen wäre! Dieser in zwei Zeilen gefaßte Trost, daß der von seiner Erdenhülle befreite Geist „die Schickung im Zusammenhang denken,“ folglich „im Licht erkennen werde, was er auf Erden dunkel sah,“ — enthält er nicht in seiner Kürze doch Alles, was der philosophische Forscher, wie der demüthig Glaubende von jenem Leben wünschen dürfen? Es ist eine fast all' seinen lyrischen Dichtungen innewohnende Eigenthümlichkeit Gellert's, für jeden Stoff die richtige Form zu treffen und den Hauptgedanken in wirksamer Bedrungenheit vorzuführen. Ich hoffe, meine verehrten Zuhörer durch die ausgewählten Beispiele genügend davon zu überzeugen. Doch vorher noch eine andere Mittheilung. Sie haben schon bemerkt, daß ich

bemüht bin, diesen Vorträgen eine möglichst persönliche Färbung zu geben, und daß ich lieber unvollständig und ungenügend bleibe, als gedankenlos abschreibe, was in bekannten Hand- und Lehrbüchern steht. Deshalb freut es mich, Ihnen einen Gellert'schen Brief bringen zu können, — (Nichts charakterisirt den Menschen so sprechend als Briefe!) — der nicht aus gedruckten Sammlungen entlehnt, sondern als unbekanntes Original in meiner Autographen-Mappe befindlich ist.

„Leipzig, 15. Nov. 1759. Nachmittags.

Gnädige Gräfin! Heute Vormittag meldete ich Ihnen nur flüchtig, daß mir die Stunde mit Ihren lieben Söhnen bald mehr Vergnügen als Arbeit seyn würde. Jetzt will ich diese Nachricht fortsetzen und von Nichts reden, als was diese beiden Herren angeht; denn der Herr von Schulenburg, der seine Stunde nicht besucht, giebt mir Zeit zu dieser Pflicht. — Es ist also gewiß, daß ich mit diesen meinen Schülern sehr zufrieden bin; zufriedner, als ich gehofft habe. Dieses sage ich auf mein Gewissen. Sie scheinen nicht mit Zwang zu mir zu kommen. Sie sind die ganze Stunde hindurch achtsam, willig, und meistens fertig und richtig in ihren Antworten. Denn ich lasse sie stets lesen und frage ihren Verstand und ihr Gedächtniß aus. Dieses muß Ihnen, gn. Gräfin, nicht deswegen merkwürdig seyn, als ob Ihre Söhne in meiner Stunde viel Gelehrsamkeit einsammeln würden, sondern deswegen, weil sie Achtsamkeit, Lust und Geduld zum Lernen bezeigen, — und auch Geschicklichkeit. Dieses sind die Haupteigenschaften, wenn

das Studium glücken soll. Frix hat mehr Genie als Adolf, das ist gewiß; aber Adolf wird das durch Fleiß erringen, was ihm die Natur nicht gutwillig zu gewähren scheint. Er ist seit gewisser Zeit sehr fleißig. Das sagt sein Hofmeister, das sagen seine Freunde, — und ich sehe es! Aber eben dieser Adolf, der in anderen Dingen langsam und schläfrig ist, ist bei den Studien übereilt, und aus Hitze, die Sache den Augenblick zu treffen, begeht er leicht Fehltritte. Frix, der in anderen Dingen hastig und flüchtig ist, ist vorsichtiger im Denken, und nicht so geschwind, und eben deswegen glücklicher. Ein sonderbarer Kontrast! — — Frix — ja Frix, gn. Gräfin! Wollte der Himmel, er wäre nicht von seiner Geburt an zum Offizier bestimmt gewesen, er würde ebenso viel Geschmack zum Studiren bekommen als Adolf, und es diesem zuvorthun. Aber genug, er soll und wird wenigstens die Wissenschaft fassen, die der gute Soldat, der Soldat von Verstand, Geschmack und Lebensart sich zu eigen machen muß. Ich gewinne ihn alle Tage lieber, aber ich will ihn doch nie auf Kosten des Ältesten lieb gewinnen. — Das Herz beider Brüder ist gut und zu aller Tugend zu bilden. Das sicherste Mittel aber für ihre Jahre und ihre Charaktere ist der fortgesetzte Umgang mit den besten jungen und alten Leuten. Denn Unterricht haben sie genug. Sie sind sonst nicht gern zu meinem Bruder, zu mir, und solchen Geschöpfen gegangen. Aber freuen Sie sich, sorgfältige und glückliche Mutter, sie kommen jetzt gern zum Bruder, und ich hoffe von diesen Besuchen mehr, als ich Ihnen sagen darf.

Die Sache soll bald einen Einfluß in ihre übrigen Gesellschaften haben, und mein Bruder ist zu diesem Dienste mehr nütze, als zehn Professores; das muß ich aus Liebe zur Wahrheit sagen. Er ist Beiden gewogen, aber dem Jüngsten vorzüglich. Seyn Sie also so gnädig, theuerste Frau Gräfin, und belohnen Sie den Bruder mit ein paar Zeilen, damit wir ihn eifrig genug erhalten, die leeren Stunden der jungen Herren auf eine angenehme und nützliche Art auszufüllen.

Ist es möglich, so befreien Sie den Hofmeister gänzlich von den Geldsachen. Es ist ein ehrlicher, gutwilliger, und auch religiöser Mann; aber er ist kein guter Rechnungsführer, kein Herr über das Geld, obgleich er kein Verschwender ist.

Ein langer Brief — und doch hab' ich noch wenig gesagt. Aber dieses Wenige muß Ihnen doch, da es wahr ist, und aus meinem ganzen Herzen fließt, angenehm und eine Beruhigung auf eine künftige unruhige Stunde seyn. Gott, der die Sorgen so guter Mütter gewiß segnet, und das Gebet des Herzens für die Wohlfahrt der Kinder gewiß erhört; der wird auch Ihnen die Freuden schenken, die gutgeartete Söhne ihren Müttern zur Belohnung gewähren können. Seyn Sie also dankbar und froh! Ich verharre mit der vollkommensten Hochachtung u. s. w. Gellert."

Und noch ein zweites Briefchen an dieselbe Dame, nicht lange vor seinem Tode geschrieben, enthält einige rührende Worte.

„Auch schriftlich, wie ich merke, kann ich nicht ohne

Thränen von Ihnen Abschied nehmen. Und was soll ich Ihnen sagen? Beten Sie für mich, gnädige und fromme Gräfin, und leben Sie, der Gnade Gottes nebst Ihrem ganzen Hause empfohlen, immerdar wohl! An meinem Geburtstage gehe ich wieder in's Karlsbad, und weiß nicht, was mir daselbst begegnen wird. Aber Gott ist überall mit seiner Huld und Hülfe. Getrost also und unverzagt! „Hat er es denn beschlossen, so will ich unverdrossen an mein Verhängniß gehn!“ (Da haben wir unseren Paul Fleming bei Gellert!) Dieses Lied ließ ich mir heute früh von vier Thomasschülern singen und weinte herzlich dazu. Seitdem ist meine Stube nicht leer von Besuchen. — Nun so leben Sie denn wohl mit Ihrer guten vortrefflichen Tochter, mit Ihrem würdigen Gemahle, und mit Ihrer lieben Mama, mit Ihren beiden guten Söhnen, mit Ihrem ganzen Hause! Lebenslang und immerdar, Ihr Verehrer und Schuldner
G.“

Es ist doch eine ganz eigenthümliche Empfindung, dasselbe Blatt vor sich zu erblicken, auf welches die zitternde Hand eines allverehrten kranken Dichters mit unsicherer Feder den Namen schrieb, der heute, wo ein Jahrhundert zwischen jenem Abschiede und unserer ihm gewidmeten Erinnerung liegt, noch immer die Herzen bewegt und zu andächtiger Zuneigung und Dankbarkeit aufruft. Da ist noch die Thräne sichtbar, die seinem Auge während des Schreibens entfiel aber wo ist das Auge, das sie weinte? —

Gleim.

(Aus einem öffentlichen Vortrage über deutsche Lyrik,
gehalten zu Grätz in Steiermark.)

Die meisten meiner Hörerinnen und Hörer werden sich noch eines sehr alten Mannes erinnern, der die letzten Jahre seines Lebens hindurch gar mühselig durch die Gassen der Stadt Grätz am Stabe hin humpelte und nicht eher auf dieser Erde Ruhe fand, als bis er in der Erde lag. Schon gebrechlich und fast blind, mußte er bald nach München, bald nach Triest und Venedig, bald nach Wien reisen, um seine hohen und höchsten Gönner heimzusuchen. Und so lästig und unbequem er hier und da auf seine alten Tage bisweisen werden mochte, — man gedachte der Freuden, die er einst geboten, und nahm ihn immer gütig auf, wenn es hieß: der Sydow ist wieder da! Er und ich — denn darauf geht dieser Eingang hinaus — dienten 1815 bei einem schlesischen Freicorps; er als vierzigjähriger Mann, ich als achtzehnjähriger Jüngling. Franzosen haben wir Beide nicht todtgeschlagen, wohl aber manchen Thaler, wenn wir im schönen Harz umherzogen, wo wir lange campirten, bivouakirten, garnisonirten. So wanderten wir auch eines schönen Sommertages von Quedlinburg nach Halberstadt, suchten den würdigen Klamers-Schmidt heim, ließen uns von diesem zu Gleim's Grabe geleiten, das Andenken des Niedermannes zu feiern, von dem ich dazumal wenig wußte. Aber das wußte ich doch: Gleim sei ein deutscher Dichter gewesen, und das genügte

Holtel, Charpie. I. 8

mir. Und die miserablen Verse, mit denen ich sein Grab besang, genügten auch dem höchst genügsamen Klamerschmidt, der von seinem seligen Meister die unselige Nachsicht gegen jedwede poetische Alltäglichkeit, wosfern sie nur ein gutes Herz wies, geerbt hatte.

Dreißig Jahre später befand ich mich wieder in Halberstadt, und da sollte ich dem Vater Gleim näher rücken. Es war wieder ein Schmid, der mir Kunde gab; aber diesmal nicht der längst begrabene Klamerschmidt, sondern der Gymnasialdirektor Theodor Schmid, der würdige Schwiegervater des würdigen Dr. Heiland, welcher Letztere bei Einweihung des Schiller-Goethe-Denkmales in Weimar die herrliche, auch im Druck erschienene, Standrede gehalten hat. Im Jahre 1846 lebte dieser Letztere noch in Halberstadt und zierte den schönen, häuslichen Kreis, der mich, den fahrenden Sänger, gastlich aufgenommen. Welche herrliche Stunden! — Vor uns aufgeschlagen lag das große, stattliche Buch des Göttinger Hainbundes, wohinein die Müller, Hölty, Voß, Stolberg u. s. w. mit eigener Hand ihre Dichtungen eingezeichnet. Von den Wänden rings herum schauten die durch Meister gemalten Köpfe aller dichtenden, schaffenden Zeitgenossen des edlen Greises, „der drei Menschenalter sah;“ eine Reihe deutscher Sänger und Lehrer. Gleim hat mit königlicher Freigebigkeit große Summen an diese Gallerie gewendet. Friedrich Wilhelm III. hat all' diese Schwäze aus der Verlassenschaft gekauft und dem Gymnasium zu dauerndem Eigenthum geschenkt. Der jedesmalige Rektor ist des Muscums Hüter.

O Gott ja, sie sind leicht lächerlich zu machen, diese alten Anakreoniker und Obensänger, mit ihrer schwaghastigen Breite, ihrer Gebatterei und gegenseitigen Bewunderung; mit ihren süßen Liebeslispelungen ohne Fleisch und Blut, mit ihren Bacchusfesten und Hymnen; — und ich selbst habe nachträglich lachen müssen, wenn mir einfiel, was Klammer-Schmidt vertraulich geplaudert, daß sie bei solchen in sprudelnden Versen ausposaunten Zechgelagen — (Kloppstock war auch dabei, wie er in einer Ode eingesteht) — manchmal ihrer drei, vier zusammen kaum einen Römer zu leeren im Stande gewesen; bei ihren Zechgelagen im rosendurchdufteten Gartensaale Gleim-Anakreons, dem der deutsche Bursch sein beliebtestes: „Trink, betrübter Nebenbasser u. s. w.“ und sein noch beliebteres, bis in Kneipen und Herbergen gedrungenes: „Hier sitz' ich auf Rosen mit Weilchen umkränzt &c.“ verdankt; — wobei ich nicht umhin kann, historisch festzustellen, wie der Student, besonders der renommirende Fuchs, gern die Variante anbrachte: „Hier sitz' ich ganz rasend u. s. w.“ was sich zu dem: „mit Weilchen umkränzt“ toll genug ausnahm. Und der Dichter dieser Lieder, bei denen schon so viele Räusche gewonnen wurden, vertrug kaum einen Fingerhut voll Wein! Ja, das ist komisch! Aber bei all' dem ist's doch immer ein großer Gedanke, zu erwägen, daß da ein halbes Jahrhundert lang der Kanonikus eines reich dotirten Kapitels gewohnt, der seine Einnahmen verwendete, seltene Bücher zu kaufen, neue werthvolle drucken zu lassen, berühmte Maler zu beschäftigen, arme Schriftsteller zu unterstützen.

Der als Dichter hohe Verdienste erwarb. Der mit den Besten in stetem Verkehr blieb, nach allen Seiten hin ermunterte, förderte, sich ohne Neid an allem Gelungenen freute, alles Mißlungene schonend beurtheilte, für alles Große sich und Andere begeisterte; endlich für sein Vaterland, für seinen König so Hohes that, als irgend einer der feurigsten Patrioten. Wenn ich in Jean Paul lesend an jene Stelle komme, die von dessen kümmerlichster Zeit handelt, wie er in bitterer Noth, fast hungernd, auf einmal durch die Post ein bedeutendes Geschenk an Golde empfangen, ohne auch nur im Entferntesten auf den Spender rathen zu können, — und daß er lange Jahre nachher erst zufällig erfahren habe, diese Hilfe, die ihn sich selbst und der Arbeit wiedergegeben, sei aus Gleim's („dieses Urdeutschen“) Händen ergangen, — da schlägt mir das Herz schon vorher, ehe ich die unzählige Mal gelesenen Zeilen wieder lese.

Von den bedeutendsten, in voller Kraft und reinem Enthusiasmus gesungenen Liedern unseres halberstädtischen Poeten brauche ich kaum zu reden. Die Gefänge des preussischen Grenadiers sind bekannt genug und blieben Muster für patriotische Volkslieder. Sie waren eine That; nicht unwichtiger, als Rückert's gewaltige Hymnen aus den Jahren 1813—15.

Aber es ist Keinem das Alter erlassen, sagt Grillparzer in einem Sinngedicht auf Goethe. Auch Gleim hatte an seinem Greisenthum schwer zu tragen. Sein Held und König starb, — die „neue Zeit“ begann; — die französische Revolution verbitterte ihm schon das über-

reizte Leben, — und dann kamen die Xenien dazu! Ueber diese beiden Erschütterungen der Staats- und Ideenwelt konnte er sich nicht zu Gute geben. In einer Masse von poetischen Aussprüchen macht er sich Lust: über die Barbaren, die einen guten Herrscher enthauptet — über die Titanen, welche mit Keulen daren geschlagen haben im Reiche des deutschen Parnasses.

• So redet er einmal die Königsräuber an:

„Für Freiheit streitet ihr Franzosen nicht. Ihr streitet
Für dreier Teufel Tyrannei!

Ihr werdet, alle gleich, am Narrenseil geleitet,
Von euch ist keiner frei!“

Und so spricht er, als der Xenien-Almanach erschienen war, von Schiller und Goethe:

„Und ging' ein Schröter, seinen Mond

Am hellen Tage zu beschauen;

Und ging' ein Kleist auf seinen Auen,

Zu sehn den jungen Venz, sie würden nicht verschont.“

• „Seht, das sind Wespen, keine Bienen,

Ihr Witz ist Flittergold;

Der Almanach ist nicht von ihnen,

Ich wette was ihr wollt!“

Oder:

„Ha, welch' ein weiter Weg von Iphigenien

Zu diesen Xenien!“

Am ergreifendsten äußert sich des milden, weichen Greises tiefer Schmerz über diese Federkriege in den Versen:

„Wie war's einmal so schön auf unserm Helikon!
Als Klopstock noch Homer, Uz noch Anakreon
Gerufen ward auf ihm, noch die Gerufenen hörten,
Noch Faunen nicht auf ihm der Musen Tänze störten
Mit ihrem Wolfsgeheul und Tiger-Ungestüm;
Apollo Gott noch war, nicht Priapus auf ihm.
Als alle Sänger noch einander ihre Lieder
Vorsangen, alle noch wie Brüder
Sich liebten! Haß und Neid war nicht auf ihm zu
sehn,

Auf unserm Helikon, wie war's einmal so schön!“

Du durftest das ausrufen, Du Herz voll Liebe für
die Menschen und für die Kunst. Und wir zürnen Dir
nicht, wir klagen Dich nicht an, weil Dein mattes Auge,
schon halb gebrochen, die gewaltigen Streiter für eines
neuen Tages Klarheit und Wahrheit verkannte. Jetzt,
wo sie im ewigen Lichte weilen mit Dir, wird euch
Allen ein Tag lächeln, und ihr werdet euch Brüder
nennen und Genossen! Ja, Du wirst singen:

Wie ist es wieder schön auf unserm Helikon!

Ein Brief von Iffland.

Mein alter Freund, der Buchhändler S. J. Josephy
hatte mir gestattet, mit dem prüfenden Blicke eines hab-
gierigen Autographensammlers diejenigen seiner Papiere
zu durchsuchen, welche als Erbtheil der ehrwürdigen

Firma „Haude und Spener“ in seinen Besitz gelangt sind. Unter mancherlei Schätzen dieser Gattung, deren Werth unsere jugendliche Gegenwart kaum begreifen dürfte, weil sie Autoritäten weder achtet, noch liebt, befand sich ein Brief Iffland's.

Als ich die mir wohlbekannte Handschrift entdeckte, freute ich mich lebhaft. Doch wie soll ich die Empfindungen schildern, die mich beim Durchlesen erfüllten? Es war, als tauche eine bessere, längst begrabene Kunst-Epoche aus der Dämmerung vor mir auf; als wehe mich ein Frühlingshauch kindlicher Träume an, wie er mich damals erfrischt und belebt, da ich noch reich an Hoffnungen im Bühnenleben mein Leben gesucht.

Iffland gehörte unter die am meisten angefeindeten, häufig verlästerten Schauspieler. Welche Anfechtungen hatte er zu bestehen! Wie heftig fielen die Romantiker über sein Spiel, wie bitter die Kritik über seine Dramen, wie giftig die allgemeine Klatschsucht und die Coulissen-Kabale über seine Verwaltung her! Man sollte meinen, auch auf ihn und seinen Charakter hätten diese Ungerechtigkeiten zurückwirken, auch ihn hätten sie bitter und feindselig machen müssen? Doch läuft Alles, was ich von Genossen jenes collegialischen Zusammenwirkens über ihn und seine Persönlichkeit vernahm, auf dankbare Anerkennung seiner Verdienste um das Ganze, seiner Umsicht, seiner Gerechtigkeitsliebe hinaus. Der Brief, den ich hier mittheile, giebt die schönste Bestätigung solch' ehrenhaften Zeugnisses.

Wenn nach Schröder ein Mensch auf den Bret-

tern wandelte, der Ifflanden den Kranz rauben konnte, so war es Fleck, der Titane, der Gewaltige, Geniale!

Gegen diesen nun ist bei Herrn Spener, dem Redacteur und Inhaber der Zeitung (1799), ein Gedicht eingelaufen, welches Ifflanden preiset und seinen großen Nebenbuhler tadeln. Spener hatte es im Manuscripte dem Director mitgetheilt, wohl ahnend, daß dieser sich kaum daran ergöhen dürfte; — denn der selige Spener war ein feiner Kopf. Und jetzt antwortet ihm Iffland:

„„Hier meine offene Meinung:

„Der Verfasser will mir wohl, das freut mich, und ich danke ihm herzlich und ungeheuchelt. Will er unserer Bühne wohl, so muß dieses Gedicht mit der Strophe auf Fleck nie, nirgend gedruckt werden. Hat er Recht, so ist das nicht die Art zu bessern, da dem unleugbaren Genie des Mannes mehr Achtung gehört, als hier erwiesen ist. Hat er Unrecht, — wohin führt die Bitterkeit?

„Fleck und ich leben in wahrer Eintracht. Fleck ist Künstler, wenn auch zu viel thun müssen, ihn Etwas verringert hätte. Kraft und Geist liegt in ihm. Er wird sich schnell wieder finden. Er ist ein sehr ehrlicher Mann, ein edler Mensch. Soll aus dem Chaos des Berliner Theaters Etwas werden, so kann es nur unsere Eintracht schaffen. Kann sie bei solchen Ausfällen bestehen? Und wie stehe ich dann neben Fleck?

„Ehnsuchtsvoll wünsche ich, daß dies nicht erscheine! Schreiben Sie dem Verfasser ein Resultat aus Diesem. Ist er ein edler Mann, wie ich glaube, so wird er das

fassen, und Sie haben das Verdienst, daß dem Theater eine tödtliche Wunde nicht widerfährt.

„Ich komme in ein paar Tagen zu Ihnen. Mich, in meinen Wanderungen treffen Sie schwerlich.

Berlin, 10. April 1799.

Ihr

Iffland.“

„P. S. Vermögen Sie ihn, daß es nirgend erscheine! Der Schaden ist zu groß! Sie werden es mit Güte und Erfahrung behandeln. — Jahrelanges Bemühen kann nicht halb ersetzen, was dies Schaden würde. Das Publikum würde dabei leiden, mehr als ich.“

Welcher Leser, wenn er irgend noch ein Herz für unser deutsches Theater hat, könnte wohl ohne Rührung über diese Zeilen hinweggleiten? Und darf man nicht annehmen, daß dies doppelt eintreffen wird, wenn Personen diesen Brief lesen, die dem Theater angehören? Kann er auf sie die Wirkung verfehlen, die er auf mich hervorgebracht?

Ach, leider ja! Ich habe mit einem Rückblick auf unsere Bühnenzustände Ursache zu befürchten, daß gar Viele über mich und meine Rührung mitleidig lächeln und bei sich denken werden: „Der ist ein Narr, und Iffland war es auch! Wenn ein unbequemer Nebenbuhler in den Journalen tüchtig gezauset wird, desto besser für uns. Wer mag dergleichen Beihilfe verhindern? Im Gegentheil, aussuchen muß man sie, erbitten, nöthigenfalls erkaufen und gut bezahlen.“

So werden Viele denken. Mögen sie doch. Es wird ihrer auch wiederum geben, die mit mir empfinden; die, von Neid und Mißgunst frei, sich stets bemüht haben, den Regungen kleinlicher Eifersucht zu gebieten; die sich zu erfreuen vermögen an Allem, was schön und groß ist; sogar dann, wenn ihre eigenen Bestrebungen dadurch in Schatten gestellt werden sollten. Und sie werden mit mir einstimmen in diese Gedächtnißfeier Iffland's, des oft angefeindeten, verleumdeten Ehrenmannes, der stets für Wahrheit und Recht glühte, ob er auch, wie wir Menschen ohne Ausnahme jeder in seiner Art, menschlichen Schwächen und Irrthümern unterworfen war. Gedenkt man seines Wirkens und Schaffens, nicht nur als Schauspieler; nicht nur als dramatischer Dichter; auch als Führer und Beredler des ihm untergeordneten Theaters; reihet man seine Verdienste als darstellender Künstler, charakterisirender Schöpfer, Volkschriftsteller, Dramaturg, Beamteter und Patriot zusammen — und erwägt man daneben die tödtlichen Schmähungen, die ihn verfolgt; die überstrenge Kritik, welche von Mitgliedern einer neu poetischen Schule wider ihn ausgeübt wurde; erinnert man sich endlich der albernen Fabeln, die böser Wille geßfentlich über seine Todesart verbreitete, — während doch des berühmten „Formey“ authentischer Krankenbericht gedruckt vorliegt! — Dann wird man sich nur schwer jenes Unmuthes, jenes Ueberdrusses am ganzen Erdbentreiben ent schlagen können, welcher den armen Prinzen Hamlet ausrufen läßt: „P sui, p sui darüber!“

Ich habe Iffland in seinen bedeutendsten Rollen gesehen. Ich war noch ein halber Knabe, als ich ihn sah, aber es fehlte mir nicht an Wahrnehmungsvermögen, und wie Erinnerung und Gedächtniß mir treu blieben, vermag heute noch eine stets willige Phantasie in mir hervorzurufen, was ich damals anstaunte, um es jetzt geistig zu durchbringen. Ich sehe ihn lebendig vor mir. Und ich sah ihn lebendiger als je, wie ich das Blatt in Händen hielt, dessen Inhalt hier mitgetheilt wurde.

Fleck lernte ich leider nur aus Berichten, mündlichen wie schriftlichen kennen. Was sein größter Bewunderer, was Ludwig Tieck, der ihm Kränze für die Nachwelt wand, begeistert in epischem Schwunge von ihm kündet, — was er auch an ihm tadelt, — das trifft mit Iffland's Worten zusammen.

Bei Lob und Tadel, wenn eines von beiden über den Schauspieler ergehen soll, kommt es nur darauf an, welches von beiden der Beurtheilende vor herrschen lassen will. Ich mache mich anheischig über die Darstellung eines Talentes zwei Aufsätze zu schreiben; der eine soll unbedingt preisen, der andere unbedingt schmähen, und in keinem von beiden soll ein unrichtiges, unwahres Wort vorkommen; denn der eine braucht nur das Gute, Gelungene hervorzuheben, während er das Fehlerhafte, Mißfällige ignorirt; und der andere umgekehrt.

Wie leicht hätte es folglich Iffland gehabt, an dem Manne, der so oft auf seine Kosten erhoben, ihm als bevorzugter Genius spottend gegenüber gestellt, zu seinem Nachtheile mit ihm verglichen wurde, in kritischer Schärfe

einen verzeihlichen Scepticismus zu üben; an ihm zu zweifeln; sich zu trösten in dem Bewußtsein: „er reicht nicht an meinen Fleiß, meine Bildung, meinen Scharfsinn, meine Kunst!“ — Wie Viele hätten das gethan an Iffland's Plage.

Und was thut Iffland? Er zeigt sich als wahrer Freund, er zollt Achtung dem Genie des Nebenbuhlers; er entschuldigt Nachlässigkeit mit allzu häufiger Anstrengung; er baut auf des redlichen Mannes Sinn; er räumt sorgsam und theilnehmend-ängstlich das Steinchen aus seinem Wege und will sich lieber nicht angesungen, als den Collegen verletzt wissen. Ganz im Stillen, ohne Ostentation bittet er Herrn Spener, ja, er fleht ihn an, die Sache zu ordnen. — Das thut Iffland im Jahre Siebzehnhundertneunundneunzig.

Nun denn, Ihr großen Schauspieler vom Jahre Achtzehnhundertneunundfünfzig und sechsundssechzig gehet hin und thuet dergleichen!

Ernst Raupach.

(1852.)

Wer einige Jahre vor Raupach's Rückzug von der Bühne, vielleicht nach längerer Abwesenheit aus der Fremde in's Vaterland heimkehrend, mit unseren Zuständen unbekannt, deutsche Journale in die Hand genommen und in manchen derselben all' die gehässigen, geringschätzenden Verdammungsurtheile über jenen ausge-

zeichneter Mann gelesen, hätte wäñnen müssen, Raupach sei ein talentloser, Nichts könnender Scribler, und das deutsche Theater schwelge im Ueberfluß neuer, geistiger Schöpfungen von anderen Verfassern, so daß es den Getadelten, Bespöttelten nimmermehr brauche. Es war förmlich Mode geworden, den Mann, der die Bretter so lange beherrscht, herabzusetzen und von ihm zu schreiben, über ihn abzuurtheilen wie über einen Stümper. Theils mögen es wohl sogenannte politische Gründe und abweichende Meinungen gewesen sein, welche so vielerlei Federn gegen den conservativsten aller Schriftsteller in Bewegung setzten; theils auch mag sein häufig abstoßendes Benehmen ihm Widersacher zugezogen haben. Hauptächlich jedoch war es der bleiche, gelbe, schlecht verhehlte Neid, der dem geistvollen, energischen Manne seine unererschöpfliche Thakraft, seinen stets regen Fleiß, seine Erfolge vor dem Publikum, seinen Einfluß auf die Vorstände der bedeutendsten Bühnen mißgönnte und ein Heer zurückgewiesener Mitbewerber in wüthende Recensenten umwandelte.

Leider war es so. Und ich kann sogar von ähnlichem Vorwurf zwei Dichter nicht freisprechen, die wir hoch achten und verehren, die aber, wie sie sonst untereinander bitterste Gegner gewesen, sich doch in einem Punkte vereinigten: in dem blind sein wollenden Grolle wider Raupach, dem sie zuletzt als Verbrechen anrechneten, daß seine Stücke Abend für Abend gespielt wurden, während man die übrigen als unaufführbar zurücklegte. Ich meine Platen und Immermann und weiß sehr genau, was

ich mit dieser hingeworfenen Andeutung meine. Aus Platen kann es Jeder, der einigermaßen, auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht, selbst herausuchen; und bei Immerman bin ich, ehe es mit ihm und Raupach zum völligen Bruche kam, der ungenügende Vermittler oder doch Vertraute gewesen, als Raupach seine anerkennende Meinung über Immermann's Kaiser Friedrich mit einigem die Darstellungs-Möglichkeit betreffenden Tadel verwebte; was ihm der in Düsseldorf geistig Herrschende, dort keinen Widerspruch Duldende mächtig übel nahm.

Immermann vertrug nun einmal keine Einwendungen, wie ich bei Gelegenheit seines „Andreas Hofer“ und seines Lustspiels „die Verkleidungen“ zu meinem eigenen Schrecken habe erfahren müssen. Er hat es mir niemals ganz vergessen, daß ich, ein körperliches Wunder aus dem „Trauerspiel in Tirol“ wegwünschend, diesen bescheidenen Wunsch in mein Entzücken über das ganze Werk eingemischt. Und als ich ihm später von Berlin aus einige Bedenklichkeiten wegen der „Verkleidungen“ schriftlich mittheilte, erwiderte er mir sehr kurz, ohne auf Details einzugehen: „Das Königstädter Theater würde Ursache haben Gott zu danken, wenn es lauter solche Stücke aufführen könnte, — und keine schlechteren.“

Bezeichnend genug für die Zustände unserer Literatur mag hier erwähnt werden, daß die zunächst von mir gerügten Stellen in giftigen Ausfällen gegen Michael Beer und dessen Familie bestanden. Der gute Michael, dem ich wahrscheinlich Etwas davon verrathen, war nicht der

Mensch, einen Gegner wie Zimmermann gleichgültig und leichten Herzens zu betrachten. Er begab sich nach Düsseldorf, machte daselbst einen längeren Aufenthalt, — was er um so unbefangener thun konnte, als er mit dem verehrungswürdigen, berühmten Wilhelm Schadow, dem Stifter und Lenker dortiger Kunst-Akademie, von Berlin her befreundet war; — näherte sich auf diese Weise seinem hochbegabten Feinde, gewann dessen Wohlwollen, wurde des Feindes Freund, und die Folge war, daß Zimmermann eiligst jene anzüglichen Ein- und Ausfälle aus dem possenhafsten Lustspiele herausstrich, weil er, wie er mir schrieb: „von seinen ungerechten Vorurtheilen zurück gekommen sei.“ Er und Michael blieben herzliche Freunde, bis zu des Letzteren frühzeitig erfolgtem Tode; was ein in meinen Besitz gelangter Brief noch bestätigt, worin Michael Beer seinem lieben, theuren Zimmermann für dessen liebe, liebe Zuschriften dankt, über die „Schule der Frommen“ sich huldigend ausspricht und ihm zugleich als Gegengabe eine bei Cotta erschienene Edition eigener Tragödien übersendet, welche Zimmermann's „freundlich-nachsichtiger Sinn liebevoll in Schutz genommen.“

Und waren Michael's Tragödien unterdessen anders, besser geworden, als sie gewesen, da derselbe nachsichtige Sinn über sie unnachsichtig den Stab gebrochen?

Ich glaube nicht. Dichter und Dichtungen waren dieselben geblieben, nur der Standpunkt der Betrachtung hatte sich verändert. Gott behüte mich, daß ich über solche Veränderung etwas Anderes äußern sollte wie

Freude! Ich will dabei nur hinweisen auf die Wandelbarkeit menschlichen Urtheils überhaupt, auf die Einflüsse, welche Persönlichkeiten und Verhältnisse ausüben, bei Für und Wider, so lange wir Menschen bleiben und als Menschen mit Friedrich Schlegel bekennen müssen: „Wir können nicht heraus aus unserem Leibe.“

Kaupach reisete nicht nach Düsseldorf, um sich Immermann, so wenig wie er nach Spezia oder Palmaria reisete, um sich Platen zu versöhnen. Und hätte er's thun wollen, er hätte, widerharig und borstig, wie Gott ihn nun einmal geschaffen, die beiden stolzen, edlen, gebieterischen Naturen nur um so mehr verletzt mit seiner rauhen Schale, welche Leben verletzen mußte, der nicht Muth, Geduld und Liebe mitbrachte, durch häßliche Stacheln bis zum Kern zu bringen; Liebe und ausdauernden Willen. Woher aber kann solcher Wille anders entstehen, als aus der schon angeborenen Fähigkeit, sich Demjenigen geistig unterordnen zu wollen, dessen Ueberlegenheit an Geist und Wissen ihm bei scheinbarem Hochmuth zur Entschuldigung dienen wird, wenn nur sonst Redlichkeit und Mitgefühl in seinem Innern leben?

Weil der Dichter Kaupach mir dafür galt; weil ich in bescheidener Selbsterkenntniß dem Denker, dem Gelehrten sein Uebergewicht willig zugestand; weil ich endlich den um so viel älteren schlesischen Landsmann in ihm begrüßte, ging ich ihm mit treuherziger Unterwürfigkeit entgegen.

Ich habe bereits an einem andern Orte*) zu schildern versucht, daß es mich beim ersten Begegnen verblüffte, ihn voll unerschütterlicher Zuversicht vorherzusagen zu hören, er habe sich nach Berlin begeben, um an Ort und Stelle nachzuschauen, wie er es anfangen müsse, sich der deutschen Bühne zu bemächtigen. Eine Vorhersagung, die er ohne Aufschub in's Werk setzte.

Er kam damals, vor siebenundzwanzig Jahren etwa, aus Weimar, wo er anfänglich nach seiner Uebersiedelung aus Petersburg zu weilen den Entschluß gefaßt, wo er es aber begreiflicher Weise nicht ausgehalten. Er — und Goethe! Das ging unmöglich.

Diese Beiden mit- und nebeneinander zu beobachten, dürfte man gern einen hohen Eintrittspreis erlegt haben. Der verstorbene Stephan Schütze, dem bei all' seiner anbetenden Verehrung für Goethe doch niemals die Laune fehlte, was in jenen Kreisen komisch wirkte, mit Humor aufzufassen, und der auch sehr an Raupach hing, hat mir Schilderungen von unseres Freundes Ungeberdigkeiten gemacht, — des Verfassers einer „Theorie des Komischen“ würdig.

Raupach hätte sich, auch Goethe'n gegenüber, niemals entschlossen, von seiner Petersburger Lehrkanzel herabzusteigen; diese war ihm gleichsam um den Leib gewachsen; er trug sie mit sich wie einen Reifrock und docirte auch in Weimar.

*) „Bierzig Jahre.“
Holtei, Charpie. I.

Dergleichen litt Goethe im persönlichen Umgange nur dann, wenn er Hoffnung hegte, von Docenten etwas Neues zu erfahren, durch ihn positiv belehrt zu werden. Wäre Raupach z. B. im Stande gewesen, im Gebiete der Naturwissenschaften wichtige Entdeckungen und Ansichten zu enthüllen, so würde der erhabene Meister sich ihm willig subordinirt haben. Aber was Raupach dem Goethe sagen konnte, daran hatte dieser ein so viel längeres Leben gesetzt; hatte mit seinen Meinungen abgeschlossen; und der Greis wendete sich ab von dem Manne, der ihm schroff und ohne äußere Huldigung in's Antlitz starrte, — noch obenein mit einer Brille bewaffnet, was Goethe verabscheute. Sie trennten sich kalt.

Damit soll nicht etwa ausgesprochen sein, daß der weltumfassende Geist sich deshalb auch von Raupach's künftigen dramatischen Werken kalt abwenden wollen? Nein. Auch darin unterschied sich Goethe von allen übrigen Celebritäten, daß er in objectiver, großartiger Unparteilichkeit die Erzeugnisse niemals entgelten ließ, was deren Erzeuger vielleicht — wissentlich oder unwissentlich — an ihm verschuldet. Er, der von Rogebue vielfach geneckt, gehöhnt, verklatscht, geärgert, das vollste Recht besaß, diesem unverträglichen, unbequemen Stadtgenossen zu zürnen, und desselben Schauspiel „der Schutzgeist“ dennoch mit Fleiß und Sorgfalt in Scene setzte; so daß Rogebue beschämt auf einer Redoute (wo sie sich begegneten) ihm dankte und die Antwort empfing: Möge dieser Schutzgeist Sie nicht verlassen! — Er, der keinen Feind und Gegner kannte, wenn es darauf ankam, den

Werth einer literarischen Arbeit, sei's auch nur den relativen, zu messen und zu würdigen; — er bewahrte unserem Raupach stete Theilnahme, deren anerkennende Bereitwilligkeit ich mehrfach von seinen Lippen vernahm und dann, nach Berlin heimgekehrt, freudig darüber berichten konnte.

Goethe schätzte gebührend die Bedeutung derjenigen dramatischen Dichter, die in fruchtbarer Gewandtheit „für das tägliche Brod der Bühne“ sorgten, und war weit entfernt von jener vornehm sein wollenden Exklusivität der Kritik, wie wir, Gott sei's geklagt, an so Vielen finden, welche geneigt sind, alle Kinder mit dem Bade zu verschütten. Er wußte, was es heißt: ein Theater führen, und daß jeder Tag sein Recht verlangt*). Mit schonender Würdigung ging er auf Raupach's eminente Verdienste um diese täglichen Bedürfnisse des realen Theaters ein und erhob das Talent des Unermüdlischen. Ueber die Bearbeitung der Calderonischen „Tochter der Luft“ sprach er einmal gar tiefe, wunderbare Worte, aus denen ein Zauberhauch früherer Zeiten und der Erinnerung an selbsteigene Bemühungen wegen spanischer Poesie auf deutscher Bühne zu wehen schien; aus denen

*) Der Verfasser nimmt sich die Freiheit, auf einen Aufsatz Guszlow's „die Menge muß es bringen“ hinzuweisen, der dasselbe Kapitel behandelt und um so ehrenwerther genannt werden darf, weil der Dichter Guszlow hier nicht in eigener Sache, sondern lediglich in jener des Theaters und der Wahrheit sprach. Je mehr Einer selbst vermag, desto nachsichtiger wird er als Kritiker sein. Nur die Impotenten lieben die Grausamkeit.

er jedoch, wie häufig seine Weise, in einen halb-frivolen Scherz überging, der ihm so gut behagte, daß er ihn mit schelmischem Schmunzeln begleitete. Raupach hatte nämlich, da er von Weimar schied, ein Kind zurückgelassen. Nicht ein Kind seines Geistes, wie man der Autoren Arbeiten betitelt. Im Gegentheil: eine wirkliche, lebendige Tochter; was die deutsche Sprache — kränkend genug für den heiligen Ehestand — als natürliche Tochter bezeichnet. Dieses Mägdlein nannte Goethe nun kurzweg „die Tochter der Lust“ und verwob deren irdische Existenz höchst anmuthig in seine Kritik der aus dem Spanischen nach Berlin versetzten Semiramis.

In unserer Litteraria, deren fast niemals fehlendes Mitglied Raupach wurde und bis zu seinem Tode geblieben ist, obgleich die näheren Freunde um ihn her Einer nach dem Andern fast alle geschieden oder abgeschieden waren, galt er für unentbehrlich. In entsagender Geduld, schweigend, resignirt, höchstens eine Priese mehr als gewöhnlich schnupfend, ließ er sich den zweistündigen Vortrag auch derjenigen literarisch-poetischen Novitäten gefallen, die ihm mißfielen, oder vor denen er gar Abscheu hegte. Beim schlichten Mahle, welches der Vorlesung folgte, behauptete er seinen festen Platz am obersten Ende der Tafel, so daß Hauptmann von S (jetzt hoffentlich General!) zu sagen pflegte: wenn Raupach fehlt, dann kommt mir unser Tisch vor wie ein Degen ohne Knopf. Ein Gleichniß, welches, ohne übel gemeint zu sein, doch übel ausgelegt werden konnte, sobald man unter Degenkopf etwas Derbes, Hartes, Unerbittliches

verstehen will. Er kannte keine Schonung im Urtheil. Absprechend und hochfahrend mußte er einem Jeden, der ihn so hörte, herzlos, unempfindlich, arrogant erscheinen. Ach, und er war so weich, so gut, so rechtlich. Der här- beißige Fsegrimm, der sich neben Dich hinsetzte, als ob er Dich und noch ein halbes Duzend Anderer fressen wollte, sobald Du sein Herz traffst, stieß es ihm über, und er wurde ein gerührtes Kind. Wie war er doch so lieblos, so grob, so verletzend, wenn Widerspruch ihn aufreizte! Und wie war er so zuthunlich, so bereit, durch Sanft- muth und Freundlichkeit gut zu machen, zu heilen, was er im Unmuth schmerzhaft berührt hatte!

Ich erinnere mich eines Abends, wo er — in übelster Stimmung — von Shakespeare's „Heinrichen“ redend, in diesen nur die Falstaff-Spässe anerkannt wissen, sämtliche historische Scenen dagegen für langweiliges Gespräch erklären wollte. Ich, in seiner Nähe sitzend, fuhr dagegen auf, vergaß die Achtung, die ich, der im Vergleich mit ihm unwissende junge Mann, dem bejahr- ten Gelehrten sonst so gern zollte, und ließ in meiner Heftigkeit sogar Aeußerungen laut werden, wie folgende: „Freilich, neben den historischen Dichtern des königlichen Hoftheaters kommt ein Shakespeare nicht auf.“

Die Gesellschaft fühlte sich verlegen und erhob sich frühzeitiger als sonst.

Chamisso, ein fast unbedingter Anhänger Raupach's, hatte die heutige Polemik doch zu stark gefunden und seine langen, grauen Locken bedenklich geschüttelt, wäh- rend Zener die Heinriche abkanzelte. Jetzt, wo wir die

Mäntel umnahmen, raunte er dem immer sanften, wohlwollenden Eichendorf zu: „Der Senf ist dem Holtei in die Nase gestiegen.“

Ich fühlte selbst, daß ich zu bitter geworden sei in Bekämpfung eines Ausspruches, an dessen Wahrheit Raupach ja selbst nicht glaubte, nicht glauben konnte; den er nur hinausgeworfen wie einen alten Handschuh, und den ein minder heftiger Ritter hätte aufnehmen müssen, um den Kampf besonnen und in allen Ehren durchzuführen. Mir that mein beleidigendes Wort innig leid. Ich betrachtete mich durch dasselbe wie auf immer von einem verehrten Manne getrennt, von dem ich erwartete, daß er mir nie verzeihen werde. Ich wickelte mich — (es war bitterlich kalt) — in meinen Mantel und sagte am Thorweg des „Englischen Hauses“ eine allgemein gültige: gute Nacht! mit dem Gedanken „geh' Du rechtswärts, mich laß linkswärts gehn.“

Seitdem es glatteisete — und man muß wissen, welche Eisbahnen oftmals durch Berlins Gassen blinkten — hatte ich an vergangenen Abenden dem in seinen kolossalen Ueberschuhen unsicher wandelnden Raupach meinen Arm gereicht, um ihn vorsichtig bis zu seiner Wohnung zu geleiten; ein Liebedienst, dessen ich mich nicht mehr würdig fand. Er jedoch, als er bemerkte, daß ich ent schlüpfen wollte, rief mich zurück, obwohl es ihm an besseren Führern nicht gefehlt haben würde. Und er fragte gutmüthig: „Wollen Sie heute nicht mit mir gehen, weil ich an Ihrem Shakespeare gefrevelt? Sie sind ein Kind! Der hat unser Lob nicht nöthig und ist

über jeden Tadel fort. So weit bringen wir's Beide nicht; feinetwegen brauchen Sie mich nicht auf dem Eise tanzen zu lassen." Von meiner Ungezogenheit war nicht mehr die Rede, und er unbefangen und freundlicher als jemals.

Außer unserer Litteraria, in welcher, trotz mannichfacher, ihm unvermeidlich widerstrebender Elemente, er sich heimlich fühlte und gern bewegte, war sein geselliger Verkehr wenig ausgebreitet. Mit den poetischen und ästhetischen Circeln in großen Berliner Häusern vermochte seine rücksichtslose Derbheit nicht süßsam zu bestehen. Man schalt ihn deshalb. Ich muß ihn loben. Um so aufrichtiger, weil ich selbst in bedauernswerther Nachgiebigkeit kennen und erfahren gelernt, wie die meisten Gönner und Gönnerinnen von Kunst und Litteratur es mit dieser zur Schau getragenen Gönnerschaft meinen, und wie verzweifelt wenig dahinter steckt; womit ich aber nicht etwa Berlin gegen andere große Städte, in denen es noch schlimmer ist, zurücksetzen möchte.

Ein alter — wenn ich nicht irre Hallischer Universitäts- — Freund, der Geheime Oberfinanzrath Stalley, der zugleich als Mitglied einer Prüfungscommission sämmtlicher für's Hoftheater eingehender Stücke günstigen Einfluß auf seine Productivität übte, stand ihm sehr nahe.

Sodann pflegte er vertrauteren Umgang mit Hegel, welcher in Raupach's Dramen vielleicht mehr sah, als ein weniger großer Philosoph und dagegen praktisch zuverlässiger Bühnenfreund gesehen haben würde. Denn

Hegel fand sich und seine ästhetischen Meinungen in manchen neueren Arbeiten des Dichters verkörpert; was, wo es eintraf, eben nicht zum Vortheil der Dichtungen einschlug. Sie Beide im Verein lehnten sich heftig gegen Ludwig Tieck auf, gegen Fronie, gegen romantischen Nihilismus, gegen Shakespeare's Lustspiele u. s. w., schienen doch aber dabei zu vergessen oder zu übersehen, daß verschiedene Versuche Raupach's eben auch nur für poetische Negationen, wenn gleich für sehr geistreich combinirte, gelten konnten.

Friedrich von Raumer, zwar begeisterter Freund und Vertreter des von Jenen perhorrescirten (und auch Jene redlich rück-perhorrescirenden) Tieck, wurde dennoch durch die Dramatisirung seiner Hohenstaufen angezogen und gewonnen, von welcher groß angelegten, weit verzweigten, dichterischen Unternehmung die deutsche Bühne leider nicht den Vortheil gezogen, der allen dabei aufgewendeten Mitteln an Gelehrsamkeit, Fleiß, Willen und Fähigkeiten entsprochen hätte. Der Rahmen war doch wohl zu eng, vielleicht zu — modern, um darin mit Erfolg nachzuahmen, was dem kindlichen Ur-Genius britischer Poesie, freilich unter völlig anderen Formen und Ansprüchen, gelungen ist: ein ganzes, großes Völkergeschick sammt Schlachten, Niederlagen, blutigen Siegen und Triumphhen hineinzuwängen.

Außer jenen gelehrten und berühmten Freunden besaß Raupach noch einen, allerdings minder gelehrten, doch für den Theater-Dichter nicht minder wichtigen, für seine Zwecke gewiß nützlicheren: den berühmten Schau-

spieler Pius Alexander Wolff, den Liebling und Schüler Goethe's, den Theilnehmer, den Zögling Weimarischer Herrlichkeiten, den Erben glorreicher Erinnerungen, den Gatten jener wahren Künstlerin Amalie, Malcolm's Tochter, desselben Malcolm's, dem Goethe nachgesungen:

„Reichen Beifall hattest Du erworben,
Allgemeine Neigung rein erzielt;
Viel Personen sind in Dir gestorben,
Und Du hast sie alle wohl gespielt.“

Ich besitze das Blatt, worauf Goethe mit eigener Hand diese vier Zeilen gestellt, um es der Tochter eines unvergessenen Vaters darzureichen. Amalie Wolff schenkte mir's, als ich sie, die schon erblindet, mich nicht mehr sehen konnte, zum letzten Male sah, in Berlin im Frühjahr achtzehnhundertfünfzig, an dem nämlichen Abende, wo ich bei ihr mit Raupach, bei dem ich zu Mittage gespeiset, noch einmal unerwartet zusammentraf. Das war mir ein düsterer, doch feierlicher Abend. Es war, als ob wir, auf Gräbern sitzend, mit einander plauderten; auf zugeworfenen, wie auf offenen. Zwei haben sich seitdem geschlossen, für ihn, für sie. Das dritte harret noch seines Bewohners. — Nur wer Wolff und dessen Frau persönlich kannte; nur wer sich ihres vertraulichen Umganges erfreuen dürfen; nur wer Raupach aus anderen Umgebungen im Gedächtniß hatte und ihn dann in diesen wiederfand, — nur der mag beurtheilen, wie mächtig des liebenswürdigen Künstlerpaares Einfluß auf ihn gewesen. Bei Wolff's gab sich der sonst so unzugängliche, absprechende, seiner Sache sichere, keinen Widerspruch

duldende Poet mittheilend, nachsichtig, wohlwollend, empfänglich, heiter; nahm belehrenden Tadel dankbar hin. Er liebte Wolff; er verehrte in ihm den denkenden, hochstrebenden Schauspieler, den feingebildeten Mann; er bewunderte die unerschöpfliche Erfindungsgabe der geistvollsten Schauspielerin; die Lebensfrische des seltenen Weibes; den scharfen Blick Weider, dem er gern und oft folgsam war.

Als der kranke Wolff in Folge vieljährigen Halsleidens kaum noch zu flüstern vermochte, schrieb Raupach eigens für ihn ein Drama, „das Ritterwort,“ worin er den verstummenden Meister der Rede mit einer pantomimischen Rolle bedachte. Dieses Schauspiel kam mit Wolff nicht mehr zur Aufführung: der Tod stellte sich dazwischen. Auf der Heimkehr aus südlichen Bädern blieb — wie wir in einem nachfolgenden Aufsatze finden — Wolff in Weimar liegen, damit sein Grab ihm auf dem Friedhofe bereitet werde, wo jetzt Karl August, ächt fürstlicher Anordnung gemäß, zwischen Schiller und Goethe modert. Zu diesen gehörte auch im Tode der große Redner, der im Leben ihre ewigen Worte lebendig gemacht, der ihnen Wohlklang und Fülle der Sprache verliehen. Und als nun Amalie verwittwet in Berlin wieder eintraf; als Raupach sie besuchte . . . Sie haben ihn einen kalten, herzlosen Egoisten zu nennen beliebt, seine jungen Herren Gegner. Hättet Ihr ihn gesehen, da er die Räume zum ersten Male wieder betrat, in denen er^e des verstorbenen Freundes sich gefreut! Da er der Freundin entgegentrat, die sich bemühet, Fassung zu

gewinnen, während er fassungelos in lautes Schluchzen ausbrach und sich dem ungezügelten Schmerze ehrlich und herzlich hingab; hätte er ihn gehört, da er mit dem Schrei tief-innerster Empfindung ausrief: „Ob die Kunst einen Ersatz für Wolff zu hoffen hat, das weiß ich nicht. Für mein Herz giebt es keinen! . .“

Ja, ja, der Mann, der „Isidor und Olga“ gedichtet, war ein kalter, gefühlloser Professor, der, ohne geborener Poet zu sein, nur mit dem Verstande arbeitete, nur momentane Effecte berechnete, nur, um Geld zu erwerben*), Stücke schrieb! Hieß es nicht so? Ich dachte, wir hätten dergleichen öfter gelesen? — Nun, Gott gesegn' es Euch; aber unser Einer weiß es besser.

Viele wurden ihm neidische Schimpfer, weil der Geschimpfte bei Hofe Geltung fand; weil er sich in Berlin so lange behauptete. Diese „Tages- und Splitterrichter,“ denen der Alte in Weimar väterlich zuruft:

„Splittert nur nicht Alles klein,
Denn fürwahr der schlecht'ste Dichter
Wird noch Euer Meister sein.“

Und was hat es ihnen geholfen? Raupach wird

*) Er war nicht ohne Vermögen. Aber daß er durch schriftstellerische Thätigkeit große Summen gesammelt, ist erlogen. Einen Theil seines mäßigen Besitzthumes hatte er schon aus Rußland mitgebracht, wo er als Professor bei der Universität in Petersburg früher in vornehmen Häusern lehrte. Außer den Zinsen seiner Ersparnisse bezog er eine wohlverdiente, schwererworbene Pension als Hoftheaterdichter. Hätten sie ihm nicht auch diese am liebsten mißgönnt? . . . D, es geht Nichts über die „Kameradschaft“ deutscher Schriftsteller.

seinen Platz in der Geschichte deutscher Literatur einnehmen, wie unbestochene Würdigung der Nachwelt, wie ausgleichende Gerechtigkeit ihm anweisen, während jene namenlos im Nichts vergehen.

„Die Wahrheit (sprach Napoleon auf St. Helena) kommt endlich immer zu Ehren; nur freilich, daß sie oft gar lange Zeit braucht; — und meistens theils wartet sie, bis sie sich auf einen Grabstein setzen kann.“

Sie wird sich auch auf Raupach's Grabsteine einfinden.

Niemals war er possierlicher, als wenn er die Absicht hegte, zu loben. Das heißt: einen Anwesenden; einen neben ihm Lebenden, gleich ihm nach dem Beifall des Berliner Theater-Publikums Ringenden. Mehr oder weniger betrachtete er doch jeden Solchen wie einen kecken Eindringling, der ihm in die Quere kommen könnte. Denn das hilft einmal Nichts, eingestehen müssen wir's: er meinte, das ausschließliche Recht, die Bühne mit Neuigkeiten zu versorgen, habe er sich erobert, und es weile auf seiner Seite. Gewissermaßen hatte er's auch. Von uns Allen, die wir (um von den Herren Uebersetzern zu schweigen!) ein oder das andere Originalstück spielen ließen, durfte sich keiner mit seiner Vielseitigkeit, seiner Fruchtbarkeit, seinen Erfolgen messen. Gewöhnlich schwieg er über die erste Vorstellung eines fremden Produktes. Und wurde etwa in der literarischen Gesellschaft davon gesprochen, so verstummte ein solches Gespräch gewiß bei seinem Eintritt. Nur zwei Mal besinn' ich mich, daß er mir ein Wort der Anerkennung gesagt, eben in

seiner Art und Weise. Ein Mal geschah es, nachdem durch ein wirklich seltsames Zusammentreffen an dem nämlichen Tage, wo sein „der Müller und sein Kind“ auf dem Hoftheater, — mein Schauspiel „die Majoratsherren“ in der Königsstadt zum ersten Male gegeben wurde, und also um dieselbe Abendstunde zwei schlesische Schriftsteller, jeder mit einer am Christabend in Schlessen spielenden Neuigkeit auftraten. Da sagte er mir, er habe gehört, mein Stück sei günstig aufgenommen worden. (Das war es allerdings; und es fehlte auch damals nicht an Freunden, die laut versicherten, mir gebühre die Palme des Abends. Mein Himmel, glaubt' ich es nicht selbst? Und nun? — „Der Müller und sein Kind“ lebt jetzt nach dreiundzwanzig Jahren noch auf allen deutschen Bühnen, während „die Majoratsherren“ längst vergessen, nach kurzem Scheinleben den Schlaf der Gerechten schlafen.) — Das andere Mal redete er mich an, nachdem er „Lenore“ gesehen, die damals innerhalb Preußens Grenzen zum Volksstück wurde. Er tabelte scharf und ohne Erbarmen, schloß jedoch mit den Worten: „Ich sage Ihnen das nur, weil Sie am Ende von all' den Hiesigen der Einzige sind, der Etwas (für's Theater) zu Stande bringt.“

Hitzig ließ sich's nicht nehmen, auf dieses Almosen Raupach'scher Anerkennung dürfe ich stolz sein. Ich war es auch. Denn aus seinem Jargon, in gefellig-herkömmliche Floskeln übertragen, enthielt es mehr Lob, als ich verlangen konnte. Uebrigens vermochte er meine Arbeiten, wie wir dieselben zu jener Zeit für's Königl-

städter Theater machten, nur einseitig zu beurtheilen, weil ihm das lyrische Element derselben fremd blieb. Wohl verstanden, jenes lyrische, welches zu Liederspiel und Melodrama seine Zuflucht nehmen mußte, um die engbegrenzte Concession einer Anstalt zu umgehen, welcher Tragödie und höheres Drama untersagt blieb. Von musikalischen Regungen und Richtungen schien in ihm nicht viel zu walten. Er selbst erklärte sich offen als Opernfeind. Dennoch umgarnte ihn Spontini und fing sich ihn ein zur Anfertigung eines großen Operntextes, den der Dichter wie den Stoff zu einem fürstlichen Hochzeitkleide mit scharfer Scheere aus dem vorrätigen hohentausischen Zeuge herauschnitt; den aber der Compositieur so langsam verarbeitete, daß die gemarterte „Agnes,“ — eine prinzliche Vermählungsoper, nur aktweise erschien und für verschiedene vaterländische Festtage ausreichte.

Spontini und Raupach mit einander waren auch der Mühe werth zu betrachten.

Raupach liebte französisch zu reden; er sprach es vorzüglich. Spontini lauschte bewundernd dieser bei einem deutschen Fachgelehrten seltenen Beredsamkeit und beugte sich vor dem sattelfesten Historiker, der seinerseits den Diners des General-Musikdirectors gern beiwohnte. Sobald von Musik die Rede kam, beugte sich wiederum Raupach vor Jenem, — insofern der Rücken des geraden Mannes überhaupt der Beugung fähig war. Doch der gute Spontini hatte sich längst ausgeschrieben, und Raupach's Textbuch allein trägt wahrlich nicht die Schuld, wenn sich die gewaltigen oder lieblichen Melodien einer

„Bestalin,“ eines „Cortez“ nicht mehr erneuern wollten. Hatten sie sich doch schon bei „Olympia“ widerspenstig gezeigt, so viele Jahre früher, wo Hoffmann, der phantastische Kammergerichts-rath, selbst Opernkomponist und ehemaliger Kapellmeister, aus einem kritischen Gegner zum bereitwilligen Mitarbeiter umgewandelt, sich bemühet, ihnen Bahn zu brechen! Hatten sie sich doch bei „Nurmahal, dem Rosenfest in Kaschemir“ (welche Oper der Berliner Gassenwitz in „Nur nich' noch 'n mal, oder der Hosenrest von Kasimir“ umtaufte) sparsam eingestellt. Und waren bei „Alcidor“ (Alzuto) entschieden ausgeblieben, trotz aller Lockungen von dreißig harmonisch gestimmten Ambossen. Spontini empfand diesen Mangel am tiefsten. Er stand noch nicht auf jener hohen Stufe gegenwärtiger Anschauung, welche, Mozart für den Verderber der Oper haltend, eine Oper der Zukunft prediget. Er machte nur aus Verzweiflung Spektakel, weil sein Genius ihm trauernd zuflüsterte, daß die Quelle verstopft sei, aus deren süß murmelnden Bogen Licinius und Julia ihre Liebesgluthen geschöpft. Deshalb zog es ihn zu jenen Tagen zurück, wo der Jüngling in Drangenhainen von Lorbeerzweigen geträumt, die eines Welt-Besiegers Hand für ihn flechten werde: die Erinnerungen seiner Jugend, seiner Erstlingsversuche tauchten auf, und ehe noch „Agnes von Hohenstaufen“ zu Ende gebracht war, begehrte er von Raupach, dieser solle ihm die Oper „Milton“ aus einem Akte in mehrere ziehen und spinnen helfen. Er wollte dann mit der dazu gehörigen Musik dasselbe thun und aus der Operette

„un grand ouvrage“ machen. (Das war sein Favorit-
 ausdrück, weshalb wir ihm den Beinamen „Ouvrage-
 tapage“ gegeben.) Raupach, der bei belebter Tafelcon-
 versation diesem Ansinnen zu genügen versprochen, be-
 dauerte nachher, daß er es gethan. Dadurch wurde ich
 in's Mitleiden gezogen, und unter Umständen, die, weil
 sie wunderbarlich sind, mir mittheilungswerth erscheinen.
 Im Sommer achtzehnhunderteinunddreißig geschah es,
 daß Raupach mich in Kemper's Garten, wo sich die
 Literaria während der schönen Jahreszeit versammelte,
 bei Seite nahm und mir eröffnete, er stehe im Begriff,
 seine Brunnenkur anzutreten und nach — ich weiß nicht
 welchem? — Badeorte abzureisen. Dadurch werde es
 ihm unmöglich, sogleich an den „Milton“ zu gehen, und
 er habe, weil Spontini sehr ungeduldig sei und sich gerade
 jetzt im Sommer vorzugsweise produktiv glaube, mich in
 Vorschlag gebracht, damit ich an seiner Statt die Arbeit
 übernehme. Sie erweisen mir zugleich, setzte er hinzu,
 eine Gefälligkeit. Ihnen liegt, der Sie ohnedies in Ihre
 Komödien immer Lieder einflechten, der Singsang näher
 als mir, und ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn
 Sie mir erlauben, in Ihrem Namen zuzusagen. Erlösen
 Sie mich! — Ich willigte ohne Widerrede ein. Ich
 hatte in meiner excentrischen Freundschaft für unsern von
 Spontini beneideten und im Stillen angefochtenen C.
 M. von Weber so viele jugendliche, ja jugenhafte Un-
 gezogenheiten gegen den italienischen Ritter verübt, daß
 es mir erwünscht kam, durch Bereitwilligkeit und Be-
 mühungen einigermaßen gut zu machen, was ich gedan-

tenlos am Sänger der „Bestalin“ verbrochen. Meine Absicht war, recht bald zu ihm zu gehen, meine Dienste ihm anzubieten; das gelobte ich dem scheidenden Raupack. Wer schildert mein Erstaunen, als ich schon am nächsten Tage, von einem Spaziergang zurückkehrend, meine Frau hinter einem Bücher-Gebirge fand und vernahm, Spontini sei dagewesen, habe stundenlang meiner geharrt, lasse mich auf morgen zum Essen bitten und recommandire mir vorliegende hundert Bände, die sein Diener keuchend aus der Kutsche heraufgeschleppt, damit ich mich durch die Lectüre derselben in das Kostüm des Landes versehen möge, in welchem die projektirte Oper vor sich gehe. Es war Walter Scott von A bis Z in franzossischen Uebersetzungen und eine Menge anderer schottischer Geschichten, Reiseberichte, Dichtungen, unter welchen auch Ossian nicht fehlte; Milton aber sich von selbst verstand.

Ich dachte: der nimmt das Ding ja verdammt ernsthaft, und begab mich Augenblicks auf den Weg, mich ein- für alle Mal von seinen Diners loszumachen, bei denen ich die Begegnung eines Dr. Sobernheim, Spontinischen Leib- und Magenrecensenten, mir der unertraglichste aller Journal-Scribenten, fürchtete, und mir andere Stunden für unsere Zusammenkünfte zu erbitten. Da fand ich denn bereits alle Dekorationen für die künftige große Oper „Milton,“ nicht etwa als Skizzen, sondern als künstlerisch ausgeführte Bilder von Meistern gemalt. Auf seinem Arbeitstische, wo kostbare Schwannensebern bereit lagen, befand sich zierlichst geschrieben der

Holtei, Charpie. I. 10

nicht zu lieben, weil er die Meinung hegte, man müsse von einer Kunst gründliches Verständniß haben, um gründlich darüber zu sprechen. Und da er nicht gelernt hatte, c von eis zu unterscheiden; da er keine musikalischen Fähigkeiten in sich spürte, so gefiel er sich, brummige Unempfänglichkeit dagegen zu heucheln. Doch das war nur auswendig. Raupach konnte unmöglich „der Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst“ für Diejenigen bleiben, die sein tiefes Gefühl kannten und schätzten. Mochte er die große Oper mit ihrem Ballet hassen, weil sie anspruchsvoll und verdrängend den Raum einnahm, der seiner Ansicht nach deutscher Poesie auf den Brettern gebührte! — Aus Gluck, Mozart, Weber, Boyeldieu, ja aus Rossini hörte er schon heraus, was in seiner Brust widerklang. Seine Wuth gegen bewunderte Virtuosen und Sängerinnen (die Sontag ließ er doch gelten) blieb mir eine wahre Fundgrube von Neckereien; mir, — aber auch ihm, da er mich mit meinen Verzüglichungen verspottete, wenn ich ihm seine Unempfindlichkeit vorwarf. Als Paganini in Berlin Concerte gab, und ich wirklich schon halb verrückt war vor Begeisterung, sagte ich ihm in meiner Ekstase: Sie müssen Paganini hören, sonst erklär' ich Sie für einen nordischen Barbaren; und wenn er Sie nicht entzückt, dürfen Sie mir ein paar Ohrfeigen geben. Er nahm eine Prieße und lächelte mir zu: „Holtei, Sie sind ein Narr!“ — Das war eine seiner Lieblingsanreden für mich. Auf tausend Meilen weit war ich von dem Gedanken entfernt, er könne meiner Anmahnung doch Folge geben. (Und er hätt' es auch

Platen in ungerechtem Grolle ihn das „Züßchen Raupel“ nennt. Eine seiner Schwestern, an den Geheimerath von Unruh in Liegnitz verheirathet, wurde Ursache, daß er mit diesem Schwager in Gemeinschaft ein Landgut kaufte und sich auf einige Jahre in die Agricultur warf. Es ist dabei nicht gut ergangen, und sie mußten froh sein, ohne große Verluste wieder zu verkaufen.

Raupach! Dr. Ernst Raupach! der Professor, der Poet! als schlesischer Landstand, in ritterschaftlicher Uniform, zu Pferde, einen Reitknecht hinter sich! — Er verstand ganz gut, den Seigneur zu machen. Auch zeichnete ihn im Umgange mit hohen, höchsten, ja allerhöchsten Herrschaften eine sichere, noble Haltung aus. Freilich behielt er Etwas von einem Schulmeister, benahm sich aber doch wie ein vornehmer Herr. Dabei bewahrte er offen, freimüthig, furchtlos, unfähig zu schmeicheln, stets die Würde des Gelehrten, des Dichters. Er vergab sich und seiner Stellung Nichts. Deshalb stieß er häufig an. Und es ist in meinen Augen ein gültiger Lobspruch für den Prinzen von Preußen und dessen Gemahlin K. S. [1852], daß dieser Mann, der kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegte, Jahre lang bei Ihnen aus- und einging, Ihnen Privatissima über Geschichte las, sich Ihres ganzen Zutrauens rühmen durfte bis an sein Ende. Auch König Friedrich Wilhelm der Dritte, so wie Friedrich Wilhelm der Vierte haben ihn in seiner derben Gradheit, seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe, seiner unerschütterlichen Treue stets geschätzt.

Der König Friedrich Wilhelm der Vierte reifete zu

einer Militair-Inspektion durch Schlesien, während Raupach sich auf seinem Landgute befand. „Sobald ich erfuhr“ — mit diesen Worten hat R. die Begebenheit mir erzählt — „sobald ich erfuhr, daß Seine Majestät in Lüben Halt machen werde, setzte ich mich zu Pferde und ritt hinein, meine Aufwartung zu machen. Ich stand im dicksten Gebränge unter den übrigen Leuten, als der König ausstieg. Aber Er entdeckte mich gleich und rief mir im Vorübergehen zu: Wo Teufel kommen Sie hierher, Raupach? Bald darauf suchte mich ein Adjutant, mit dem Befehle, mich bei Tafel einzufinden. Das Gespräch war sehr lebhaft und kam auch auf den jüngst gefaßten Plan, griechische Tragödien auf die Bretter zu bringen, zunächst Antigone; worüber sich der König freudig ausließ und sich eine bedeutende geistige Wirkung davon versprach. Ich entgegnete: dazu fehlt uns nur dreierlei: die Schauspieler, ein solches Gedicht darzustellen; die Zuhörer, es zu verstehen; die griechische Bühne unter griechischem Himmel für Beide. Und es wird dennoch gehen, rief der König. Und ich wage daran zu zweifeln, Eure Majestät, erwiederte ich.“

Der Erfolg scheint gewissermaßen dem Könige Recht gegeben zu haben. Scheint! Denn in Wirklichkeit — doch das gehört nicht hierher und würde zu weit führen. Meine Absicht war nur, in Kürze durch ein Beispiel aus dem Leben zu zeigen, wie Raupach seine Meinung unverhohlen überall aussprach und überall fast in demselben

Tone; mit jener ihn und sein Wesen bezeichnenden Entschiedenheit, welche ihm so viele Feinde schuf; welche ihn für Beamtete und Mitglieder des Berliner Hoftheaters, dem seine Thätigkeit zunächst gewidmet blieb, schier zu einem Kinderschreck und Wauwau machte. Daß er deshalb nicht minder innig und fein fühlte, als mancher süßliche, glatte, hofmännische Formen-Mensch; daß er, sobald vertrauensvolle Bitten ihn in Anspruch nahmen, gern gefällig und fördernd war; daß er, weich wie ein Kind, leicht in Thränen überfloß, wenn lang-verhaltene Rührung ihn übermannte; daß er, ein redlicher Freund seiner Freunde, Jedem das Schlimmste in's Gesicht, hinter dem Rücken des Abwesenden aber nur Gutes sprach und sich des Angegriffenen muthig annahm; — dies Alles weiß ich aus vieljähriger eigener Anschauung und Erfahrung. Sich selbst und den Dualismus seiner Natur hat er treffend geschildert in jenem viel zu wenig gekannten Buche, welches die aus Italien geschriebenen Briefe eines sicheren „Hirssemenzel“ enthält. Besagter Hirssemenzel, den sein Herr mit auf die Reise in's gelobte Land der Künste genommen, faßt in schulmeisterlicher, pedantischer Hypochondrie alles Italienische von der schlimmen Seite auf, ärgert sich und klagt, wo der optimistische Reisegefährte Entzücken findet. Offenbar hat der Verfasser in diesen beiden verschiedenartigen Persönlichkeiten die verschiedenartigen Eindrücke wiedergeben wollen, die seiner eigenen Person zu Theil wurden. Raupach „Hirssemenzelte“ auf diese Weise durch's ganze

Leben. Wer thut es nicht? Nur daß die Wenigsten ehrlich genug sein wollen oder können, sich zu geben, wie ihnen um's Herz ist.

Aber „Fiedweder hat, er sei auch, wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag!“ läßt Goethe in dem wundervollen Epiloge, den er zu einem alten Schauspiel „Effer“ dichtete, Königin Elisabeth ausrufen. Ein solches letztes Glück überlebte auch Raupach in seiner Bühnenherrschaft. Durch einige mißlungene, boshaft angefeindete Aufführungen neuer Stücke verstimmt, zog er sich, unwillig über die Undankbarkeit eines so oft und so lange von ihm unterhaltenen Publikums, zurück und überließ seinen Neidern den Raum, den er bunt und reich mit Gestalten stets reger Geisteskraft bevölkert hatte. Das Scepter war zu haben! Schade nur, daß gerade von jenen Fingern, die so eifrig Federn in Bewegung gesetzt, es ihm zu entwinden, sich keine hervorthaten, es zu ergreifen, zu halten, zu führen gleich ihm! Sie konnten ihn stürzen, — zu ersetzen vermochten sie ihn nicht. Hat sich aus diesem Scribler-Heere eine der seinigen an gediegener Sprache, an Klarheit des Gedankens, an Reichthum der Erfindung nur vergleichbare Productivität entwickelt? Ich bin kein Kritiker; ich erkühne mich nicht als solcher aufzutreten. Doch ich denke und scheue mich nicht dies auszusprechen, daß ein Dichter, aus dessen Bühnenrepertoire die Erinnerung des Mitlebenden unvorbereitet, ohne schriftlichen Nachweis, auf gutes Glück mit einem Griffe folgende Namen zieht, wie: „Die Fürsten Chawansky, — die Erdennacht, — die

Gefesselten, — Raphael, — die Schleichhändler, —
Issidor und Olga, — die Tochter der Lust, — Vormund
und Mündel, — Vater und Tochter, — Genovesa, —
der Müller und sein Kind, — Cromwell, — die Roya-
listen, — der Nibelungen Hort, — Kaiser Friedrich, —
Heinrich der Sechste, — König Enzo, — Kritik und
Antikritik, — Conradin, — der Bettler, — die Bekehr-
ten, — Laßt die Todten ruhn, — Doctor und Apotheker,
— der versiegelte Bürgermeister, — Jakobine von Hol-
land, — Corona von Saluzzo, — der Zeitgeist, —
Mulier taceat in ecclesia, — der Plazregen als Ehe-
procurator,“ (folglich von der historischen Tragödie durch
alle möglichen Uebergänge und Abstufungen bis zur
Berliner Vokalposse!) — Namen von Stücken, die auf
den meisten und besten Theatern Glück gemacht haben;
. . . . daß ein solcher Dichter denn doch nicht so ganz
obenhin abzufertigen sei; mochten immer unzählige un-
bedeutende — und leider auch manche bedeutende Beur-
theiler darauf ausgehen! —

Raupach zog sich zurück von der Bühne und zugleich
von der Welt. Die Freunde hatten sich zerstreut, — sie
starben ab. Er begnügte sich mit seiner stillen Häuslich-
keit, die eine durch Achtung und Freundschaft ihm kürzlich
verbundene jüngere Gattin belebte.

Wenige Genossen aus früheren, besseren Tagen blie-
ben ihm noch bis an's Ende. Er trieb wissenschaftliche
Studien, beschäftigte sich unausgesetzt, lächelte dabei
bitter, oder wehmüthig, je nachdem, in die Verwirrung
jüngst vergangener Jahre und zeigte sich dankbar für

jedes Zeichen alter Anhänglichkeit und Verehrung. So fand ich ihn im Frühjahr achtzehnhundertfünfzig, wo er eben in einem Drama „Mirabeau“ seine Ansichten von dem, was die Welt draußen bewegte, niedergelegt hatte. Noch einmal: ich bin kein Kritiker, der sich ein entscheidendes Urtheil anmaßen wollte, aber mein gesunder Menschenverstand hat bis heute noch nicht enträthseln können, wie es zuging, daß Raupach's „Mirabeau“ auch nicht auf einem einzigen Hoftheater Eingang fand, während ein aus Lamartine's Tiraden zusammengewürfelter „Robespierre“ auf so vielen Bühnen poltern durfte? Armer Raupach, was konntest Du Klügeres thun, als Deine Augen schließen und sterben! Friede mit Deiner Asche! Und Ehre Deinem Andenken, Du braver deutscher Mann!

Hammer-Purgstall

(als französischer Lyriker).

Der Tod des weltberühmten gelehrten Greises hat zur Mittheilung von verschiedenen Anekdoten aus seinem Leben vielseitig angeregt, und man hat dergleichen Mittheilungen überall mit Interesse aufgenommen. Vielleicht findet nachstehende kurze Schilderung einer Scene, in welcher ich mitzuwirken die Ehre hatte, einige wohlwollende Leser?

Ich befand mich im Winter 1834/35 in Wien, wo ich im Vereine mit meiner Frau eine Reihe kleiner Lieder-

spiele und melodramatischer Stücke zur Aufführung brachte. Obgleich keines derselben auf Befriedigung der Schaulust eingerichtet, vielmehr in Handlung und Scenerie alle so einfach wie möglich, durch ein ganz kleines Personale dargestellt wurden, übten dieselben, — wahrscheinlich nur durch die Fremdartigkeit der Gattung, die wie alles Neue reizte, — ein halbes Jahr hindurch ihre Anziehungskraft auf ein großes Publikum. Eins der beliebtesten jener unbedeutenden Stückchen: „Der schottische Mantel“ erfreute sich vorzüglich günstiger Aufnahme bei der vornehmen und literarischen Welt. Und in diesem war es wieder vorzugsweise ein einfaches Lied, worin ein armer verschmähter Magister seine wehmüthig-süßen Gefühle einem Blumenstrauß anvertraut, welches Wiederklang in dem leicht empfänglichen Herzen der Wiener und Wienerinnen erregte.

Wir wohnten, — wie reisende Comödianten pflegen, wenn sie eben umherziehen, sich ein Nest zu suchen, — den Wandervögeln auf Bäumen nicht unähnlich, in einer auf gutes Glück meublirten Wohnung, umgeben von Kisten, Koffern, Hutschachteln, Theaterstaat, Partituren, Orchesterstimmen und Manuscripten, unter welchen gute Ordnung nicht immer zu erhalten war, bei aller Fürsorge weiblicher Hände. Besuche, die uns im Laufe des Tages zu Theil wurden, fanden uns etwa so leidlich vorbereitet, sie anständig zu empfangen. Nur gar zu zeitig durfte Niemand kommen. Schauspieler, die den Abend vorher bis zehn Uhr auf den Brettern standen, dann bis gegen Mitternacht am Tische saßen,

beim traulichen Mahle, dem sich wohl öfters Wittbauer, Bauernfeld, Grillparzer, Raimund — oder ein anderer Freund gesellte; solche sind keine passionirten Frühhaufsteher, wie begreiflich. Nun geschah es aber eines Morgens, daß bei wildem Schneegestöber, wo die Sonne beim besten Vorsatze, Tag zu machen, diese Aufgabe Bloß' zehn noch nicht in's Reine gebracht hatte, — eine Equipage unten vorfuhr, aus welcher zwei Damen zu uns emporstiegen, trotz aller Warnungen unserer mit aufgehobenen Armen Widerstand leistenden Cameriera eindringen und in unseren Milchcaffee fielen, ehe wir noch das erste „Ripfel“ verzehrt hatten. „Ich bin — lassen Sie sich nicht stören, ich setze mich zu Ihnen, — ich bin Frau von Hammer; wir waren gestern im Theater. Mein Mann hat das höchste Wohlgefallen an Ihren Liedern gefunden; er ist mit dem: „Ich klag's euch, ihr Blumen!“ — gestern schlafen gegangen und heute wieder aufgestanden. Ich weiß ihm eine große Freude zu machen, wenn ich ihn mit Ihnen Beiden überrasche; Sie dürfen mir die Freude nicht verderben; Sie müssen heute Mittag bei uns essen. Aber Sie müssen auch gestatten, daß ich Sie meinem Manne unter fremdem Namen vorstelle. Wir wollen sehen, ob er Sie aus Ihren Stimmen erkennen wird?“

Ich fand die Proposition seltsam, denn ich hatte das „Hammer“ überhört und wähnte, es sei eine der gewöhnlichen Invitationen, wie sie Schauspielern und Theaterschriftstellern, welche just auf kurze Zeit in der Mode sind, durch eitle, ausdringliche Modethuerei häufig

zugemuthet werden, und in ihrer scheinbar schmeichelhaften Auszeichnung eigentlich eine beleidigende Geringschätzung verbergen. Ich fragte also ziemlich kalt: Mit wem hab' ich die Ehre? . . .

„Hammer heißt mein Mann!“

Hammer? —

„Ja, Josef von Hammer!“

Ah, das ändert die Sache; dieser Hammer schlägt gewaltig an mein Ohr. Josef von Hammer! Natürlich stehen wir zu Befehle. Aber, gnädige Frau, mit der Mystification wird es Nichts sein; ich bin Ihrem Herrn Gemahl schon bekannt außer der Bühne, traf mit ihm vor elliichen Tagen bei Baronin Pereira zusammen. . . .

„Wenn Sie sonst keinen Kummer haben, mein lieber Holtei, können Sie sich ruhig als Kaiser von Marocco präsentiren lassen. Mein Mann ist so prächtig zerstreut, daß mit ihm jedweder Scherz dieser Art gelingen muß. Uebrigens ist es bei uns hübsch dunkel, und ich werde Sorge tragen, daß wir ein Viertelstündchen ohne Kerzen bleiben. Da wir um vier Uhr diniren, haben wir Finsterniß nach Herzenslust. Also, Sie kommen?“

Das versteht sich, gnädige Frau!

„Nun trinkt Euren Kaffee, und Punkt vier Uhr stellt Euch ein!“ — —

Dies war das Vorspiel meiner dramatischen Skizze. Jetzt folgt die kurze Hauptscene.

Wir hielten auf's Genaueste die Stunde ein, wie abgerichtete Theaterleute, die sich vor Strafabzügen von der Gage fürchten, welche letztere bekanntlich in einer sehr

beschwerlichen Wechselwirkung versäumter Minuten zu Groschen pro Thaler bestehen. Der Herr des Hauses war noch nicht von der Staatskanzlei zurück. Außer uns befanden sich nur wenige Verwandte in den allerdings sehr dunklen Räumen, in denen auch ein minder Zerstreuter wie Hammer schwerlich den nächsten Freund auf den ersten Blick erkannt hätte. Wie er nun eintrat, empfing ihn seine Gemahlin mit den halbgeflüsteren Worten: „Wir haben unerwartet Gäste bekommen, Berliner, die mir dringend empfohlen sind; ich konnte nicht anders, als sie zum Essen hier behalten; sie kamen, da gerade der Tisch gedeckt wurde.“ — Er gab sich einige Mühe, sein Mißbehagen über die unerwartete Störung zu maskiren, und kam freundlich genug auf uns zu. „Herr und Madame Feder aus Berlin!“ sagte Frau von Hammer (Feder heißt der Magister im „schottischen Mantel“).

Das Diner begann ziemlich stumm und kalt. Hammer zeigte kein besonderes Bedürfniß, dem Berliner Herrn Feder, der ihm da so auf die Nase gesetzt worden, große Conversation zu machen. Auch nannte er mich abwechselnd Feder und Feder. Daß die Damen, ihn zurechtweisend, ihr „Feder“ absichtlich betonten, schien ihn, als etwas Utägliches für einen Namensverwechsler von seinem Range, nicht stuzig zu machen. Die Finsterniß nahm zu, die Stockung im Gespräch desgleichen, — der Diener stellte Leuchter mit brennenden Kerzen auf die Tafel. Sogleich entdeckte der Orientalist, daß seine

Nachbarin, Madame Feder, nicht häßlich sei. Er mochte denken, was schiert mich Herr Feder und sein langweiliges Gesicht? Die niedliche Frau kann Nichts dafür, daß ihr Mann sie zu so unpassender Bistenstunde hiehergeführt; — und er fing an, nach seiner rechten Seite hin gesprächig zu werden. Meine arme Julie rang mit Leben und Tod. Sie war, bei all' ihrer sonstigen Charakterfestigkeit, gänzlich unvermögend, in solchen Lagen das Lachen zurückzuhalten, und schon sah ich den Moment herannahen, wo sie losplagen würde. Ich schlug mich also in's Mittel und nahm mit lauter Stimme das Wort, von einem in Breslau lebenden, mir bekannten orientalischen Philologen redend. Hammer hielt inne und horchte auf. Ich sprach weiter. Jetzt fixirte er mich. Dann wieder zu meiner Frau gewendet, unterwarf er ihre Züge einer schärferen Musterung. Und plötzlich rief er fröhlich aus: „Ja so, das sind die Liederspiel-Leute; deshalb kamen mir beide Feder'schen so bekannt vor.“ Und nun dankte er seiner Frau für den lustigen Schwank, und wir waren heiter und guter Dinge. Wie oft ich aber beim Dessert dem verwelkenden Blumenstrauß des Magisters Liebesleid habe vorsingen müssen, weiß ich heute nicht mehr. Hammer wollte das Liedchen durchaus im Gedächtniß behalten. Und so oft ich ihm, während späteren Aufenthaltes in der Kaiserstadt, begegnete, unterließ er fast niemals, mir wie ein fleißiger Schüler die Reimlektion herzusagen. Ja, er machte kein Hehl daraus, daß ich seinetwegen gar keine anderen Verse

sonst fertig zu haben brauchte! — was mich, einen dazumal stets bereiten, fingerfixen Versifer, bedeutend verdroß.

Hier ist die Scene zu Ende. Jetzt kommt das Nachspiel.

Zwanzig Jahre sind vergangen. Ich mache meinen gewöhnlichen Spaziertrab um die Promenade der Hauptstadt Steiermarks und sehe Josef Freiherrn Hammer-Purgstall (denn dieser Zuname war mittlerweile durch Adoption auf ihn gefallen) rüstigen Schrittes daher steigen. „Willkommen in Grätz!“ ruf ich ihm zu, habe jedoch glücklicherweise noch im Sprechen Zeit gewonnen, mein Grätz in sein Graz oder Graß umzugestalten. — Sonst wär' es mir schlimm ergangen, und er hätte sich gewiß nicht so zutraulich in meinen Arm eingehängt, um ein Stück Weges mit mir zu schlendern. Noch nicht fünfzig Schritt hatten wir gemacht, so blieb er stehen und begann das unvermeidliche: Ich klag's euch, ihr Blumen! — Um Alles in der Welt, liebster Herr Hofrath, flehte ich, nur das nicht! — Aber kein Erbarmen! Ich mußte es durchhören. „Und wissen Sie,“ setzte er dann hinzu, „daß ich es auch in's Französische übersetzt habe?“ Oh' ich noch mein Erstaunen äußern konnte, daß er seine kostbare Zeit auf solche Nichtigkeit verschwenden mögen, recitirte er mir seine Uebertragung. Und als ich ihn bis zum Garten der (seitdem nun auch hinübergegangenen, vielbetrauer-ten) Baronin Mandell geleitet, rief er mit noch aus der

Allee, die da zum Wohnhause führt, auf die Straße heraus zu: „Sie sollen die französische Uebersetzung haben!“

Das ist das letzte Mal gewesen, daß ich mit diesem merkwürdigen Manne zusammentraf. Mir wäre im Traume nicht eingefallen, daß er jenes flüchtigen Versprechens bei seiner sprichwörtlich gewordenen Zerstreuung sich erinnern werde. Aber er war kaum wieder in Wien eingetroffen, als ich schon nachstehende Abschrift empfing, die ich hier hinter den deutschen Originaltext stelle.

Ich sag's euch, ihr Blumen, ihr plaudert's nicht aus,
Bewahrt das Geheimniß im duftigen Strauß;
Nur euch sei mein Lieben, mein Leiden vertraut!
Verschweigt es, ihr Blumen, und redet nicht laut.

Doch wenn ihr am Busen der Theuren erglüht,
Dann öffnet die Kelche, dann duftet und blüht,
Dann flüstert hinauf mit bescheidenem Wehn:
Er liebt Dich, er liebt Dich und darf's nicht gestehn!

Und wenn ihr verwelkt eure Köpfe gesenkt,
Ja, wenn sie euch wegwirft und meiner nicht denkt,
Dann findet im Bächlein das wogende Grab
Und nehmt mein Geheimniß nur mit euch hinab.

A vous, o fleurs si discrètes,
Mon secret soit exprimé.
Gardez le sur les tablettes
De ce bouquet parfumé.
C'est à vous que je confie
Mon amour, mon triste cas.
Gardez le, je vous en prie,
Et n'en parlez que fort bas.

Mais seulement quand ardentes
Ecluses sur son beau sein,
En couleurs les plus brillantes
Remplissant votre destin,
Qu'alors mon secret transpire,
(Vos parfums vont le trahir,)
Il t'aime jusqu'au délire,
N'osant pas en convenir.

Quand mourants sur l'herbette
Vous devez subir la loi,
Et qu'elle au loin vous rejette
Et ne pense pas à moi,
Cherchez alors votre tombe
Dans les ondes du ruisseau
Qu'avec vous, hélas! succombe
Mon secret pourtant si beau.

Von Druckfehlern.

Klätgliches Sendschreiben
eines deutschen Schriftstellers an die geehrte
Redaction der „Bohemia.“

Grätz in Steiermark, am 24. Dec. 1852.
Abends 4½ Uhr.

Verehrungswürdige!

Sie wissen, es giebt Menschen, die von ihrer Geburt bis zum Tode an den Scropheln leiden. Andere sind mit Zahnschmerzen gequält; noch Andere mit Hühneraugen, was komisch klingt, aber durchaus nicht komisch ist. Wieder Andere kränkeln an der Brust, oder haben Kopfschmerzen, Migräne; Manche klagen ewig über Durst; Einige haben Schulden! und so weiter bis in's Unendliche. — Was ist das Alles gegen einen Autor, der an Druckfehlern leidet?

Gegen diese Qual kommt keine andere auf, und ihr Uebermaß bringt den Geduldigsten zur Verzweiflung. Wer nun gar gleich mir eingestehen muß, daß seine Handschrift keine Seydelmannische ist — denn Seydelmann schrieb die schönste, reinste, klarste, consequenteste, — wer sich folglich bei vielen Irrthümern des Setzers und Correctors selbst schuldig anklagen muß: o Gott, ein solcher wird endlich so verzagt, daß er schon nicht mehr wagt, seiner Feder freien Lauf zu lassen. In jedem Buchstaben, der ihr entfließt, sieht er einen Gedankenmörder, einen

Todfeind, einen Spötter. Und aus lauter Furcht undeutlich zu schreiben, schreibt er zuletzt gar nicht; er bemüht sich zu malen, und in diesem peinlichen Bemühen, jeden einzelnen Zug deutlich hervortreten zu lassen, kriegt er, was er dann selbst kaum zu lesen vermag, wie viel weniger ein Seher. Ist nun der unglückliche Schriftsteller nebenbei so ungeschickt, mit Stahlfedern gar nicht und mit Gänsefedern nur dann vom Fleck zu kommen, wenn er sie selbst sorgsam zugeschnitten, was wieder bei schwachen Augen und nebelgrauen Herbsttagen neue Schwierigkeiten bietet: so wird die liebe Schriftstellerei zur furchtbarsten Marter, und ein solider Holzhacker scheint beneidenswerth.

In dieser Lage befindet sich Ihr ganz ergebenster Mitarbeiter. Ich bin auf vielfältigen Reisen im heißen Sommer vielfältig von Mücken, Bremsen und anderen peinigen Insecten gequält worden, habe manche Nacht unter tödtlichen Bissen ungeflügelter Blutsauger verseuzt und verwünscht; aber was sind jene Leiden, durch Myriaden kleiner Menschenfeinde veranlaßt, gegen die Bisse und Stiche der unvertilgbaren, immer wieder auflebenden, mit jedem neuen Werke sich neugestaltenden Autorfeinde — der Druckfehler? Ist es, o ewige Gerechtigkeit, nicht genug, daß uns jedes Stündchen sommerlichen Morgenschlafes durch freche Fliegen, jede süße Nacht durch kriechende oder hüpfende Bestien, jeder laue Waldabend durch stechende Mücken, vulgo Gelsen, verdorben wird! Hat der Autor nicht hinreichend zu dulden von gleichgültiger Apathie der Lesewelt, von Grausamkeit der

Kritik, von Zweifeln an sich selbst? Muß es denn auch noch Druckfehler geben? Ja, muß es denn, frag' ich, Literaten geben, welche vorzugsweise davon verfolgt werden, wie es süßblütige, feinhäutige Personen giebt, in deren Epidermis jedes kleine Bieest stacheln will? Manche Druckfehler läßt man sich ja gefallen; man vermag ihren Ursprung zu verfolgen; man gesteht sich ein, daß der Setzer nur ihr Pflegevater, der Corrector nur ihr Curator oder Vormund geworden, nachdem die eigene unsichere Hand ihre leichtflüchtige Erzeugerin gewesen. So hat es mich nur wenig erschüttert, daß vor etlichen Tagen ein Freund in mein Zimmer trat, Nummer 247 der Bohemia in den Fingern haltend und mich angelegentlich fragend, wo der von mir als kindlich bezeichnete Engländer Urganus eigentlich lebe, und was er geschrieben? Ich errieth augenblicklich, daß von meinem „Zur Erinnerung an Raupach“ eingesendeten Aufsatz die Rede sei, und daß meine verwetterte, krähenfüßige Handschrift im Ur-Genius, anstatt ihn gebührend abzuthellen und das e hübsch deutlich zu zeichnen, einen neuen Beinamen für Shakespeare hervorgerufen habe. Dabei konnt' ich mich leicht trösten, weil ich mir sagen durfte: wer die Perioden im Ganzen auffaßt, wird, wenn er selbst Etwas von Shakespeare's historisch - epischen Dramen weiß, augenblicklich wissen, wer mit Herrn Urganus gemeint sei. Und wer Nichts von Shakespeare weiß, für den bleibt es total gleichgültig, was er sich unter jenem Urganus denken mag.

Nachdem mein Besuch mich verlassen, fing ich aber

zu grübeln an. Es war gegen Abend; ich saß im Dunkeln allein, und die Gespenster verschiedenartiger Druckfehler aus meinen zuletzt erschienenen Büchern tanzten, von einer allerliebsten Grippe begünstigt, ihren Wirbelreigen um mich her, mit dünnen, kreischenden Stimmen singend: „Noch mehr! Noch mehr!“

Was konnten sie sonst meinen, als daß in dem nämlichen Aufsage noch mehre ihres Gleichen enthalten seien? Und schlimmere? Viel schlimmere, als Urganus statt Ugenius? Darauf deuteten ihre höhnischen Accente.

Na, nun habe Einer so recht aus dem FF die Grippe und quäle seine fiebernde Phantaste im Halbschlafe mit allen ersinnlichen Druckfehlern!

Berehrte Redaction! Sie haben keine Ahnung, was ich in der auf jene Scene folgenden Nacht für schwarze, Ihrer berühmten Officin entsprungene Lettern in furchtbarer Mischung sah, Wörter bildend, mir zum Troste, die entweder gar nicht existiren, oder doch in ein Journal durchaus nicht gehören. Urganus nahm Fleisch und Blut an; er wurde ein finsterner Zauberer, auf dessen Wink der ganze Satz sich verunstaltete und greulichen Unsinn abdruckte.

Bei dem Erwachen konnte ich nur lächeln über die überschwänglichen Tollheiten, von denen mir einige in der Erinnerung hängen geblieben waren, und von denen ich mir wiederholt sagen durfte: Nein, Gott sei Dank, das ist doch unmöglich; magst Du Dein Lebelang noch so wüthend von Druckfehlern verfolgt werden, — solche,

wie der vergangene Traum Dir gezeigt, bringt die Wirklichkeit nicht zu Stande!

Ja, ich dachte was mir wäre! Triumphire Niemand zu früh!

Die Wirklichkeit ist jetzt da, sie liegt vor mir in fünf Blättern der Bohemia, welche S. mir zur Ansicht gesendet, damit der Verfasser sich am Anblick seines Geschwäzges schwarz auf weiß laße, und siehe, gleich auf der ersten Seite, in der vorletzten Zeile der zweiten Spalte fällt mein Blick auf einen Druckfehler, der alle Ausgebirten des phantastisch-dämonischen Grippetraumes an Kühnheit übertrifft; ja, ich muß demuthvoll bekennen: mein Verhängniß in Allem, was Druckfehler heißt, ist mächtiger, schöpferischer, an Qualen erfinderischer, denn der erfindungsreichste Traum. Die Stelle heißt:

„Raupach reisete nicht nach Düsseldorf, um sich Zimmermann, so wenig wie er nach Speier oder Palmaria reisete, um sich Platen zu versöhnen.“

Nach Speier reisen! . . . Verwünschtes Wort! Welche sagenjämmerliche Reminiscenzen aus der Burschenzeit werden dadurch angeregt. Im ersten Augenblicke begriff ich nicht, wo es herkam? Konnte mich, erschreckt wie ich war, nicht besinnen, was ich denn hatte sagen oder schreiben wollen, und welch' unseltiger Ort es eigentlich sei, woraus des Setzers ironischer Griff die selige Reichsgerichtsstadt ge-, vielmehr ver-bildet haben könnte? Platen hat meines Wissens niemals in Speier gelebt! Erlangen, Anspach, München, dort wär' er zu suchen gewesen, ehe er

nach Italien zog, und als er aus Italien zurückkehrte.
Über Speier

Und ich erinnere mich, daß ich einen Brief des großen Dichters besitze, der meiner Verzweiflung auf die Sprünge helfen könnte. Ich suche nach und finde am Schlusse desselben folgende Bemerkung: „Sie adressiren Isola Palmaria, vicina a Porto Venere, golfo della Spezia!“

Da ist's gelöst, das düstre Räthsel. Spezia hatte ich geschrieben. Und der Sezer hatte richtig gelesen: S—p—e; dann jedoch hat er mein z für ein y genommen, hat es in ein i verwandelt, und aus i—a hat er in eigener Machtvollkommenheit: e—r gemacht.

So ist aus Spezia Speier entstanden.

Gestehen Sie ein, daß ich für meine Rodomontade, mit einem Briefe Platen's gleichsam prahlen zu wollen, hart genug bestraft worden bin! Hart, dennoch gerecht; denn der Brief ist gar nicht an mich gerichtet; und ich darf nicht einmal verrathen, an wen. Ich wollte mich der Lesewelt als Geograph darthun; wollte, nur hingeworfen, andeuten, wie mir sehr wohl bekannt sei, daß man nach Palmaria über Spezia gelangt, und nun hab' ich sämmtlichen Lesern den Weg über Speier vorgeschlagen und stehe vor den kleinsten Schuljungen als Ignorant da. Höhnisch lachend schlagen sie auf ihr geographisches Schulbüchlein und einer ruft dem andern zu: „Speier sucht er in Italien, der alte Esel!“ Ja wohl, der alte Esel, der seinen eigenen Ausruf: i—a nicht einmal deutlich genug hinzumalen verstand, so daß e—r daraus werden konnte!

Dieser Druckfehler, all' jene unzähligen Brüder und Schwestern, mit welchen ich auf langer, dornenvoller Autorlaufbahn gequält worden bin, weit übertreffend, ist ein trauriges Anhängsel für den heutigen Christbaum.

Ich war auch schon so verdrießlich darüber, daß ich, im ersten Unmuth, den Festabend ungefeiert lassen und in geheimnißvollem Halbdunkel mit meinen Druckfehlern allein sitzen wollte. Da dringen meine Enkel ein und fragen ängstlich nach ihren Weihnachtsbäumen. Was wissen die armen Kinder von Druckfehlern? Was können sie dafür? Ahnen sie doch nicht einmal, was ein deutscher Schriftsteller sei! Und noch weniger, daß ihr Großvater zu dieser großen Schaar gerechnet wird, wenn er auch kaum mitzählt.

Also rasch die hundert und aber hundert Wachskerzen hervor! Aus dem Kasten die kleinen, blanken Zinnleuchter heraus, die ich gestern bei meiner Freundin, der steinalten Zinngießer-Frau am „Kapaunen-Platzel,“ einkaufte. Ich hatte im vorigen Jahre der Guten versprochen, heuer wieder bei ihr einzusprechen, wenn wir Beide noch am Leben wären. Gestern hielt ich mein Wort und fand sie wie immer unbeschäftigt in ihrem armseligen Laden; denn ich bin, fürcht' ich, ihr einziger Kunde. Na, Mutter, rief ich ihr zu, noch leben wir, und da bin ich wieder.

Ich lebe wohl, erwiederte sie, aber mein Mann ist gestorben. Es geht uns erbärmlich; sieben Kinder: drei Töchter arm verheirathet, vier Söhne, zwei sind krank, und zwei in der Noth. —

O weh, das sind noch schlimmere Druckfehler, als von Speier nach Palmaria!

Also murre nicht, grauer Buchmacher. Geh' und zünde Deine Kerzen an, und wenn die Kleinen am flimmernden Lichtschein sich ergötzen und über bunte Spielereien jubeln, danke Gott, der Dir vergönnte, mit schwacher Feder zu erwerben, was den schönsten, heiligsten aller Abende schmückt.

Für jeden Druckfehler ein brennendes Lichtlein! So werden sie abgeküßt, die Sünden und Gebrechen Deiner schlechten Handschrift.

Und möge jedem unserer Leser und jeder unserer Leserinnen jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, ein frischer Tannenbaum mit unzähligen Kerzen entgegen duften!

Auch meinem Setzer, auf die Gefahr hin, daß er vom Lichtglanz geblendet, Druckfehler statt Druckfehler als Ueberschrift setze, wie einer seiner Vorgänger in der edlen Schriftsetzkunst es einst wirklich gethan.

Einer verehrten Redaction wünsche ich aber die höchsten, grünsten Bäume, die hellsten Lichter, die fröhlichsten Gaben für Sie und die Bohemia, und verharre als demüthiger Mitarbeiter,

§.

Mama Beer.

Es scheint mir merkwürdig, daß eine der bekanntesten und vielgesungensten Melodien Meyerbeer's auf die Behauptung geht: „Das Gold ist nur eine Chimäre!“ Wenn man freilich unter Chimäre ein fabelhaftes und entsetzliches Ungeheuer versteht, dann ließe sich eine gewisse Beziehung zum Golde leicht herausfinden. Soll das Wort aber ein leeres Hirngespinnst, ein Erzeugniß der Einbildung, ein Nichts bedeuten, — dann, dünkt mich, wäre Maestro Giacomo der Letzte gewesen, der Grund wie Neigung gehabt hätte, seinen eigenen Gesang anzustimmen. Denn unser lieber Meister hatte viel Gold und Goldeswerth. Und ich gönnte es ihm von Herzen, weil ich mich überzeugt habe, daß er es würdig zu verwenden wußte; daß er Gutes übte... vielleicht mehr im Stillen, als mit Ostentation. Ich sah ihn spenden, geben, helfen voll Bereitwilligkeit, und bittend: sein Name möge dabei nicht genannt werden. Das liegt in der Familie. Man ist nicht für Nichts und wieder Nichts der älteste Sohn von Herz Beer, von Amalie Beer. — Ich bin kürzlich auf traurige, mich wenigstens betrübende Weise an jenes verstorbene Ehepaar, an sein gastliches Haus erinnert worden. Es kam mir ein Berliner Schreiben zu, worin es unter Anderem heißt: „Das allbekannteste Haus am Exercierplaze ist zur Turnanstalt für Marine-Cadetten geworden.“ Das Beer'sche Haus im Thiergar-

ten! Welche Welt von Erinnerungen erhebt sich bei diesem Gedanken! Da ging ein und aus, was bei Hofe strahlte, was im Staate waltete, was vom Lehrstuhle unterrichtete, was in Leben, Wissen, Künsten glänzte; Reich und Arm, Vornehm und Gering, Einheimische wie Fremde! Ich betrat die Schwellen dieses in ganz Europa bekannten und mit dankbarer Achtung genannten Hauses zum ersten Male, als ich beim Königsstädter Theater angestellt wurde. Das Königsstädter Theater, neu erbaut, kürzlich gegründet, von einer aus Actionairen erwählten siebenköpfigen Direction geleitet (als deren Secretair ich fungirte), war Vater Beer's Puppe. Dort wirksam, nützlich, dafür eifrig, hieß zugleich bei Herz Beer heimisch, hieß: ein Kind seines Hauses sein. Wenn ich draußen bei ihm getafelt hatte, — denn das war ein süßes onus des Theater-Dichters und Secretairs, der trotz aller Beckerbissen manchmal gern in seinem stillen Stübchen bei Hausmannskost geblieben wäre, — und wenn dann die Theaterstunde schlug, dann litt es den dicken Herrn nicht länger im Thiergarten, mochte der Abend noch so lieblich, mochte die Gesellschaft noch so auserlesen sein. Zur bestimmten Stunde hielt Kutscher Lindner vor dem Eingang-Portale, und hinein ging es in die staubige Stadt. Lindner war ein guter Kutscher, aber ein Piffikus daneben, der es verstand, auf seine Weise sich anzuschmeicheln. In der Königsstraße wußte er es gewöhnlich so geschickt einzurichten, daß er mit anderen Wagen in Conflict gerieth; daß er ein Weilchen still halten mußte. Erholl die Frage heraus: Was giebt's denn,

Vindner? So kam regelmäßig die Antwort zurück: „Ach, Herr Beer, es geht ja nicht vom Flecke; seitdem das „Königstädter“ steht, giebt's hier um die Theaterstunde ein ewiges Gedränge!“ Diese so barsch wie möglich ertheilte Auskunft schmeckte dem Protector des neuen Musentempels angenehmer als die reinste Raffinade aus seiner Zuckersiederei: „Ich muß Ihnen sagen,“ wandte er sich dann lächelnd zu mir, „ich hab' ein großes Vergnügen von der Sache!“

Guter Herz Beer; rebliches, wohlwollendes, oft getäushtes Herz, auch dabei lief manche Täuschung mitunter. Denn es fügte sich wohl an schönen, heißen Sommertagen, daß wir das Theater (d. h. wo Henriette Sontag nicht auf dem Zettel stand) ganz leer fanden, und dann unterlag es keinem Zweifel: Vindner hatte abscheulich gestunkert. Doch darüber vermieden wir jegliche Auseinandersetzung.

Es gehört nicht hierher, wie Vater Beer's plötzlicher Tod eine schon lange im Dunklen arbeitende Kabale gegen die erste Direction zum Ausbruch förderte; wie eine zweite aus der bisherigen Opposition entstand; wie selbige die schöne Anstalt ihrem Untergange zuführte und endlich einem Vorsteher in die Hände spielte, der weder schreiben noch lesen konnte und dennoch mächtige Gönner hatte.

Wir wenden uns nach vorangegangener kurzer Einleitung der Wittwe Amalie Beer zu, mit welcher ich Dich, geehrter Leser, ein Bißchen bekannt machen will. Die Mutter des strebsamen Astronomen Wilhelm, den

Mädler, Karl Ritter, Alexander Humboldt und dergleichen Männer ihren Freund nannten; des jungverstorbenen Michael, dessen poetischer Nachlaß eines edlen Menschen Grabmal schmückt; des toureichen Giacomo (Meyerbeer heißt er von einem Verwandten, der ihn als Erben einsetzte); diese Frau verdient schon um ihrer Söhne willen, daß man von ihr spreche. Und das thu' ich voll Pietät, der hübschen Aeußerung gedenkend, welche ich in einem französischen Buche von Charles Barbara fand: „Die Zurückbleibenden sollen die Geschichte der Vorangegangenen zu schreiben versuchen; das ist in der Ordnung.“

Mama Beer zählte noch einen vierten Sohn, Heinrich mit Namen. Von dem hab' ich nicht viel zu berichten. Es cursirte ein Geschichtchen echt berlinischen Schlag, diesen Heinrich betreffend. Ein Fremder hätte der Mutter Glück gewünscht, daß sie den Gelehrten, den Dichter, den Componisten zu Söhnen habe; nur der Maler fehle ihnen. Dafür ist der Pinsel wenigstens vorhanden, wäre ihre Erwiederung gewesen. Wer die Verstorbene kannte, weiß auch, daß diese Anekdoten erfunden ist. Denn so hart würde die alte Dame von Heinrich, trotz seiner Schwächen, nie geredet haben; und dann war dieser Nichts weniger als ein Pinsel. Ich wage kein Urtheil über ihn. Ich erwähne nur einen Umstand, der viel Gerede und viel Erstaunen erregte. Heinrich liebte zwei Dinge vorzugsweise: das Theater (das lag im Blute) und das Kartenspiel. Nicht etwa, daß er ein Hazardspieler von Profession gewesen wäre! Nein, er

pflegte seine solide, spießbürgerliche, philisterhafte „Partie;“ — mit wem aber pflegte er diese? Wer waren die drei Männer, die gewöhnlich an seinem Spieltisch saßen? Ein Kaufmann Sparkäse, ein Stallmeister Schur — und — und — jetzt kommt der Gegenstand des Erstaunens: — Hegel, der Philosoph.

„Das Sein ist das Nichts, und das Nichts ist das Sein.“

Wie Mutter Amalie ihre Söhne vergötterte, — ich meine die drei erstgenannten, — das geht über alle Beschreibung. Sie labte sich an ihrem Lobe, sie lebte in ihren Bestrebungen, sie verjüngte sich mit ihren Erfolgen. Eine wissenschaftliche Broschüre von Wilhelm, ein Schauspiel von Michael, eine Oper von Giacomo, — darüber ging ihr Nichts! Daß Michael's Tragödien die Bühnenwirkung nicht erlangten, welche wohlgesinnte und warme Freunde ihnen vorher zu verkündigen pflegten, nagte und zehrte wie ein Wurm am Herzen der zärtlichen Mutter. Ja, es hätte sie vielleicht verzehrt, wenn nicht Meyerbeer's Triumphe sie zu rechter Zeit wieder neu zu beleben und zu verjüngen bestimmt gewesen wären. Glücklicher als Vater Beer machte sie dies Alles noch mit und erquickte sich daran, nachdem sie lange genug darauf hatte harren müssen. Denn seine ersten Werke drangen ja nur in einigen Städten Italiens entschieden durch; und wenn auch bei der ersten Auf- führung des Crociato in der Scala die beifallrasenden Mailänder nach ihrer Loge hinauf- jubelnd jauchzten, laut ausrufend: *la madre piange!* wenn auch dieser

Kreuzritter sammt Margarethe von Anjou in Paris Beifall fanden, so war dieß doch immer noch nicht der eigentliche, ersehnte, kolossal-europäische Succesß, dessen Echo dann auch aus der neuen Welt zurückschallt. In Berlin, im rigoristisch-musikalischen, lange gegen Rossini's Zauber verschlossen gebliebenen Berlin; im Gluckischen, Mozartischen, nur bedingungsweise Spontini'schen Berlin; in des Maëstro's Vaterstadt wollte man Nichts von ihm wissen und bespöttelte nur nachträglich seine quasi zu Grabe getragene Emma von Resburg. Mama Beer aber war viel zu sehr Berlinerin, um sich mit solchen Ovationen zufrieden zu stellen, die ihr die welschen Verehrer des Componisten widmeten. Sie wollte den Sohn dort anerkannt hören, wo seine, wo ihre Heimath war. Die reiche Frau hatte alle großen Städte gesehen — sie zog Berlin allen vor. Sie war die echte, richtige, alte, getreue Berlinerin im ehemaligen besten Sinne des Wortes. — Ich weiß nicht, ob es heute noch anwendbar wäre, wie ich es meine? Meyerbeer mit seinem scharfen Verstande sah wohl ein, daß er in Berlin erst dann entschieden durchbringen könne, wenn er anderwärts triumphirt habe; und dieß nicht in irgend einer Stadt Italiens, sondern kurzweg in Paris. Von dort aus mußte er seinen Landsleuten wie ein Fremder, in Lorbeerblätter wohl verpackt, als ausländische Waare zugesandt werden. Da ging es denn auf das tausend und aber tausend Mal seitdem gesungene Prachtstück „Robert der Teufel“ los. Ich habe immer sehr beklagt, daß der

Text zu dieser, von reichen Melodieen strotzenden Oper so unklar und verworren ist. Die Schuld dabei trifft, wie ich glaube, nicht den eminenten Scribe, welcher ja seine unerreichte Meisterschaft im Scenenbau vielfältiger Dichtungen dieser Art hinreichend bewährt hat. Ich glaube die Ursache darin suchen zu müssen, daß Robert le diable (ursprünglich für die komische Oper bestimmt) eine ganz andere Anlage hatte, und späterhin erst, auf des Componisten ausdrückliches Begehren in eine ernste, große Oper umgestaltet werden mußte. Doch dies aus den Fugen rücken hinderte nicht den beispiellosen Erfolg. Ich befand mich bei Mama Beer, als die ersten Nachrichten über die erste pariser Aufführung eintrafen. Telegraphen (d. h. elektrische und dem Publikum zugängliche) gab es damals nicht; nicht einmal Eisenbahnen. Sie kamen auf ganz gewöhnlichem Wege mit der Post an, wie andere Briefe. Auf drei Glückwunsch-Schreiben, unter so vielen an die in Wonne schwimmende Mutter gerichteten, besinne ich mich so deutlich, als ob ich sie gestern gelesen hätte. Das erste war von Alex. Humboldt. Dieser Allerwelts-Mann verstand von Musik nicht das Geringste; ich meine ihm nicht Unrecht zu thun, wenn ich sage, daß er sie haßte. Gleichwohl hatte er's für Pflicht gehalten, der „hochverehrten, würdigen Mutter seines theuren Freundes“ ausführlichen Bericht abzustatten. Die Daten dazu schien er sich nun von Loge zu Loge bei allen Kennern und Freunden der Tonkunst zusammengetragen zu haben. Sein Brief glich einer

Mutter zu solchem Sohne Glück wünschte, hatte etwas so Natürliches, Liebevolles, daß man den Brief nicht ohne Thränen im Auge zu Ende brachte.

Ich wollte aber hier von ganz anderen Dingen reden und bin nur plaudernd und schwaghast vom eigentlichen Kern dieses Erinnerungsblättchens abgekommen. Ich wollte darauf hindeuten, was Amalie Beer, die zweifache Erbin, die reiche Wittwe, die dreimal reiche Frau für die Armen gethan, für die Leidenden und Kranken. Deshalb auch bot ich diesen kleinen Beitrag der Redaktion eines Kalenders an, welcher den Titel „Charitas“ führt; so steht auf dem Titelblatte, so heißt es im Leben und Thun des edlen Freundes, der mit Herz und Geist einem großen, frommen Werke sich opfert, des menschenfreundlichen Gründers und Erhalters jenes musterhaften Kinderhospitals in Prag; des unermüdlchen Arztes und Helfers Prof. Dr. Ebschner*). Charitas war auch das Lösungswort unserer unvergeßlichen Amalie, die bis in's späteste Greisenalter eigentlich nur zwei Freuden, zwei Lebensgenüsse kannte (denn in ihren persönlichen Bedürfnissen blieb sie eben so mäßig wie anspruchlos), deren Dasein sich nur um zwei Ideen drehte: Glück, Anerkennung, Ruhm ihrer Söhne — und Wohlthätigkeit! Was sie gethan mit unerschöpflicher Aufopferung, voll patriotischer Treue, in den Jahren 1813, 14, 15, das künden die Annalen jener Zeit des gewaltigen Aufschwunges. Und wenn ihre Verdienste

*) Siehe den Aufsatz: „Das Kinderspital in Prag.“

voll sanfterer Majestät. Auf dieses Geschenk war die Herrin des Hauses stolz, und sie durfte es sein.

Wir Alle, die wir in engen Verhältnissen vielleicht kümmerlich uns bewegen und durchschlagen, auch wir erfahren es täglich, wie viele Menschen es giebt, die, noch ärmer als wir, in ihrer Noth uns für reich genug halten, von uns Beihilfe zu fordern, zu erwarten.

Mögen wir gern geneigt sein zu geben, zu unterstützen; oft wird es uns denn doch zu arg, und wir fertigen die Bittenden unfreundlich ab. Erwägen wir nun, welch' eine unübersehbare Masse von Ansprüchen nothwendigerweise diejenigen bedroht, die, in einer großen Stadt lebend, mit Recht für reich gehalten werden; deren Freigebigkeit sprüchwörtlich geworden ist; wie die Forderungen, welche Elend, Mangel, Bedürfniß, nicht minder Faulheit, schlaue List, unwürdiger Betrug an sie stellen, mit dem Rufe ihres Reichthums steigen, — da lernen wir begreifen, daß auch die vollste Kasse zu Zeiten nicht mehr genügt, Alle zu befriedigen; daß sogar ein kolossales Vermögen schmelzen müßte vor den hitzigen Angriffen und Belagerungskünsten, welche dagegen gerichtet werden. Von diesen Stößen täglich eingehender, mit Certifikaten jeder möglichen und unmöglichen Gattung ausgestopfter Bittschriften; von der theilweise darin dargelegten Unverschämtheit kann sich doch nur einen Begriff machen, wer oft Zeuge davon gewesen ist. Mich überfiel nicht selten ungeduldiger Zorn, wenn ich sah, wie die arme reiche Frau gequält würde; wie man

ihr buchstäblich kaum Zeit ließ, einen Löffel Suppe zu essen. Denn das ging seinen Weg unausgesetzt, und die Diener dursteten Nichts zurückweisen.

Ein Zug, der mir jetzt eben vor's Gedächtniß tritt, mag Mama Beer bezeichnen; besser als die breiteste Schilderung vermöchte.

Wir hatten uns zu Tische gesetzt. Es war keine größere Gesellschaft zugegen; nur wenige Hausfreunde. Ich befand mich Frau Amalien zur Seite, und sie erzählte mir gerade, daß es ihr heute doch ein wenig zu viel geworden mit Bettelbriefen. Bald muß ich selbst betteln gehen, sagte sie; ich habe mich völlig ausgesäckelt. So kann's nicht bleiben. Es wird ein Etat gemacht werden für diese Ausgaben, und den überschreite ich dann nicht mehr. —

Das scheint mir denn doch höchst unnütz, wendete ich ein; Sie können ja unmöglich „Nein“ sagen, wenn Sie gebeten werden. Was soll der Etat? —

Sie werden sehen, daß ich es ja kann, erwiederte sie; ich habe mir's fest vorgenommen? —

In diesem Augenblicke reichte ihr ein Diener links eine Schüssel, und ein zweiter legte rechts ein dickes Schreiben vor ihr auf den Tisch, dem man viele Schritte weit den mit Attesten gespickten Bettelbrief ansehen konnte. — Was ist das? fuhr sie auf. Wie so unterstehen Sie sich, mir heute noch ein solches Ding zu bringen? Wollen Sie vielleicht das Hundert voll machen? Fort damit! ich will's nicht sehen! —

Der erschrockene Diener trug das Paket auf einen

andern Tisch. Wir fanden den Unwillen der sonst so guten Frau ganz erklärlich, und Jeder befeßigte sich tiefen Schweigens über den Gegenstand.

Die Teller waren noch nicht gewechselt, als Frau Amalie den Diener fragte (doch immer noch in verdrüßlichem Tone): wer hat das abgegeben?

„Ein kränklicher Mann, Madame Beer; er sah so bekümmert aus. Sonst hätt' ich's nicht angenommen; heute schon gewiß nicht.“ —

Fräulein Antoinette von Montalban, die innig ergebene Freundin und Gesellschafterin, lächelte mir über den Tisch zu, als wollte sie sagen: Warte nur, es wird noch besser kommen! Sie kannte ihre Gönnerin.

Es wurde ein andres Gericht präsentirt. Frau Amalie ließ es unberührt vorübergehen. Der Aerger, versicherte sie, habe ihr die Eßlust geraubt. Der betroffene Diener schlug im Bewußtsein, dies verschuldet zu haben, erröthend die Augen nieder. Geben Sie her! rief sie ihn plötzlich an. Er stürzte sich auf die Schüssel, hoffend, der Appetit, den er verschweicht, kehre zurück. Nicht doch, den Brief will ich haben; ich will sehen, was der Mann für eine Hand schreibt! — (Antoinettens Lächeln ging in Lachen über.) Kaum hielt sie das Paket, so riß sie auch das unförmliche Siegel auf, und machte große Löcher in mehrere festgeklebte Papiere. Die Zeugnisse schob sie bei Seite. Den an sie gerichteten Brief gab sie mir, ich sollte ihn vorlesen. Der Mann war ein Handwerker; Kinder, Frau, er, waren krank gewesen; Arbeitszeug und Hausgeräth versezt. Eine bestimmte

angegebene Summe konnte ihn retten, wenn er sie noch im Laufe der nächsten Tage empfing. Das Schreiben war verständig, bescheiden abgefaßt. Einige amtliche Beilagen bestätigten, daß er ein vorwurfsfreier, ordentlicher Bürger sei.

Steht die Adresse im Briefe? fragte unsere Wirthin.

„Gewiß, Madame Beer; schon die Gegend wo er wohnt giebt Zeugniß von seiner Armuth.“ —

Es war am entgegengesetzten Ende der Stadt; schier eine Meile weit. Sie stand auf und kam sehr bald mit einer Handvoll Kassenanweisungen zurück, die sie mit sämmtlichen Zeugnissen in den Umschlag hüllte. Dann winkte sie den hartangelassenen Diener herbei: „Setz gleich tragen Sie das hin, und lassen Sie sich bescheinigen, daß der Mann seine Papiere zurückerhalten hat und sein Geld auch. Gehen Sie rasch, zur Strafe, daß Sie mit mein Mittagessen verdorben!“ —

Raum war er hinaus, so rief sie den andern Diener: Geben Sie mir 'was zu essen! jetzt hab' ich Hunger! —

Aber Ihr Etat, Madame Beer? fragte ich.

Lassen Sie mich ungeschoren mit meinem Etat, antwortete sie; werd ich mich lassen auch noch auslachen? —

Das fiel vor im Jahre 1832.

Als ich im Jahre 1850 durch Berlin reiste, waren Heinrich und Michael längst begraben; Wilhelm kurz vor meiner Ankunft gestorben. Ich fürchtete, die sehr alte Frau durch mein Erscheinen zu erregen, und beschloß, ihr keinen Besuch zu machen, was um so natürlicher war, als ich nur wenige Tage in Berlin verweilte.

Sonnabends war ich eingetroffen. Sonntags speiste ich bei Alexander Dunker's Schwiegereltern, und wie ich nach meinem Hôtel heimkehrte, erblickte ich die Beer'sche Equipage vor dem Hausthor. Frau Amalie saß darin, meiner harrend. Ich mußte einsteigen und mit ihr hinausfahren. Lange saß sie schweigend neben mir. Dann hub sie an: „Cacadu“ — (Dies war mein Spitzname im Beer'schen Familientreise) — „Cacadu, Sie sollen mir eine Grabchrift machen für meinen Sohn Wilhelm. Ich hätte nicht gedacht, daß ich den auch begraben würde. Alle todt! Alle todt! Und ich lebe noch, Cacadu.“

Und Giacomo?

„Gott sei gelobt, ja, der lebt auch noch!“ —

Ich habe sie nicht wieder gesehn. Im Jahre 1854 ist sie altersmüde sanft gestorben. Aber ihr Andenken lebt, und wird leben bei ihren Zeitgenossen. Wäre mir der Auftrag geworden, ihr Grabmal mit einer Inschrift zu versehen, ich hätte Nichts in den Denkstein graben lassen, als:

Charitas.

Ueber unser heutiges Theaterwesen.

(1858.)

Von den geehrten Lesern, denen nachstehender Aufsatz vor Augen kommt, mag mancher sich erinnern, wie einstmals — es ist lange her — Ludwig Tieck aus seinem

wohlbekanntem Lehnstuhl häufig den Ausspruch that: Erst muß das deutsche Theater ganz tief sinken, eh' es sich wieder aufrichten und neu beleben kann. Ein Theil seiner Vorhersagung ist nun eingetroffen. Viel tiefer, sollte man meinen, als es jetzt herabgekommen ist, läßt sich's kaum denken. Dennoch nehmen wir keine Aufrichtung und Erhebung im Allgemeinen wahr. Was hier und da im edleren Sinne geschieht, steht vereinzelt, ohne organische Verbindung mit dem Ganzen, ohne Einfluß auf das Ganze. Die vollständigste Anarchie herrscht in der Bretterwelt. Der Anfang des Endes ist gekommen.

Wer soll, wer kann helfen?

Wenn Jemand, indem er über den Mangel an Talenten für Plastik, Malerei, Composition, Poesie, Klage führt, von der Regierung verlangen wollte, daß sie Rath schaffte, so würde man ihn für verrückt halten; denn die Talente verleiht der liebe Gott allein. Aber darin unterscheidet sich die dramatische Kunst (wenn wir sie so nennen wollen) von den übrigen Künsten, daß sie neben jenen producirenden im besten Falle eine reproducirende bleibt, und daß, was hier noch wichtiger wird, keiner ihrer Jünger berufen ist, allein und selbstständig zu wirken, sondern daß sie vielmehr ja ihren Hauptzweck, ihre Bedeutung erst in gemeinschaftlicher Ausübung Mehrerer und in deren sich unterordnendem entsagendem Gehorsam findet. Wer sich diesem obersten Gesetz theatralischer Darstellung nicht fügt, wird mehr schaden als nützen, und je größer seine Begabung ist, desto schädlicher

wird sein Beispiel sein. Wer jedoch diese Ansicht festhält, alle Kräfte daran setzend in ihr aufgeht, der vermag auch mit geringen Mitteln, bei gutem Willen und angestrenztem Fleiß, ein höchst schätzbares Mitglied der Bühne zu werden, welcher sein Streben gewidmet ist.

Aus diesem Gesichtspunkt allein betrachte ich die Ansichten, die ich hier anzudeuten versuchen will. Auf sie gestützt wage ich auszusprechen, daß unser heutiges Theater nur noch durch entschiedenes Einschreiten der Regierungen — das heißt wenn diese, soweit die Macht der deutschen Bundesstaaten*) reicht, gemeinsam und zugleich handeln! — von seinem gänzlichen Verfall zu retten ist. Ich will ohne Vorrede zur Sache übergehen, und ziehe vor, einzelne Bemerkungen und Erörterungen, welche als Einleitung dienen könnten, in den Verlauf dieses Aufsatzes einzuflechten.

Letzterer zerfällt in drei Abtheilungen, die sich von selbst machen, indem wir fragen: was zu theatralischen Aufführungen gehört? und uns die Antwort ertheilen: 1) Theaterdichter, 2) Darsteller, 3) Publikum.

Theaterdichter habe ich geschrieben; richtiger wär' es gewesen zu sagen: dramatische Schriftsteller, oder noch bezeichnender: Bühnen-Schriftsteller. Denn es kann Einer gar ein lieber, beliebter, bedeutender Dichter, und doch der Bühne von keinem Nutzen sein; und es braucht hinwiederum Einer nichts weiter zu sein als ein Schrift-

*) Das war 1858 in's Leere, Blaue geredet. Vielleicht gestalten sich von 1866 ab die Zustände auch für's Theater besser?

steller von Verstand und Geschick, und kann dem Theater die erspriesslichsten Dienste leisten, ohne doch Poesie im höchsten oder tiefsten Sinne des Wortes zu besitzen. Daß der größere Dichter, wenn er das Wesen des Theaters zu erfassen, sich dessen Ansprüchen zu schmiegen weiß, immer der bessere Bühnenschriftsteller sein wird, versteht sich ja von selbst. Daß aber der hochbegabte Poet, sogar hochbegabt in drastisch-großartiger Auffassung und Bearbeitung seines Stoffes, für's Theater völlig unbedeutend und ohne Einfluß bleiben kann, das lehrt uns leider die Erfahrung. Es ist so, weil dramatisch und theatralisch zweierlei ist. Zwar was theatralisch dauern soll, muß dramatischen Kern haben. Nicht alles aber, was dramatisch-poetisch lebt, wird auf den Brettern lebendig. Ein dramatisches Gedicht als solches wird durch nichts begrenzt, als durch das Gesetz innerer Wahrheit. Auf dem Theater giebt es äußerliche Grenzen, durch Form, Raum, Zeit, ja sogar durch Brauch und Sitte, manchmal durch Mißbräuche und Unsitten gezogen, die sich nicht ungestraft übertreten lassen. Daher der Irrthum so vieler.

Auch ist's nicht möglich, eine Bühne mit sogenannten classischen Stücken zu erhalten. Diese sind unentbehrlich wie alles Große und Schöne auf Erden, soll der Mensch nicht im Irdischen untergehen. Nur machen sie das Mittelgut nicht entbehrlich — weder den Darstellern, noch den Zuhörern. Ein Repertoire ohne Mittelgut wäre eine ununterbrochene Reihe von aufregenden Feiern und Festtagen. Niemand vor und auf der Bühne hielte

dabei aus. Diejenigen, welche mit kritischen Trompetenstößen gegen Schriftsteller zweiten, dritten Ranges eifern, würden die ersten sein, welche wegblieben, wenn man ihnen vier Wochen hinter einander Calderon, Shakespeare, Molière, Schiller und Goethe vorspielte. Wie viel rascher würden sie davonlaufen, wollte man ihnen auch noch in ununterbrochener Reihe dasjenige darbieten, was sie neben jenen, aus verschiedenen oft persönlichen Gründen, jetzt anpreisen, um es zur Darstellung zu empfehlen.

Schon Gutzkow hat es gesagt: „die Menge muß es bringen!“ Wir brauchen neue, mit Geist und Gewandtheit gemachte Theaterstücke. Wie sich die Schauspieler, unserer oben angedeuteten Meinung nach, von andern Künstlern unterscheiden, unterscheiden sich auch die Theater-Schriftsteller und resp. Dichter von allen andern Schriftstellern und Dichtern. Deshalb verzeihen wir nicht bloß den großen Poeten, wenn sie schon erfundene Stoffe, sogar schon dramatisirte Stoffe, für ihre Bretter umschaffen; wir verzeihen auch denen, welche, weit entfernt Shakespeare zu sein, der Gegenwart anpassen, was längst veraltet war — wofern solche Versuche nur gelingen. Daß beliebte Theaterstücke so schnell veralten können, ist eben ein Beweis für das immer vorhandene Bedürfniß neuen oder erneuerten Vorrathes. Nicht die ursprünglich schaffende Produktionskraft origineller Poeten ist zur Befriedigung dieses Bedürfnisses erforderlich. Ginge es ohne diese nicht, wo bliebe das Repertoire eines ganzen langen Jahres? Große Gedichte

zu schaffen, läßt sich nicht erlernen. Gute, annehmbare Dramen zu schreiben, kann erlernt, soll erlernt werden; mögen sie nun fesselnden Erzählungen nachgebildet, mögen sie scharfsinnig erfunden, mögen sie zeitgemäße Umänderungen schon aus der Mode gekommener älterer Schauspiele sein. Ich gebrauche absichtlich den Ausdruck „aus der Mode gekommen,“ weil ich damit bezeichnen will, daß ein solchermaßen veraltetes Stück trotz des besten Kerns nutzlos wird, sobald es der Gegenwart und ihren conventionellen Formen nicht mehr zusagt. Was mit tiefeingehender Wahrheit, Zeit und Sitten schildernd, sich an einen historischen Hintergrund anlehnend, von sicherer Meisterhand geformt wurde, das kann freilich nicht so leicht veralten. „Minna von Barnhelm“ wird jung und frisch sein, so lange es Menschen im Parterre giebt, die wissen, wen Tellheim meint, wenn er von seinem König redet. Aber dazu gehört ein Lessing, der zwar selbst von sich und seinen dramatischen Arbeiten voll heiliger Bescheidenheit wie von den Versuchen eines nicht zur Poesie Berufenen spricht, der darum nicht weniger Lessing, das heißt einer der größten und edelsten Geister der Welt ist. Die Lessinge sind selten, und Lustspiele wie Minna gleichfalls. Nun kann es Schau- und Lustspiele geben, die so weit unter den seinigen stehen, als z. B. weiland Rautenstrauch unter ihm, und können deshalb doch recht niedliche, spielbare, wirksame Stücke — gewesen sein. Ich nannte Rautenstrauch. Bleiben wir, um ein Beispiel zu wählen, bei dessen „Jurist und Bauer“ stehen. Die anerkanntesten Schauspielerinnen

im naiven Fache haben als „Kosinen“ geglänzt. Rosine ist (wie Ifflands Margarethe in ihrer Gattung) in der ihrigen die Urmutter aller Bauernsoubretten. Noch vor vierzig, dreißig Jahren haben die Renner, Haizinger, Lindner, Anschütz, Rogée, Bauer u. s. w. nirgends gespielt, wo sie nicht mit den treuherzig gesprochenen Worten: „Mein Vater sagt, vor den Advokaten wäre man sogar des Hemdes nicht sicher? Na, den wollt' ich doch sehen, der mir das Hemd vom Leib abstritte!“ Beifallstürme erregt. Im Jahre 1845 versuchte die jetzt in St. Petersburg angestellte Pollert es in Breslau, für dessen Liebling sie mit Recht galt, mit dieser Rolle, und nur die Rücksicht für ihre Persönlichkeit verhinderte den Ausbruch unwilliger Opposition. Es war mir lehrreich, beim Nachhausegehen die härtesten Urtheile über ein harmloses Stück zu vernehmen, welches die Ältern dieser Beurtheiler doch so oft erfreut, in welchem Ludwig Devrient, Schmalka und andere, die den Rechenmeister Gröbler zu ihren lustigsten Rollen zählten, doch so gern mitgespielt hatten. Ich fragte mich: woran liegt das? Sind die jungen Tonangeber sittlich und künstlerisch um so viel wählgiger geworden? O Gott nein; jauchzten sie doch gestern dem Vicomte von Létorières zu, und werden morgen einer noch unzüchtigeren Komödie zujauchzen. Es ist nur, weil der ehrliche Kautenstrauch in einem Rock vor ihnen erscheint, wie man ihn jetzt nicht mehr trägt. Auf der Bühne thut das Kleid sehr viel; der Zuschnitt des Kleides fast noch mehr, als das Zeug, welches dazu verwendet wurde. Das ist nun

einmal so. Das Publikum läßt sich nicht ändern. Es läßt sich verblüffen, zum Besten haben, täuschen, betrügen, dies alles in seinen wichtigsten Rechten und Ansprüchen. Dagegen was gewisse, oft nichtige, formelle Dinge betrifft, verharret es in eigenstinnigem Troß; da läßt es sich nicht ändern. Deshalb ändere man jene älteren Stücke, und schneide die neuen so zu, daß sie angenehm in's Auge fallen. Wer das trifft, erwirbt Gelegenheit, gar manchen tüchtigen Gedanken, gar manchen treffenden Tadel einschwärzen zu können, der kaum durchgehen würde, erschiene er nicht in ansprechender Hülle. Ich gebe es zu: es ist dabei etwas vom Handwerk der edlen Schneiderei. Und wie diese fleißig und mühsam erlernt werden will, ist auch dasjenige recht fleißig und mühsam zu erlernen, was an der Theaterschriftstellerei Handwerk ist. Wir haben nun einmal keine altenglische Bühne mehr. Unsere Zuschauer begnügen sich nun einmal nicht mehr mit einem Teppich und einer papiernen Inschrift, vermöge deren sich Julia's Balcon in die Bastion einer belagerten Festung, oder Portia's Brautschaugemach in eine Gasse Benedigs verwandelt. Unsere Scene begehrt wirkliche scenische Verwandlungen. Diese stören, zerreißen, hemmen. Deshalb genügt es nicht mehr, daß ein Stoff dramatisch en gros behandelt wird, er muß auch en détail theatralisch zugeschnitten sein. Und wenn der unsterbliche William heute für Wien oder Berlin schriebe, ja sogar für das heutige London, würde auch er anders „zuschneiden“ müssen. Man liest so oft die verächtlichsten Bemerkungen über dieses handwerksmäßige Zuschneiden, als ob es

eine geringfügige Nebensache wäre. Nun, woher kommt es denn, daß die Meisten, welche sich bloß an die Hauptsache, an die Poesie halten, mit und an verfehlter Nebensache scheitern? Doch nicht etwa daher, weil sie dieselbe ernstlich verachten? Gewiß nicht, denn sie wünschen ja Nichts sehnlicher als Erfolg. Nur daher, weil sie sich nicht die Mühe gaben, erst Handwerker von Profession zu werden, ehe sie als Bühnendichter vor die Masse traten.

Damit sich nun aber Leute von Verstand, Geschick, Bildung, Fähigkeit entschließen, ihre Zeit und, was noch mehr sagen will, ihre bürgerliche Stellung (die der für's Theater arbeitende Schriftsteller, gegenüber dem Recensententhum, wie es jetzt waltet, stets gefährdet) — jene zu opfern, diese zu beunruhigen, muß ihnen geboten werden, was reichlich entschädigt, was die Mühe lohnt, was mehr einbringt als einige magere Honorare und hie und da einige Tantiemen, über deren Genuß, wenn er nicht gänzlich verkümmert wird, noch tausenderlei Klauseln und Bedingungen schweben. Wer daran gehen soll, seine anderweitige schriftstellerische Thätigkeit zu vernachlässigen und sich mit allem Eifer dem Theater zu widmen, der will denn auch, neben allen Gefahren, die ihm drohen, die Aussicht haben, für seine Zukunft nicht leeres Stroh zu dreschen. Es werden sich schon geistreiche Schriftsteller finden, dem deutschen Theater sein tägliches Brot zu liefern, so gut als sie sich in Frankreich fanden, wenn sie nur so bezahlt werden wie dort; wenn ihnen ihre Autor-

rechte so garantirt werden. Es giebt nichts Einfacheres als nachstehende Bestimmungen:

Von jeder öffentlichen Aufführung innerhalb der deutschen Staaten erhebt die locale Behörde eine Bruttoabgabe mit Zehn vom Hundert. Dafür ist die Direction des Theaters ein für alle Mal jeglicher andern Steuern überhoben und mit der Obrigkeit sowohl, als mit den Autoren völlig abgefunden. Die eine Hälfte dieser zehn Procente gehört der Regierung, der städtischen Administration, was weiß ich? Die andere fließt mit fünf Procent in die Vereinskasse deutscher Bühnenschriftsteller, welche in irgend einer Stadt mitten in Deutschland, nehmen wir Dresden an, unter Controle der obersten Behörde, so wie einiger Autoren, durch Regenten und Staaten sanctionirt, niedergesetzt ist. Die wenigen Beamten dieser Vereins-Kasse werden aus ihr selbst besoldet; dafür könnte allerhöchstens ein Procent von den fünfzehn darauf gehen. Folglich blieben den Autoren von jeder öffentlichen Darstellung ihrer Arbeiten, mögen es Originale, Uebersetzungen*), Umgestaltungen, Nachbildungen sein — (ästhetische Unterschiede sind hier nicht anwendbar, wosfern nur ihr Autorname auf dem Zettel genannt ist!) — vier Procente der Bruttoeinnahme, bestehe dieselbe aus Tausend oder aus Zehn Thalern. Man

*) Gute, verständige, praktisch brauchbare Uebersetzungen sind zugleich Bearbeitungen, und oft recht schwierige; geben mehr zu thun als flüchtige Originale; sollen deshalb honorirt werden — wenn auch nicht mit Lorbeeren.

bedenke, was dies ausmacht! Wer nur drei Repertoirestücke, die den Abend füllen und sich halten, aufgebracht hat, kann von dem Jahresertrag schon existiren, ohne daß Theaterdirectionen zur Großmuth aufgerufen, oder an ihre Schuldigkeit erinnert werden müssen. Wer fort-dauernd thätig bleibt, so lange seine geistigen Kräfte es gestatten, braucht eben nicht allzu fruchtbar zu sein, um sich ein kleines Vermögen zu erwerben. Und den Wittwen und Waisen kommt die Einnahme noch zehn Jahre nach seinem Tode zu gute.

Diejenigen Dichter, welche es verschmähen, sich den Bedürfnissen und Ansprüchen des Coulistenzwanges fügen zu lernen; deren Genius zu gewaltig ist (oder zu sein glaubt), um sich durch scenische Verpflichtungen binden und darin gängeln zu lassen, diese werden freilich wie bisher nur für die Lesewelt Dramen schreiben. Von denen dürfte die reale Bühne so oder so nur in seltenen Ausnahmefällen Vortheil ziehen. Es wird aber auch an solchen nicht mangeln, welche, von mißverständener Nachahmung Shakespeare's frei, zu dramatischer Concentration geneigt, die theatralische Nothwendigkeit mit ihren hochpoetischen persönlichen Anforderungen möglichst in Verbindung bringen, und äußerliche Formen betreffend bei jenen in die Schule gehen werden, auf die sie vorher wie auf geringe Tagelöhner herabsahen. Vorzüglich werden sie sich bemühen müssen zu erlernen, nicht was sie hinschreiben, sondern was sie weglassen, was sie von ihrem Reichthum unterschlagen sollen. Die meisten Sectionen dieser Art sind negative.

Solche Poeten können dann viel thun zur Veredlung der deutschen Bühne, zur Erhebung des Publikums, wenn sie nur erst die Güte haben wollen, sich so weit herabzulassen, daß sie selbst festen Fuß gewinnen, und auf dem Brettgerüste sicher stehen. Man muß die Leute haben, halten, bevor man sie mit sich empor zieht; und wer als Verkündiger des Erhabenen sich Hörer gewinnen will, muß sie erst vertraulich machen, muß ihre Bräuche annehmen, muß unter ihnen wandeln, muß ihre Sprache mit ihnen reden, sonst fliehen sie ihn, anstatt ihn zu bewundern.

Ich wiederhol' es: Damit Dichter sich entschließen, das Bühnenhandwerk zu erlernen; damit geistreiche Schriftsteller in gleicher Absicht sich entschließen, ihre Feuilletons, ihre Correspondenzenartikel, ihre politisirenden Memoiren und dergleichen theatralischen Versuchen nachzusetzen; damit überhaupt recht viele fähige Menschen Hand anlegen, unsere Repertoirs zu bereichern (nicht unsere Bücherschränke), ist es nothwendig, sie durch die Aussicht auf dauernde pecuniäre Erfolge anzulocken; das klingt entseßlich prosaisch, bleibt jedoch bei den materialistischen Ansprüchen der Jetztzeit nicht minder wahr.

Wem ein Gedicht im vollen Busen keimt und knospt, der wartet nicht auf den Antrag reicher Honorare, um es erblühen zu lassen. Wer aber ein Handwerk erlernen soll, der will im voraus überschlagen, was er als Meister desselben erwerben kann und wird. Sichert den Theaterschriftstellern Deutschlands ihre Zukunft — und die Zukunft wird viele deutsche Theaterschriftsteller aufweisen.

Die wenigsten davon werden eine Generation ausdauern, das gesteh' ich zu; doch „die Gegenwart von einem braven Knaben ist, dächt' ich, immer auch schon was!“

Welchen vortheilhaften Einfluß solch ein frisch erwachendes Bestreben, solch ein Sichzuwenden reger geistiger Kräfte auf die Theaterwelt haben, in welchem günstiges Verhältniß diese namentlich dadurch mit vielen ihrer jetzigen literarischen Gegner treten dürfte, — das brauch' ich einsichtigen Lesern wohl nicht auszumalen. Der hohe Bundes-Tag *) kann diesen günstigen Zustand herbeiführen, wenn alle seine Theilnehmer wollen, wenn keiner an der Möglichkeit der Ausführung zweifeln will! Wie lange ist es denn her, daß es noch kein Autorrecht gab den Bühnen gegenüber? Bestohlene Autoren wurden vor dreißig Jahren amtlich befragt, ob unberechtigte Manuscripthändler ihnen das Papier, worauf ein heimlich verkaufte Stück geschrieben stand, entwendet hätten? Und wenn sie zugeben mußten, daß dies nicht geschehen, sondern nur eine bei Nacht und Nebel gewonnene Copie verkauft worden sei, so war Nichts zu machen, weil das Recht geistigen Eigenthums noch nicht genügend anerkannt und festgestellt war. Gott sei Dank, das ist jetzt geschehen, es ist begründet. Weßhalb sollte nicht eben so leicht geschehen können, was nur eine natürliche, folgerechte Consequenz davon ist?

Das deutsche Theater leidet daran, daß es nicht (wie Frankreich) eine einzige tonangebende Hauptstadt besitzt.

*) Der Bundestag? Gute Nacht! Ann. d. Setzers. 1866.

Es kann gerade daraus große Vortheile ziehen, wenn die Vertreter deutscher Bundesstaaten sich die kleine Mühe geben wollen, Nachtheile in Vortheile zu verwandeln. Ein Stück, welches in Paris durchfiel, ist verloren für ganz Frankreich, vielleicht oftmals nur durch Cabalen, durch momentane Stimmungen. Der deutsche Autor kann in Wien oder Dresden Ertrag erleben für allzu harte Beurtheilung, die ihm in Berlin oder Hamburg zu Theil wurde, und umgekehrt. Das wog für ihn schon längst manche aus staatlicher Absonderung erwachsene Mängel auf, die aber augenblicklich ganz verschwinden, sobald man höheren Ortes dem vernachlässigten Bühnenwesen endlich einmal diejenige Aufmerksamkeit gönnen will, welche es doch verdient; mindestens deshalb verdient, weil es vielleicht dadurch gehoben werden kann.

Geben wir uns denn einmal der sanguinischen Hoffnung hin, es gelinge, Zuwachs an neuen leidlichen Komödien zu gewinnen — wie sieht es jetzt mit denen aus, welche dieselben darstellen sollen, mit den Schauspielern?

Die Eisenbahnen, deren Segen hoch gepriesen wird, haben der deutschen Bühne keinen Segen gebracht. Durch sie ist das Hinundherziehen so sehr erleichtert, die weitesten Entfernungen sind in kurze Tagereisen zusammengeschmolzen, berühmte Schauspieler sind zu Touristen, alle auf eigenen Erwerb angewiesenen Theaterunternehmungen zu Gasthäusern, ihre stabilen Mitglieder zu Kellnern und Kellnerinnen geworden, welche die stolzen Fremden bedienen und ihnen Kränze auf die Köpfe stülpen müssen. Daß dadurch das letzte Restchen von

Ensemble auseinandergerissen wird, sieht Jeder ein, der Etwas von der Sache versteht. Und auch die leiseste Spur des Anspruchs, den etwa das Publikum noch auf Zusammenspiel hätte machen wollen, verschwindet vor gedankenloser Bewunderung einseitigen Virtuositenthums, über welches man mit vollem Recht Klage führt; wobei aber zu erwägen, daß jene Klagen nicht die Virtuosen (denn diese sind auch im vollen Recht, wie Alle, welche Pfeifen schneiden, so lange sie im Rohr sitzen!), sondern den Zustand des Theaters treffen. Die tyrannischen Solospieler könnten unmöglich ein sonst sprödes Publikum anlocken, wenn im letzteren noch ausgebildeter Sinn für die Seele dramatischer Kunst, für harmonisches Ineinanderwirken lebte. Nur die gänzliche Versunkenheit der Bühne und des Parterres — von den Logen schweigt man ohnedies am liebsten — giebt den flachen Boden für isolirte Künste und Kunststücke. Beide, Bühne und Publikum, sind miteinander, durcheinander gesunken, sinken täglich tiefer, und ziehen in ihren Verfall nach und nach sogar diejenigen Kunstanstalten mit hinab, die bisher als höchstes Muster und Beispiel hervorgeragt. Auch ein geistvoller, energischer, unermüdlich fleißiger und, was viel sagen will, praktisch-tüchtiger Director empfindet, sobald es darauf ankommt Lücken auszufüllen, welche Alter und Tod machten, den allgemeinen Mangel an genügendem Zuwachs, und muß laviren, experimentiren, tergiversiren. Von jeher haben sich die großen Bühnen aus den mittlern, die mittlern aus den kleinern ergänzt. Das Genie (oft nichts weiter als Talent mit seltenem

Glück vereinigt) gestattet eben so seltene Ausnahmen; sonst soll das Talent sich emporarbeiten, von Stufe zu Stufe steigen. So war es. So hätte es bleiben müssen! „Das ist das ewige Gesetz der Welt.“ Wenn nun aber die untern Stufen so niedrig angebracht sind, daß sie tief im Schmutz stecken . . ?

Ich will mich so kurz wie möglich darüber aussprechen. Wo Gewerbefreiheit herrscht, hört denn doch die Verpflichtung verwaltender Behörden nicht auf, in irgendeiner Art jene fürsorgende Obhut zu übernehmen, welche sonst durch Zunftzwang ausgeübt wurde. Irgend eine Beschränkung muß sich ermitteln lassen, sollen bei allzu ausgebreiteter Concurrenz die Kunden nicht vernachlässigt werden, die Concurrenten nicht haufenweise zu Grunde gehen. Bei Barbieren, Victualienhändlern, Schneidern, Schustern u. s. w. mag solche Beschränkung ihre großen Schwierigkeiten haben, erscheint aber auch nicht besonders wichtig; denn am Ende hängt es doch von einem Jeden ab, seine Kleider bei Puschern zu bestellen und sich das Rinn schinden zu lassen oder nicht. Und wenn schlechte Arbeiter sich ruiniren wollen, so hat höchstens die Armenverwaltung drein zu reden, der sie später zur Last fallen. Anders jedoch steht es mit den Concessionen für Theatertruppen; diese dürften in die Gewerbefreiheit nicht mit eingeschlossen sein, wozu es jetzt fast den Anschein hat.

Bei allzu großem Andrang von Studirenden sind wohl zur Abschreckung die Examina (wie z. B. die juri-

stischen) bedeutend erschwert worden, um durch vermehrte Schwierigkeiten den Andrang zu verhindern.

Wer schreckt (was doch weit nöthiger wäre) die jungen Leute ab, die sich zum Theater drängen? Niemand! Im Gegentheil: man ermuntert sie zu diesem leichtsinnigen Schritte, indem man, noch leichtsinniger als sie, die Bewilligungen an reisende Truppen mit vollen Händen austreut. Gelegenheit macht Diebe. Reisende Banden machen auch Diebe, die unserm Herrgott die Zeit und unserm Theater die Würde stehlen. Tene Tausende, welche als erbärmliche Pjuschler Deutschlands Gauen unsicher machen, wären ohne dergleichen planlos erteilte Concessionen etwas Anderes geworden; wären bei „ihrem Leisten“ geblieben, hätten weder Anreiz noch Gelegenheit gefunden „drunter zu gehen!“ Je mehrere solcher Truppen vorhanden, je größer die Zahl der unberufenen Gesellen, welche sich, ohne jemals Lehrlinge gewesen zu sein, von Zufälligkeiten begünstigt vor- und hier oder dort eindrängen — desto mächtiger die schädliche Rückwirkung auf größere Bühnen! desto unharmonischer, nachlässiger, roher das ganze Treiben! Ist es dann ein Wunder, wenn über solchem kunstlosen Jammer auch eine dürftige, durch schlechte Effekte bestehende Virtuosität als Meisterschaft glänzt und blendet? Wer auf einer geordneten, geistig geleiteten Bühne sich als Gast ehrenvoll behaupten will, der muß sich ihrem Gange fügen, anschließen, sonst steht er vereinzelt da, und man merkt es zu seinem Nachtheil. Wenn Iffland auf Provinz-

theatern gastirte, so nahm er auch bei Solopassagen seiner Hauptrolle gebührende Rücksicht auf das Orchester, welches ihn in Nebenrollen secundirte; er hütete sich sorgfältig, störend einzugreifen, wo er gutes Ensemble fand. Und er fand es überall. Denn die Provinzbühnen waren viel, viel besser als jetzt. Einfach deshalb meist, weil das Material, woraus sie sich bildeten und ergänzten, viel besser, viel bildsamer war. Damals wie jetzt lieferten reisende Truppen ihr Contingent an stehende Provinzbühnen. Aber bei jenen reisenden Truppen hatten jüngere Mitglieder schon Etwas gelernt; hatten schon eine, wenn auch mangelhafte, dennoch meist strenge Schule durchgemacht. Eine Wanderbühne war nicht, wie heutzutage, lediglich auf kleine Nester angewiesen. Sie mußte Mittelstädten, die jetzt stehende, sogenannte „Stadttheater“ besitzen, an denen der prunkvolle Titel das wichtigste ist, genügen können. Auch gab es sehr wenige solcher Truppen. Man war vorsichtig bei Ertheilung von Erlaubnissen. Ich kenne eine Provinz, die damals drei concessionirte Gesellschaften zählte, und welcher jetzt an dreißigen nicht viel fehlen dürfte. Da rennen denn faule Jungen und lustige Mädel ihren Herren und Verwandten fort und — sind, werden Schauspieler! Und aus diesem „confluxus canailorum“ rekrutirt sich in raschen Uebergängen das deutsche Theater. Was von diesem Völkchen etwa ein Bißchen Talent hatte, ist im verworrenen Gefühl ohne gutes Beispiel, ohne ernste Zucht, der unseligen Richtung einzelner Spielerei zugewendet, feck geworden; kommt

eine passende Gestalt dazu, so ist der Künstler fertig. Damit begnügen sich Intendanten und Zuschauer. Sie müssen wohl, weil sie nichts Besseres zur Auswahl haben. Aber mit den geringeren Ansprüchen, mit den täglich mehr erschlaffenden Forderungen erschlafft auch natürlicher Weise das Pflichtgefühl. Es ist so weit gediehen, daß ein alter Theaterfreund, verirrt er sich in's Schauspielhaus, mit bangem Erstaunen lauscht, ob denn nicht endlich einmal die um ihn her Stehenden unwillig ausbrechen und ihre Unzufriedenheit kundgeben werden? Doch er lauscht vergebens. Die unordentlichsten, läderlichsten Aufführungen scheinen Allen in der Ordnung, und ihm bleibt nichts übrig, als kopfschüttelnd seiner Wege zu gehen.

Ehe nicht die Quantität des Theatergesindels sich um drei Vierteltheile vermindert, ist auf keine Purification des vierten Vierteltheiles zu hoffen. Nur ein Gewaltakt kann retten! Nur die Vernichtung eben so vieler Truppen im Verhältniß von vier zu eins! Nur die Aufhebung stehender Bühnen in allen Städten, die weniger als 50,000 Einwohner haben. Nur die daraus hervorgehende Sicherstellung und bessere Existenz der wenigen geduldeten, reisenden Gesellschaften.

Nur die daran sich knüpfende Belebung wirklicher Freude am seltneren Genuße des Schauspiels, die jetzt einer traurig versumpfenden Uebersättigung gewichen ist! Man muß erst wieder fragen hören: „Werden wir nicht bald einmal Theater hier haben?“ Statt daß man jetzt gähnen hört: „Ich gehe in's Theater; es ist zwar schlecht,

doch will der Abend todtgeschlagen sein!" Dieses Todtschlagen ist der Tod des Theaters.

Wenn sich nun, woran ich nicht zweifle, Stimmen erheben gegen diese meine Theorie von reisenden Truppen, so antworte ich: Ihr bedenkt nicht, daß eure jetzigen „stehenden Bühnen“ auch nichts Anderes sind. Denn läuft nicht ihr Personal nach Beendigung der Saison alljährlich auseinander? Muß es nicht alljährlich im Herbst erst wieder zusammengetrommelt werden? Kann bei solcher, dem Zufall anheimgestellter Vereinigung auch nur an Ensemble gedacht werden? Eure „stehenden Bühnen,“ wie ihr sie nennt, weisen alle Uebelstände reisender Truppen auf, ohne einen ihrer Vorzüge darzubieten. Meine reisenden aber, die euch im Sommer verlassen, um kleinere Orte zu erfreuen, kehren im Herbst als ein ungetrenntes, geschlossenes Ganzes zu euch zurück; können euch durch Darstellung neuer Stücke ergötzen, die sie mittlerweile fleißig einübten. Wer das nicht einseht, muß vom Wesen des Theaters gar keinen Begriff haben.

Dadurch würden auch die Ansprüche gebildeter Hörer wiederum Recht und Muth gewinnen sich zu steigern. Die verderbliche Nachsicht, die Indolenz, welche sich jetzt einer halb barsüßigen Bande erbarmt, würde begründeten und berechtigteten Anforderungen weichen: Menschendarsteller wenigstens wie Menschen reden zu hören. Die kleinen Landstädtchen würden dann zwar selten und nur ausnahmsweise von reisenden Gesellschaften berührt, das Theater vielleicht Jahrelang entbehren müssen. Das wäre, im Vergleich mit der Gegenwart, für ihre

künstlerischen Anschauungen kein Unglück, für die Klasse geprellter Wirths ein Glück, für die Schul- und andere Jugend ein wahrer Segen.

Nicht von oben kann die Reform beginnen. Es kann von oben nur Sorge getragen werden, daß sie von unten anfange. Grund und Boden ist zu säubern bevor etwas Gutes erwachsen und gedeihen soll. Theater-
schulen ohne Praxis haben sich stets unpraktisch, d. h. nutzlos erwiesen. Gute, ordentlich geführte Wanderbühnen sind die wahren, lebendigen Theaterschulen, weil sie zugleich Lebensschulen sind. Ihre Resultate reichen bei uns von Schröder und Eckhof über Ludwig Devrient bis Seydelmann, zwischen und neben denen ein langes Verzeichniß minder berühmter, nicht minder verdienstreicher Namen zu füllen wäre. Hoch hervorragende Künstler, große Meister braucht das deutsche Theater nicht unumgänglich nöthig zu seiner Wiedergeburt. Schön, wenn der Himmel sie sendet — leider thut er es selten ohne Gefahr für's Ganze. Was wir brauchen, was wir haben müssen, soll es nach Ablauf eines Vierteljahrhunderts überhaupt noch Etwas wie ein deutsches Theater geben, das sind geschulte, fleißig eingeübte, im Ganzen aufgehende, ihm redlich dienende Schauspieler, die ihr Handwerk im edleren Sinne des Wortes verstehen. Und diese gewinnen wir nur aus anständigen, geregelten Wandertruppen, aus den zünftigen Schulen für's Handwerk.

Auch diese Angelegenheit, mit jener der Autoren zugleich, kann nur geordnet werden, wenn die Staats-

verwaltung sie ihrer Aufmerksamkeit würdigt, und sie im Großen, Allgemeinen pflegt. Ist sie dieser Pflege nicht werth? —

Nun endlich das Publikum!

Wer ist das Publikum? Beaumarchais' beleidigende Frage: *Combien faut il de sots pour faire un publique?* hat viel Wahres. Hübscher und humaner drückte einmal Grillparzer es aus, als er sagte: „Es ist doch curios: wenn man mit den Einzelnen spricht, hört man selten was Gescheidtes über's Theater, sowie aber Tausend beisammen sind, haben sie Verstand!“ Man kann das *vox populi*, man kann die Berechtigung der öffentlichen Meinung nicht naiver, nicht liebenswürdiger bezeichnen. Aber unser deutsches Theaterpublikum muß erst wieder Gelegenheit finden streng zu sein. Es muß erst wieder begreifen lernen, worin die nächstliegenden Pflichten des Schauspielers bestehen, ehe es sich entschließt, diejenigen von den Brettern zu jagen, die ihre Schuldigkeit verabsäumen. Es muß erst wieder in den Besitz jener Rechte gelangen, welche Schlandrian und Gemeinheit ihm nach und nach entwunden haben, damit es den faulen Schauspieler, den Helden der Kaffee- und Bierhäuser, den eiteln Müßiggänger entweder durch unerbittliche Härte zu seiner Pflicht zurücktreibe, oder ihn zwingen den Platz zu räumen. In der Macht des Zuhörers liegt es, sich sein Recht zu verschaffen. Er sei dankbar für Fleiß und Eifer, nachsichtig gegen bescheidenes, schüchternes Streben, aufmerksam auf Nachlässigkeiten, schonungslos bei nichtswürdiger, frecher Anmaßung.

Dann wird er schon einen wichtigen Theil der Reform befördern und ausüben helfen! Denn mit den kleinsten, mäßigsten Talenten kann bei einsichtiger Leitung und fleißigem Willen Uer ein Zusammenspiel erreicht werden, welches auch dem eigensinnigsten Kenner angenehme Abende bereitet. Das zeigt uns jede französische Truppe, die, oft aus elenden Schauspielern zusammengewürfelt, in dieser Beziehung manches theuer bezahlte Personal großer deutscher Bühnen überbietet. Bloss deshalb, weil diese Leute gewöhnt sind, vor ihrem Parterre zu zittern, weil sie wissen, sie werden erbarmungslos ausgepiffen (wie ich in ähnlichem Fall den Liebling der Pariser, Potier, auspfeifen hörte), sobald sie sich nur einige Mal versprechen. Wie dann eine französische Truppe in Deutschland stabil wird, läßt sie nach. Das böse Beispiel corrupirt sie. Die Berliner Gesellschaft des Herrn Delcour gerieth binnen wenigen Jahren auf deutsche Sprünge, und das Ensemble wurde schwächer.

Daß auch mit deutschen Schauspielern dritten und vierten Ranges derlei Gesamtwirkungen bei redlichem Wollen bald zu erreichen, daß die Zuhörer dadurch zu gewinnen, für ein feineres Urtheil zu erziehen sind, ist dem Verfasser dieses Aufsatzes aus Erfahrung bekannt. Fest gelernte, fleißig eingeübte, rund zusammengehende Darstellungen bilden ein sinniges, aufmerksames, gerechtes Publikum heran; dieses fördert wechselwirkend dramatisches Leben und haucht ihm Seele ein: — Das Zusammenspiel. Eines besteht nicht ohne das andere. Wer hielte es nicht unter seiner Würde, jene Strolche auszu-

pfaffen, die jetzt in deutschen Landen von Ort zu Ort zigeunern? Lieber schenkt man ihnen ein Almosen. Erst schafft uns anständige Truppen, dann wollen wir mit ihnen rechten. Anständige Truppen aber können nur bestehen, nachdem die unanständigen beseitigt sind. Sie müssen freies Feld gewinnen, um Nahrung zu finden.

Daß zugleich mit den kleinen und vielen vegetirender größeren Banden alle — ich sage: alle Sommertheater, Arenen, Livolis, Glysiums und wie das Elend heiße, unterdrückt werden müssen, soll Hilfe kommen, darüber, denk' ich, sind sämtliche Kenner der Sache einig. Wer diese Ansicht etwa nicht theilen sollte, gegen den vermag ich nicht zu streiten; dem ist das Theater ein unbekanntes Land. Diese Anstalten demoralisiren das Theater eben so sehr als die Darsteller durch sie demoralisirt werden. Hätte die bisweilen laut gewordene Behauptung Grund, daß nur durch solche Nachgiebigkeit gegen das Kneipenpublikum manche Directionen sich zu halten vermögen — nun, so sollen diese Directionen untergehen, und mit ihnen meinethwegen das ganze deutsche Theater; dann ist nichts mehr daran verloren. Wenn die Theilnahme für dramatische Kunst nur noch durch Tabaksqualm und Bier aufgefrischt werden kann, so hole der Teufel diese Kunst und diese verächtliche Theilnahme, beide miteinander! Durch das bei Sonnenlicht Zurschaetragen theatralisch-modernen Glitterstaates und geschminkter Angeflüchter; durch dieses abscheuliche Zerreißen des mystischen Schleiers, der die Coulissenwelt früher von der Wirklichkeit trennte, ist der letzte unentbehrliche Zauber theatra-

lischer Täuschung, poetischer Phantasie geschwunden; die nackte Dürftigkeit steht in voller Blöße da, ist der Geringschätzung des Pöbels preisgegeben, — wohlverstanden auch des Pöbels, der Glacéhandschuhe und lakirte Stiefeln trägt.

Der Schauspieler muß erst wieder in der öffentlichen Achtung steigen, die er bei Klügeren und Besseren verschert hat, seitdem er einstmalige Vorurtheile wider seine Stellung beseitigt wähnt. Seine Rehabilitation in der Gesellschaft hat der guten Sache der Kunst schlechte Früchte getragen, und was Einzelne für sich eroberten, ging der Allgemeinheit als solcher verloren. Es wird sich wiederfinden, sobald nicht fürder einem Jeden, einer Jeden gestattet ist sich Schauspieler zu nennen; sobald die Anzahl mittlerer und kleiner Bühnen beschränkt ist, und ihre Unternehmer bessere Auswahl treffen können; sobald man weiß, es gehört Etwas dazu, auf- und angenommen zu werden; Etwas mehr wie jetzt, wo die meisten Prinzipale nicht gewissenhafter zu Werke gehen, als John Falstaff bei Musterung seiner Rekruten, und auch nicht so witzig wie jener.

Es ist nicht wahr, daß es an tüchtigen Männern mangelt, die sich der Führung mit Lust annehmen, und in wohlregierten Truppen brave Mitglieder aufziehen würden. Arbeiten sich doch durch die gegenwärtige Wildniß Einzelne, allen Hemmnissen zum Troß, mit männlicher Kraft. Der talentvolle Dichter Hermann von Bequignolles, ein Günstling Leopold Scherer's, hat seiner Vaterstadt Piegriß, wie dem größeren Görlitz bewiesen, Soltei, Charple. I.

daß es noch aufopferungsfähige Direktoren giebt. Man ebne ihnen die Bahn. Man vertilge die Banden; man öffne den anständigen reisenden Gesellschaften die fälschlich also genannten stehenden Bühnen der Mittelstädte, indem man diese aufhebt.

Daß die durch Regenten unterstützten (auch kleineren) Hoftheater von dieser „Aufhebung“ ausgenommen sind, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Diesen ist ja schon gesichert, was wir den übrigen erst erringen wollen — die Möglichkeit der Existenz. Und was gut geleitete Theater auch in minder großen Residenzen für wohlthätige Wirkungen weithin durchs Land verbreiten können, indem sie das deutsche Theater ehren, davon haben wir ein erfreulich aufmunterndes Beispiel erlebt, als die Universität Jena von ihren Jubelfest-Doctorbdiplomen eines an Eduard Devrient zu verleihen sich angeregt fühlte. Diese Nachricht lächelte wie ein Lichtblick durch die Finsterniß, in welche der deutsche Theaterfreund sich gehüllt weiß. Aber außer diesen durch fürstliche Zuschüsse gedeckten Theatern — in Mittelstädten keine stehende Bühne mehr! Wie lange ist's denn, daß wenige Truppen zwischen Breslau, Königsberg, gar Berlin wechselten? Man lese die Verzeichnisse ihrer Mitglieder durch; man wird staunen. In Lessing's Briefwechsel lassen sich lehrreiche Beziehungen nachweisen, die hier nicht erörtert werden können. Wir wollen Städte wie Königsberg und Breslau ihrer stehenden Bühnen nicht berauben; doch könnt' es beiden

nicht schaden, wenn an kleineren Orten etwas bessere Vorbereitungsanstalten für sie da wären.

Fruchtbare Schriftsteller, bühnengerecht arbeitende — weil sie gut bezahlt,

Fleißige, geübte Schauspieler — weil sie gut geschult sind;

Empfängliches, strenges Publikum — weil es sich der Bühne aufmerksamer zuwenden lernte.

Es ist wahrlich keine Hexerei. Es braucht nur aus dem Gewölk des Idealen, aus der Phraseologie kunstkritischer, doctrinärer Abhandlungen auf den Erdboden der Realität herabgestiegen und ein energisch durchgreifender Beschluß gefaßt zu werden!

Wie ein auf solchem Wege sich allmählich regenerirendes deutsches Theater neben und mit der modischen Oper bestehen könne, das ist denn eine sehr bedenkliche Frage, deren Lösung wir nur ahnen, insoferne große Städte (nach Wiens lehrreichem Beispiel) recitirendes Drama und Oper entschieden zu trennen, mittlere und kleine jedoch der großen Oper gänzlich zu entsagen den Muth fassen. Jene anspruchlosen Zeiten, wo ein Fleck den Vater in Gotters und Georg Benda's Oper: „Romeo und Julia“ gab; wo eine Bethmann auf derselben Bühne als Susanne in Mozart's Figaro, als Stuart und als Fanchon; wo eine Eigensatz als Marie im Gretry'schen Blaubart und als Sena in Salomo's Urtheil bewundert wurden; wo ein Neben-
ste in Mehül's Josef und Gluck's Drest neben Schiller's

Max und Carlos; wo ein Anschütz den Don Juan neben Wallenstein und Posa stellte; wo unser Dr. Ed. Devrient, während er Rossini's Barbier sang, sich auf den Egmont vorbereitete; wo Moscius heute Cherubini's Wasserträger, morgen Heinrich v. Kleist's herrlicher Kottwitz (und beides vortrefflich) war; wo Ludwig Löwe als Paul in der Schweizerfamilie Jubel erregte; wo La Roche die Belagerung von Korinth siegreich mitmachte; wo Amalie Haizinger der Prinzessin in Aubers Schnee dieselbe Gerechtigkeit erwies, wie der Prinzessin Eboli . . . ach, sie sind längst verklungen, sie kehren nicht wieder. Nun schreien singen, nun brüllen siegen heißt; nun Rigoletto, Nebukadnezar, Hernani, mit Renzi und Johann von Leyden um die Wette rasen — nun reicht eine Lunge für zweierlei Fächer nicht mehr aus. Wir wagen nicht zu behaupten, jene Künstler wären bedeutende Sänger gewesen, mit dem Maßstab höchster Technik zu messen. Wenigstens nicht alle. Aber lieber waren sie uns immer, als viele unsinnig bezahlte Stimmen-Phänomene, die jetzt spectaculiren. Mehr Sinn, Verstand, Gefühl athmete in ihrem Vortrage. Und den besonnenen Ansprüchen des Publikums gemäß vermochten auch damals Mittelstädte eine beliebte Oper neben einem gediegenen Schauspiel zu ernähren, was jetzt nicht mehr zu erschwingen ist. Jetzt muß eins dem andern weichen. Und weil wilde Gurgeleien mehr sinnlichen Eindruck machen, weil Herren und Damen „auf hohem Balcone“ dadurch zu denken nicht belästigt

werden, ist es natürlich das arme recitirende Drama, welches überall den Kürzeren zieht.

Um gerecht zu sein, werde noch zugestanden, wie die Oper einen nicht abzuleugnenden Vorsprung hat dadurch, daß sie wenigstens einige Vorbildung verlangt; daß ein Sänger doch Etwas gelernt, daß er seine Partie inne haben, daß das Ganze „zusammengehen“ muß — während beim recitirenden Drama von all' diesen Requisiten fast keines mehr gefordert, folglich auch nicht mitgebracht wird. Theilweise liegt es also an den Direktionen, durch Eifer und Fleiß dem Drama dieselbe Rundung zu geben, welche jede Oper braucht. Verwenden sie nur halb so viel Zeit und Mühe darauf; trachten sie mit ausdauerndem Ernst danach, daß ein harmonisches Ensemble auch durch Redner sich bilde (nicht bloß durch Sänger), so werden sie diejenigen Theaterfreunde wieder an sich ziehen, sich gewinnen, die dem Besuch ihrer Vorstellungen jetzt entsagen. Und endlich wird auch die Masse wieder spüren, daß ein Unterschied waltet zwischen rohem hergelaufenem Volk, welches, auf die Apathie der Hörer trogend, dem Vorschreier nachzuschreien versucht, was es vorher kaum überlas; und zwischen fleißigen Mitgliedern, die gewöhnt sind, ihre Rollen zu wissen, die dadurch für manche Mängel entschädigen. Ein festgelernter, in einander klappender Dialog, sei er auch von Anfängern gesprochen, verfehlt nie seine günstige Wirkung. Darum, liebes deutsches Publikum im Süden wie im Norden, groß oder klein, erwache aus Deiner Lethargie; beginne

Du die Reform der Bühne, indem Du jeden von den Brettern pfeiffst, der die Achtung für Dich und die Kunst so frech mit Füßen tritt, daß er, seiner Rolle nicht sicher, vor Dir zu erscheinen wagt. Du wirst anfänglich viel zu pfeifen haben! Werde nicht müde — und laß Dich um Gottes Willen nicht vom falschen Mitleid beschleichen. Denn daß die Schauspieler manchmal nicht Zeit hätten ihre Rollen ordentlich zu lernen, ist — *experto crede!* — eine unverschämte Lüge. Wer ernstlich will, lernt die stärkste Rolle über Nacht, wenn es ausnahmsweise sein müßte. Wer es aber nicht ernstlich will, lernt sie auch in vier Wochen nicht. Und ein solcher mag hingehen und Steine an der Landstraße klopfen oder sonst eine seinen Nebenmenschen einigermaßen nützliche Beschäftigung treiben!

Verschiedene Ansichten.

Der Knabe.

Er trägt seine Groschen fest in die Hand geklemmt, zitternd vor Sehnsucht, Ungeduld und Erwartung dem Schauspielhause zu. Zwei Stunden, ehe die Kasse eröffnet wird, steht er vor der Thüre im dicksten Gewühl. Was sie um ihn her sprechen von alltäglichen Dingen, von gewöhnlichen Ereignissen, klingt ihm wie Entweihung. Er begreift nicht, daß diese Menschen für etwas Anderes Sinn haben, von etwas Anderem reden können, als von dem Schauspieler, welchem beizuwohnen

sie sich einfanden. Jeder Scherz dünkt ihm profane Lästerung. Seine Stimmung ist eine begeisterte und fromme. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauscht er den Aeußerungen, die seine Nachbarn laut werden lassen über einzelne Mitglieder des Theaters. Doch entsezt wendet er sich ab, wenn etwa tadelnde, oder gar frivole Bemerkungen vernehmbar werden. Für ihn ist jeder Schauspieler, jede Schauspielerin Gegenstand bewundernder Achtung. Wer berufen ward, die erhabenen Gestalten der Poesie auf der Bühne zu verkörpern, hat ja — das ist des Knaben fester Glaube — Ansprüche auf unbedingte Verehrung zu machen. Dennoch reden diese Zuschauer von Künstlern, als ob Künstler eben auch nur Menschen wären, wie Andere? Ja, von Manchen reden sie Uebles. O, das ist empörend! Ihr verdient gar nicht, denkt er, daß Euch Einlaß gewährt sei durch jene schmale Pforte, die sich — ach noch immer nicht öffnen will!

Das Geräusch nimmt zu, das Gewühl wächst, die Schläge der Thurmuhre bringen nicht mehr durch. Naht sich denn nicht endlich die ersehnte Stunde?

Siehe, da drängt sich ein Mensch durch die Masse, von unscheinbarem Aeußeren, den meisten Anwesenden gleichgiltig oder unbekannt, dem Knaben von jeder Gegenstand höchster Aufmerksamkeit; denn es ist der Zettelträger; es ist der gewaltige Zauberer, der alltäglich mit den ersten Morgenstunden die Gassen durchweilt und an gewisse bevorzugte Ecken jene verhängnißvollen Blätter klebt, auf denen die Titel der zu spielenden Stücke, auf denen die Namen der Darstellenden prangen. Es ist

ein wichtiger, ein großer Mann, der kleine schiefgewachsene Herold Melpomenens und Thalias, mit seinem linken Arme voll Proclamationen, mit seinem Kleisterköpfchen in der Rechten. Heute zwingt er sich zur ungewöhnlichen Zeit zwischen die wogende Menge, und ehe die Harrenden sich's versehen, pappt an der noch immer nicht geöffneten Eingangsthür ein bedrucktes Blatt, worauf zu lesen steht: — (denn als der Knabe ein Knabe war, galt es für unziemlich, das Publikum erst im allerletzten Augenblicke zu enttäuschen!) — worauf zu lesen steht: „Wegen Krankheit der Madame X. kann die für heute angekündigte erste Aufführung der neuen Tragödie nicht stattfinden. Es werden drei kleine Stücke gegeben.“

Murrend, schimpfend, lästernd verlaufen sich die Lesenden. Bittere Anklagen wider Madame X. werden laut; vernichtende Beschuldigungen erklingen höhrend aus den sich zerstreuenden Gruppen. Der Knabe wüthet über solchen Frevel, doch er muß die Wuth in sich verschließen. Von der Thüre wankt und weicht er nicht; sein Begegeld bleibt in der krampfhast geballten Faust. Bald steht er allein. Außer ihm ist kein Schaulustiger mehr vorhanden, die Eröffnung der Kasse abzuwarten. Dennoch stürzt er, wie sie nun erfolgt, eiligst hinein, als ob er Etwas zu versäumen hätte! Eine gute halbe Stunde hindurch ist er der Einzige im großen, kühlen, dunklen Parterre. Er ist so selig! Es riecht so himmlisch nach schlechtem Lampenöl; es dämmert so geheimnißvoll im leeren Hause! So still ist's. Man hört jeden Schritt hinter dem Vorhang auf der Bühne. O welches

Glück: das sind die Stimmen einiger Schauspieler, die laut miteinander scherzen. Man versteht, was sie reden. Nicht gerade Perlen der Weisheit fallen aus ihrem Munde, doch den Knaben durchschauert jede Silbe mit Wonne. Nur ein Gram stört noch sein Entzücken, ein Gram, entsprungen aus der furchtbaren Besorgniß, daß sich außer ihm kein Zuschauer weiter einstellen dürfte? daß man für ihn allein schwerlich spielen wollen, daß man ihn zwingen werde, sein Begegeld an der Kasse zurück zu nehmen! Gräßlicher Gedanke!

Doch nein, so schlimm geht es nicht aus. Nach und nach finden sich etliche wirkliche lebendige Personen ein, die mit schönen Witzern aus der Helle des heißen Sommertages in die „dumpfe Höhle“ kriechen. Endlich kommt auch der Lampenputzer zum Vorschein und verbreitet spärliche Beleuchtung. Gähnende Musiker betreten den Orchesterraum und schwagen laut, ohne Rücksicht auf die Anwesenden, die sie spöttisch zählen, und deren Gesammtheit sie Alles in Allem auf siebzehn Seelen bringen. Nun wird das Zeichen gegeben zum Beginn der Symphonie, die bald herabgekrast ist — und der Vorhang hebt sich.

Der Knabe sieht und hört — die Besten, die damals zu sehen waren, die unübertroffen blieben. Sie zeigen weder Unmuth noch Gleichgiltigkeit; sie entfalten ihre reichen Gaben so warm, so eifrig, wie wenn es vor dem größten Zuhörerkreise geschähe; sie erwärmen das mittlerweile zu einem halben Hundert angewachsene Publikum. Lauter, begeisterter Jubel dringt zur Bühne empor; und

der Knabe kehrt nach beendigter Vorstellung heim, voll der Freude dessen, was er empfangen, und glücklich in dem Bewußtsein, daß ein Schauspieler ihn bemerkt, von den Brettern herab sein rasendes Applaudiren belächelt habe! — Freilich hieß der Lächelnde Ludwig Devrient.

Der Jüngling.

Er hat es durchgeseht. Er ist Schauspieler geworden. Auf der Bühne darf er umherstolzieren, auf der seit Jahren die ersten deutschen Meister glänzten. Viele sind abgestorben, weggezogen seither. Aber noch lebt der alte Maximilian Scholz, Fleck's berühmter Nebenbuhler, und stößt immer noch Ehrfurcht ein, trotz des Verfalls seiner körperlichen und geistigen Kräfte. Auch wirkt der edle Anschütz dort, und ehrt durch sein würdiges Streben sich und den Raum in dem er waltet. Es theilen sich Schmalka und Stavinsky in die Gunst der heiteren Muse. Das Ganze aber schwankt schon auf schwachem Grunde; es ist nicht mehr die sonstige Weihe, die das dürftige kleine Haus zu einem Schauplatz ersten Ranges machte. Man spricht viel von dem Bedürfnisse eines Neubau's, — größerem Umfang, — prachtvoller Ausstattung. Die Fortschritte der Zeit haben in ihrer Hast auch das Theaterleben ergriffen, reißen es mit sich. Was zünftig daran war, was Lehrlinge, Meister, Gesellen sonderete, was die „Komödianten“ von der Welt abtrennte, und sie auf sich, auf traulich-artistisches Zusammensein hinwies, — all' dies ist weggefallen, ist abgestreift worden wie unwürdiger Zwang. „Komödiant“

gilt für ein Schimpfwort. „Menschen darsteller, Mime“ soll es nun heißen. Innerliche Begeisterung hat äußerlichen Eitelkeiten weichen müssen. Der Jüngling findet nicht, was er hinter den Coulissen suchte; und leider, bald sucht er gar nicht mehr, was er noch Gutes finden könnte.

Er begann zu zweifeln an den Künstlern, er lernte zweifeln an der Kunst; bald verzweifelte er an sich. Und der Leichtsinn mischt sich in's Spiel, frühe Reue giebt wilder Thorheit Raum, der fromme Glaube flieht.

Auch die Bühne kann zum Tempel werden, auch der Schauspieler kann ein Priester sein; doch nur so lange, als er das wahrhaft Göttliche will; nur so lange er kindlich glaubt. Mit dem Unglauben stellt sich der Bögendienst ein, aus der Heuchelei entsteht die Lüge, und die Lüge ist der Fluch.

Dieser Fluch belastet die Erde, er bedrückt auch die Kunst, er trifft am schwersten die Theaterwelt. Er entzieht gute Anlagen und nützlichcs Geschick dem Ganzen, daß sie sich nicht mehr unterordnen und fügen; er treibt vereinzeltc Selbstsucht aus Unrath hervor; fördert neidisch-eitlen Egoismus, dem es nicht anders ergeht, wie den in künstlicher Hitze aus Mist getriebenen Gewächsen: sie bringen ein Mal nothreife unvollkommene Früchte ohne würzigen Saft, — und blühen dann nicht wieder. Solche Bäume erleben keinen gesunden Frühling mehr.

Der Jüngling währte in ewig grüne Haine zu treten. Er irrt durch dürre Hecken, durch dornichtes Gestrüpp. Wo aus dunklen Büschen feurige Augen

locken, wo weiche, weiße Arme ihm zuwinken, da zischen auch Schlangen, da drohen Skorpione, da fletschen Eifersucht, Bosheit, Gemeinheit ihre Zähne. Er weiß sich weder Hilfe noch Rath, und er taumelt rathlos, hilflos — leichtsinnig fort.

Der Mann.

Der Mann empfindet schwer was der Jüngling verschuldet, muß dafür büßen. Alle Kränze sind entlaubt, alle grüne Hoffnungen sind verwelkt und abgefallen. Nur die kahle, leere Wirklichkeit umgiebt ihn. Keine Täuschung mehr! Auch nicht die letzte, momentaner Aufregung. Keine Freude mehr am Erfolge! Keine Achtung, wehe! keine Spur von Achtung mehr vor dem Durcheinander vielsinniger Köpfe, die man Publikum nennt, wenn ihrer tausend beisammen sind; die einzeln, Kopf um Kopf betrachtet, wenig Beruf zeigen, richtende Stimmen zu führen. Wen soll der Mann verehren, der arme Mann, dem Kummer und Sorge schon das Haar bleichen im Getriebe der Bühnenwelt?

Soll er die Vorstände hochachten, die ihn als Mittel für ihren Zweck, als Tagelöhner für ihre Kasse betrachten? Die ihn laufen, die gleichgiltig ihn verhungern lassen, wenn er ihnen nicht mehr zusagt? Die vielleicht weder lesen noch schreiben können, aber triumphirend ihm zuschreien: „Versteh' ich dafür doch, was Du nicht verstehst; kann ich doch rechnen?“

Soll er seine Collegen verehren und lieben, die nichts Wichtigeres zu thun haben, als ihn zu verfolgen, zu

beneiden, zu verleumden, wenn es ihm irgend einmal glückt und erträglich geht? Ihn auszulachen, ihm den Rücken zu kehren, barsüßige Handlanger der sogenannten Literatur hinter ihm her zu hetzen, wenn es ihm mißlingt? Die ihn hassen, desto giftiger hassen, je zärtlicher sie sich gegen ihn betragen, je mehr Dank sie ihm zu entrichten hätten für manche Gefälligkeit?

Soll er die Kritik schätzen und anerkennen, die ihm in schlecht oder gut (gleichviel!) geschriebenen Abhandlungen Zeile für Zeile darthut, daß sie selten von der Sache Etwas versteht; daß sie bei den sublimsten Redensarten oft nicht weiß, um was es sich eigentlich handelt?

Soll er das Publikum . . . hu hu, „da unten aber ist's fürchterlich!“ Armer Mann, Du hast Dir wohl eingebildet, Du wärest ihnen lieb und werth geworden? Du hast alle Kräfte aufgeboten, ihnen zu genügen. Sie schienen Dein Bemühen anzuerkennen; sie jauchzten Dir zu. Gestern ihr Liebling, heute von einem erbärmlichen Farceur und Gaukler überboten, morgen vergessen . . . zieh' hin, und suche Dir anderswo Dein mageres Futter! Sie wissen längst nicht mehr, daß Du ihnen kürzlich Thränen der Rührung entlocktest. Weine selbst, armer Mann, statt Andere weinen, — lächle selbst, statt Andere lächeln zu machen; aber lächle weinend über Dich!

Jeder Mensch ist zu beklagen, der ohne Lust und Freude den Pflichten obliegt, die ihm und seinen Angehörigen den magern Bissen Brodt erwerben sollen. Zwiefach beklagenswerth ist der Unglückliche, der ohne Lust und Freude daran das Geschäft hat: Anderen Lust

und Freude zu bereiten; der, auf die Galeere des Theaters geschmiedet, rudert und rudert im flachen, öden, unermesslichen, trüben Gewässer grauer, trübseliger Nothwendigkeit.

Der Mann bei Fahren!

Hast Du auf dem Marktplatz jenen Herumtreiber gesehen, der possierlich angekleidete Hunde nach einer verstimmten Drehorgel tanzen ließ? Die Musik belebte seine vierbeinigen Tänzer nur zum Schein; die lange Peitsche blieb die Hauptsache. Einige jüngere Hündchen machten das Ding lustig genug, hielten fröhlich aus; ja, ihre bunten Jacken schienen vielleicht ihnen zu gefallen. Doch ein bejahrtes Thier war dabei, ein weißer, vielersahrener, alternder Hund. Wie traurig sah der darein! Wie gern hätte der die Narrenhülle abgeworfen! Wie gern sich unter die freien Hunde gemischt! Er schämte sich, daß er noch mittanzen mußte. Ach, wäre die Peitsche nicht gewesen . . . !

Der Greis.

Er hat sich losgerissen, der alte Mann. So rasch die Füße, die wunden, ihn tragen wollten, ist er entflohen und weit — weit von den Idealen seiner Knabenjahre hat er ein Asyl; spät, sehr spät hat er ein Ziel für das Restchen geistiger Wirksamkeit gefunden. Zuerst, als Blut und Schweiß unfruchtbarer Leiden und Mühen noch nicht abgewischt waren, schauderte er, wenn er reden hörte von dem Tummelplatz verworrener Wichtigkeiten,

den sie Theater heißen; der ihm dereinst die Welt schien; den er jetzt für ein Tollhaus halten wollte.

Allgemach hat er sich beruhiget. Die rothen Flecken von Marter und Qual sind verblichen; freudige Bilder nehmen wieder Farbe an, treten wieder als Gestalten hervor. Auch der Greis feiert noch Stunden der Jugend. Wenn er müde von der Gegenwart sich Ruhe gönnt, in vergangene Tage sich zurück träumt; wenn er sich in liebe, alte, reine Entzückungen versenkt . . . dann bevölkert sich die Einsamkeit um ihn her, und er lebt wieder mit Denen die ihm Leben brachten; lebt wieder in und mit unsterblichen Erinnerungen.

Isflland, der oft verkannte, der unerreichte große Meister, der tüchtige Deutsche, der deutsch und treu Gebliebene, da französischer Zwang uns knechtete . . . er tritt hervor und schildert den Greis: „Man dürfe nicht das Kind mit dem Bade verschütten; und die Kunst bleibe doch Kunst, wenn gleich . . .“

Wir sind auch noch da! ruft Ludwig Devrient, dem drei Jünglinge folgen: Eduard, Karl, Emil. Wir gehen mit dem Onkel, sagen sie zu ihren Eltern; wir folgen dem Onkel Ludwig!

Wer ist jener bekränzte Mann im hohen Bildersaale? Wer giebt ihm das Recht zu Correggio's Ausspruch: anch' io? Ah, es ist auch ein Ludwig: es ist Ludwig E b w e.

Und Pius Alexander Wolff entsteigt seinem Grabe in Weimar, winkt Iphigenien — Iphigenie aber ist

Amalie Malcolm, seine Gattin, und er ist Drest, und sie reden von Schiller und Goethe, mit denen sie lebten, von denen sie geliebt wurden.

Mit seinem Lächeln das kluge Haupt wiegend, nähert sich La Roche: „Stamme auch noch aus dem Urwald; sah die letzten Kronen im Abendhschein; bin der letzte Mohikaner!“

Zwei Sophieen zeigen sich. Bei ihrem Anblick, beim Klange dieses Namens ertönt ringsum der Sprache Wohl laut, die Macht der Rede, die Wundergewalt beselzten Wortes. Sophie Schröder — Sophie Müller! —

Und jetzt erscheinen dem Greise: Wilhelmine Schröder, Fanny Eßler, Henriette Sontag. Henriette, die Du deutscher Gesangskunst Zauber in Frankreichs, Englands Hauptstädten zur Geltung gebracht; unnachahmliches Lieblingskind heitrer und ernster Musen; entsteige, mit allen Reizen geschmückt dem Sarge, dem sie Dich in Mexikos Wildnissen anvertrauten! — Wilhelmine, nicht umsonst zogen die Namen „Schröder-Devrient“ vor Dir her; nicht umsonst warst Du Deiner Mutter Tochter. Als Sängerin warst Du eine große Schauspielerin. O nur noch ein Mal lasse mich vernehmen, Leonore-Fidelio, den Sphärenklang: „Du armer, Du armer Mann!“

Und Du Fanny! Aus der Frivolität nichtiger Umgebungen erhobst Du Dich siegreich, ein unvergeßliches Vorbild zu werden für Wahrheit und Natur im Gewande vollendeter Künstlerschaft. Der Name Fanny

Elßler bleibt im Gedächtniß des Greises neben den Namen, deren Trägern er die herrlichsten Stunden verdankt. Erwecke sie alle! Nur noch einmal, Esmeralda, bilde mit sicherer Hand Dein „Phöbus,“ daß er strahle, Phöbus-Apollo, daß von seinem Lichte verklärt, der Greis wieder deutlich schaue, was jetzt wie im Nebel vor den matten Augen vorüber zieht; daß er sich daran erlaben, erfrische; daß er wieder ein Knabe werde voll seliger Begeisterung, ehe des Todes Hand ihm die Augen schließt! Daß er sterbend flüstere, und versöhnt: „Ach, es war doch schön!“

Und Ihr Wenigen, die Ihr heute noch festhaltet am Theater in unserem Sinne; denen die Bühne noch etwas Anderes bedeutet, als nur ein Brettgerüst, aufgeschlagen zur Ausfüllung müßiger Abendstunden, zur Befriedigung gähnender Langweile! — Dauert aus! Bleibt getreu! Haltet fest — bis an's Ende!

Karl Maria von Weber.

(1854.)

Im „kleinen Rauchhause“ war kein Platz mehr; auch nicht das kleinste Stübchen leer. Die Wirthin, die mich in gutem Andenken behalten, weil ich vor zwei Jahren einen bei ihr angebundenen Bären von Breslau her mit vierundzwanzig Thalern richtig und ehrlich gelöst, bedauerte gar sehr, mich von ihrer Thüre weisen zu müssen, wollte mich so viel wie möglich in ihrer Nähe behalten,

und deshalb schickte sie mich „zum goldenen Hirsch“ ihr gerade gegenüber. Dort wimmelte es zwar auch von Studenten, — denn im Jahre zweiundzwanzig gehörte eine Lustreise nach Dresden zu den Herbstferien des deutschen Burschen. Wer nur einige wenige „Spieße“ aufreiben konnte, pilgerte nach Elb-Florenz; und wer gar nichts hatte, machte sich um desto gewisser auf den Weg, weil er sicher war, dort Bekannte zu finden, bei denen gepumpt werden konnte. Und fand Einer keinen Bekannten, oder fand er die Bekannten ohne Mittel, so pumpten sie vereinigt einen Unbekannten an. Diese Ehre widerfuhr auch mir von den Mitbewohnern des goldenen Hirsches. Ich war ein Mann, dem es auf eine Hand voll Geld nicht ankam. Theatersecretair und Theaterdichter bei'm Königl. priv. Nationaltheater in Breslau mit Dreihundert Thaler fixem Gehalt; Nebeneinnahmen und literarischen Erwerb gar nicht einmal zu rechnen! Wurde ich nicht von meiner hochlöblichen Direction in Engagements-Austrägen entsendet und stand in Diäten? Machte ich nicht außerdem auf eigene Rechnung Geschäfte für eine neue belletristische Zeitschrift, welche unter dem Titel: „Deutsche Blätter 2c. 2c.“ vom 1. Januar 1823 erscheinen wollte? Ich war ein bedeutender Mensch. Und erstaunlich herablassend kam ich mir vor, daß ich mich mit einem Gasthause dritten Ranges begnügte, wo mir doch ganz andere Hotels offen standen! Die Studenten machten anfänglich verzweifelt wenig aus mir; meine Titel schienen sie kalt zu lassen. Doch nachdem wir miteinander gekneipt, und sie mich für ein sibeles

Haus anerkannt hatten, wurden sie wärmer. Wir zogen Arm in Arm nach dem Theater, in dessen Parterre wir uns mühsam eindrängten. Man gab den Freischützen. Der Componist sollte, von einer Urlaubereise heimgekehrt, zum ersten Male wieder dirigiren. Aller Augen warteten auf ihn. Auch ich war sehr gespannt, den Meister lebendig zu erblicken, dessen kräftige Kriegsklieder ich als freiwilliger Jäger so oft mit den Kameraden auf dem Marsche gesungen. Einige Studenten aus dem kleinen Rauchhause hatten ihn schon gesehen und schilderten ihn als lahm. Einer kannte gar mehrere Weber'sche Bettlern und versicherte, jeder von diesen sei lahm und zugleich Musik-Director; Beides gehöre zur Familien-Ähnlichkeit. Während wir nun ungeduldig nach vorn starrten und harrten, wurde es hinter uns lebhaft, und ehe wir's uns versahen, rückte ein großer, prachtvoller Lorbeerbaum heran, in statlichem Gefäße, mit Blumenkränzen umwunden. Von unzählbaren, aus dem Gedränge auftauchenden Händen getragen, bewegte sich die bedeutungsvolle Gabe dem Orchester zu. Und so thätig und geschickt zeigten sich Alle, die auf dem Wege dahin standen oder saßen, daß der Baum den Platz des Kapellmeisters in demselben Augenblicke erreichte, wo Karl Maria von Weber erschien.

Man wird alt, matt, gleichgültig. Ich bin es auch geworden. Aber noch heute weht mich die Erinnerung dieser Abendstunde mit frischem, jugendlichem Hauche an, und indem ich diese Zeilen niederschreibe, bringen die ersten Töne der Ouverture mir in's Herz, wie durch den

Terrasse einer beliebten Sängerin sammt ihrem Gatten, die ich einige Monate zuvor in Schlessen kennen gelernt, und die nun auf dem Rückwege von einer großen Kunstreise in Dresden Halt machten. Augenblicklich wurde für den nämlichen Abend ein Zusammentreffen in Chiapone's Keller verabredet: nach dem Schauspiel wollten wir uns finden, um Maccaroni zu speisen und Aulstern. Sobald diese wichtige Sache geordnet war, spazierten wir plaudernd weiter. Ich erzählte vom neulichen Theaterjubile, von Weber's Empfange, von meinem Entzücken. Die schöne Frau ließ sich's gesagt sein, doch erwiderte sie Nichts. Als ich aber des Abends in jenen traulichen Räumen wartete, die sich über so vielen heitern Kunstlerkreisen schon gewölbt, daß sie einen classischen Ruf genossen; als ich mit Freund Chiapone, die Anordnung des kleinen Festmahls besprechend, meine Gäste zu empfangen bereit stand; — da öffnete sich die Thüre, und am Arme der Goldseligen hinkte herein der Meister, dessen Agathe sie so gern und so glorreich in's Leben gerufen. „Ich lade mich selbst ein,“ sagte er; „ich gehöre ja auch so zu sagen zur Bande.“

Das war ein Abend! Einunddreiig Jahre sind seitdem vergangen. Könnte man ihn noch einmal durchleben, man lebte sich, glaub' ich, wieder jung. Wir waren unserer Sechsz oder Sieben. Ludwig Robert mit seiner junonischen Gattin befand sich auch in Dresden. Schandlich lügen würde ich, wollt' ich versichern, das Gespräch habe sich lange auf dem Punkte gehalten, den gelehrte, verständige, sittsame, weise Personen als den

zu componiren, vorzutragen, bei Andern zu fördern und zu dirigiren. Ebenso gut und mit ebenso feinem Takte, wie er sein Orchester zu dirigiren verstand. Und wie er dieses ohne Verrentungen, ohne herausfordernde Actionen, ohne Ziererei — (von welcher sogar ein Spohr, den Stab in der Rechten, sich nicht ganz frei hielt) — mit sicherem, gefälligem Wesen, mit geistiger Gewalt zu leiten wußte, so hielt er auch in der Geselligkeit das schönste Maß zwischen Bewegung und Ruhe. Wer bei ihm, durch ihn nicht behaglich verkehren lernte, der war wohl überhaupt nicht geboren, mit anderen Menschen umzugehen, als nur mit solchen, deren Haupt-Lebenszweck es scheint, bête zu machen und à tout auszuspielen.

Weber gehörte zu jenen nicht häufigen Musikern, bei denen wissenschaftliche Ausbildung, vielseitiges Streben, überwiegender Verstand der ursprünglich-schöpferischen Melodieensfülle keinen Abbruch gethan, dem natürlichen Talente keinen gelehrten Zwang angelegt haben. Er gehörte aber auch zu jenen seltenen Menschen, welche im freundschaftlichen Umgange, im gegenseitigen Austausch der Meinungen und Ansichten eben ihr geistiges Uebergewicht auf keine Weise zur Schau tragen; vielmehr in liebenswürdiger Heiterkeit und Milde dafür sorgen, daß neben ihnen ein Jeder sein kleines Lichtchen leuchten lassen dürfe. Unregend, auffordernd, aufmerksam, belebend wies er in streitigen Fällen und Gesprächen dem Gegner die Stelle an, wo ein bedrohliches Disputatorium leicht und schicklich in's Gebiet des Scherzes und durch diesen zur friedlichen Vereinbarung zurückgeführt werden

konnte. Nur ein Gegenstand machte davon eine Ausnahme. Nur in einer Sache zeigte sich der große Mann kleinlich; nur eines Menschen Name mochte ihn aus der edlen Haltung bringen, die er sonst immer behauptete. Das war die Sache der italienischen Oper; das war der Name Rossini. Da zeigte sich der scharfsichtige und aus klaren Augen blickende Weber blind; da wollte er blind bleiben. Da wollte er sich absichtlich verschließen gegen Schönheiten, die endlich ihm doch nicht hätten entgehen können, hätte er nicht verstockt und trotzig bloß auf Mängel gelauscht, — die sich freilich auch im Uebermaße darbieten. Es war aber sehr menschlich, sehr begreiflich. Seine Stellung als Kapellmeister einer deutschen Oper im damaligen Dresden macht Alles klar. Die italienische Oper, mit ihrem Führer Morlachi, war das Schooskind des Hofes. Um ihretwillen mußte Weber manche Zurücksetzung geschehen lassen und erdulden, die er desto schmerzlicher empfand, in je schärferem Gegensatz sie erschien zu der Verehrung, die seines Namens Klang in der ganzen Welt zu erregen anfing, seitdem der „Freischütz“ und „Preciosa“ des Meisters Ruhm von allen Bühnen verkündeten. Auch zeigte sich die gedankenlose Rossini-Manie, ohne Urtheilskraft häufig nur leerem Geklingel nachhängend, mitunter so auffällig, daß sogar ein Laie wie ich trotz aller Lust an Rossini sich darüber ärgerte. Man brauchte gerade nicht gleich Karl Maria mit Gottfried Weber und Meyerbeer zusammen bei Abt Vogler in Darmstadt Contrapunkt studirt zu haben, um in Verzweiflung zu gerathen über die

unaufhörlich beklatschten Trommelwirbel der *gazza ladra* im Gartenconcerte des Linke'schen Bades, oder auch über die verwünschten Triolen und anderen Tanzfiguren, in denen der sonst vorzügliche Benincasa und Saffaroli (der Bassist) Verzweiflung darlegten, wenn wegen eines gestohlenen Silberbesteckes die edelmüthigste aller Köchinnen hingerichtet werden sollte, statt jener spitzbübi'schen Elster. Ich rede vom Jahre zweiundzwanzig. Heute steht es allerdings anders, und in einem dreißigjährigen Kriege der Kritik gegen den Geschmack haben wir einsehen gelernt, daß Rossini auch in seinen schlimmsten Verirrungen immer noch für einen Glück gelten kann, die dramatische Wahrheit mancher gefeierten Nachfolger neben ihn gehalten. Weber wollte nun einmal nichts von ihm wissen. Des deutschen Meisters Widerwille gegen moderne italienische Musik zwang ihm sogar die kritische Feder manchmal in die Finger; ja, er vergaß sich so weit, eine bittere Parodie der Schiller'schen Kapuziner-Predigt drucken zu lassen, wo er den Schwan von Desaro ziemlich unverhohlen eine schnatternde Gans schimpfte. Und das war Seiner unwürdig; ich betrachtete dies wie einen Fiecken auf des geliebten Todten unsterblichem Nachruhm. Doch gerade weil diese Zeilen seinem mir heiligen Andenken gewidmet sind; weil sie, obgleich mit schwachen Farben, eine bewunderungswürdige Persönlichkeit schildern wollen; gerade deshalb darf nicht verschwiegen bleiben, was am Menschen menschlich gewesen, unvollkommen. Denn nur unvollkommene Menschen können wir wahrhaft lieben. Für solche, die

Kein Tadel trifft, hab' ich auch keine Liebe; denen kann ich nur furchtsames Erstaunen widmen und gehe ihnen verzagt aus dem Wege.

Weber wurde bei diesem unserem ersten Zusammentreffen mehrfach in die Enge getrieben von seinem rasch auflodernden Zorne wider Rossini, und von seiner Galanterie für die schöne Sängerin, die dem „Barbier von Sevilla, dem Tancred, dem Dithello“ ebenso viel Applaus verdankte, als dem „Freischützen;“ die folglich gar nicht geneigt schien, unbedingt einzustimmen in seine halb launigen, halb wüthenden Verdammungsurtheile. Um aber durchaus bei der Wahrheit zu bleiben, darf ich nicht verschweigen: es ist mir, als hätte der „Barbier“ auf dem Weber'schen *index librorum prohibitorum* unter den Ausnahmen gestanden und Gnade vor ihm gefunden, *quand même!*

Ehe wir Chiapone's Keller verließen, um noch einen Gang in die laue Sternennacht zu unternehmen, war schon wieder Versöhnung geschlossen, und Weber drückte dem Friedenstraktate das Siegel auf, indem er uns sämmtlich für den nächsten Mittag an seinen Tisch lud.

Da war es denn erreicht: ich trat in sein Haus! Ich stand ihm gegenüber und seiner Gattin, die mir, theater-toll und närrisch, wie ich noch geblieben war, zwiefach merkwürdig erschien. Zuerst als Frau von Weber; nicht minder sodann als ehemaliger Liebling des Publikums in Prag, wo sie als „Demoselle Brand“ Jung und Alt, Logen wie Parterre, durch Talent, Geist, Anmuth —

und Uebermuth entzückt, ja sogar ihrer Blicke Brand in's Orchester geschleudert und dessen Kapellmeister in Feuer und Flammen gesetzt hatte, welche erst vor dem Traualtare einigermaßen gelöscht wurden. Ohne sie auf der Bühne gesehen zu haben, war mir doch durch lebhaftere Schilderungen aus mancher Kenner Berichten ihr ganzes Repertoire, ihre feste, geniale Darstellungs-gabe — (die sich sogar bis an den „Lorenz im Hausgefinde“ gewagt) — bekannt und vertraut. Und ich lieferte, meinen bis in späte Lebenszeit fortdauernden Flegeljahren entsprechend, gleich bei der ersten Anrede eine recht hübsche, brauchbare Dummheit, indem ich beklagte, daß eine so gerngesehene Schauspielerin den Brettern entsagen müssen, was doch gewiß auch ihr unendlich schwer geworden sei. — Sehr schmeichelhaft für mich, sagte Er. — Und Schnuff lachte mich aus.

„Schnuff“ hieß ein Affe; ein kleiner, Herrn und Herrin liebender, schmeichelnder Schlingel, der allen andern ehrlichen Menschen tückisch die Zähne entgegenstreckte. Beide, Weber und dessen Frau, trieben tausend Tollheiten mit ihm. Sie versicherten höchst wichtig, daß Herr Schnuff damit umgehe, ein Werk zu verfassen, worin die Verdienste italienischer Componisten um dramatische Musik gebührend an's Licht gestellt werden dürften; und mehr dergleichen.

Welch' Geheimniß ist es doch um den Zauber, wie bei solch' eines Künstlers Mahle an kleiner Tafel waltet!? Warum perlt der Wein in diesen fröhlichen Kreisen frischer und heller? Warum leibt er den Gesprächen

höheren Schwung, dem Scherze raschere Flügel, den Flügeln duftigeren Blütenstaub? Da saßen wir „vereint zur guten Stunde,“ und die Herbstblumen, welche den Tisch zierten, wurden zu Rosen; die Reden wurden zu frühlinggrünen Zweigen; und sie schlangen sich lächelnd, mit harmlosen Albernheiten durchwebt, um Weber's Haupt. Wir trieben Poffen, daß Schnuff allein seine Würde bewahrte. Und mitten in diese kindischen Spiele mischte sich ein hoher Sinn, wenn das Auge der beglückten Gäste sich nach jener halboffenen Thüre wendete, wo neben seinem Klaviere der Schreibtisch stand, an welchem irgend eine armselige Feder in kleinen krausen Schriftzeichen die Weise festgebant, die durch ferne Welttheile das rührende Gebet verbreitete: „Für mich auch wird der Vater sorgen.“

O Karl Maria von Weber! Kranker, leidender, oft betrübter Sänger! Reiner, herrlicher Geist! Ahntest Du, konntest Du im Voraus wissen, welch' andächtige Wonne tausend und aber tausend Herzen erheben werde bei Agathen's himmlischer Melodie, die den Weg empor zeigt, dahin, wo „ein Auge, ewig rein und klar, all' seiner Kinder liebend wahrnimmt?“ Warst Du doch glücklich und sorgenfrei; fühltest Du Dich über körperliche und Seelen-Leiden erhoben und getröstet, als Du den frommen Gesang anstimmtest, in den bald einstimmen sollte auf Gottes weiter Erde, wem der Himmel eine Stimme verliehen? Und beben jetzt diese Töne, bei denen wir Deiner stets dankbar gedenken, von Welle zu Welle im klaren Aether bis hin zu Dir, wo Du weilest?

Mischen sie sich mit den Harmonieen, in denen ewige Sänger loben und preisen? — Ja, ja! Du lebst! Du bist! Du wirkst fort! Dort, wie hier.

Er entließ mich bei meiner Abreise von Dresden gütig und liebevoll. Er bewahrte mir seine Neigung und that dies durch freundliche Briefe dar, die ich in Breslau und später an anderen Orten von ihm empfang. Einer derselben schloß mit den Worten: „Unser Theater hat elf Sängerinnen; Max hat einen Zahn; Schnuff ist noch immer beschäftiget, ein Affe zu sein.“

Leider marterte ich ihn einige Male durch Zusendung Iyrischer Gedichte, die er componiren sollte. Er erwiderte darauf: „Wenn ich ein Lied beim ersten Ueberlesen nicht in mir wiederklingen höre, so ist’s nicht für mich. Ihre Gedichte haben mir ganz gut gefallen, doch in Musik seh’ ich sie nicht.“ Dabei lobte er, daß ich nicht beleidiget sei durch seine Offenherzigkeit, und wünschte manchem Dichter ein Wenig von dieser sich still-bescheidenden Entsaugung. „Denn (schrieb er) Andere haben die Gichter, ich habe die Dichter; was ich mit Zusendungen gepeiniget werde, seitdem ich unter die berühmten Leute gegangen bin, das ist erbärmlich. Es sollte mich gar nicht verwundern, wenn sie mir nächstens das Intelligenzblatt oder den Reichsanzeiger zur Composition einschickten.“

Ich glaub’s wohl, daß sich meine Collegен, die Herren Verstmacher, nach Weber’schen Noten sehnten! Einen besseren Vorschub, in aller Menschen Mund zu gelangen, konnte es nicht geben. Was sind seine Lieder so

göttlich schön, so volkstümlich schlicht und originell! Und wie schade, daß viele davon aus der Mode gekommen sind! Schier vergessen! Deshalb scheint es mir recht bedauernswerth; daß ein Lieberspiel, welches der verstorbene Karl Blum aus lauter Weber'schen Melodien, geschickt instrumentirt, künstlerisch zusammenstellte, durch den wenig fesselnden, fast matten Scenenbau ohne besondere Wirkung vorüberging. Es wurde unter dem Titel: „Die Rückkehr in's Dörfchen“ in Berlin gegeben und keinesweges mit der Begeisterung aufgenommen, die Webers Manen gebührt hätte. Wenn sich doch jetzt ein Bühnenkundiger, zugleich musikalisch-gebildeter Schriftsteller, der die Ansprüche der Gegenwart mit der Achtung für Vergangenheit zu vereinen verstände, darüber machen wollte! Es könnte ein Schatz für Direktionen werden. Auch vermuthet ich, daß die Blum'sche Partitur sich noch in der Bibliothek des ehemaligen Königsstädter Theaters, so wie jener des Wiener Hof-Operntheaters vorfindet.

Auf, meine jungen Herren von Geschick! hier ist ein lohnender Stoff, Ihre Fähigkeiten zu üben; und gewiß ehrenvoller, als eine Uebersetzung aus dem Französischen.

Im Jahre dreiundzwanzig ging Weber nach Wien, um daselbst seine „Curyanthe“ zum ersten Male aufzuführen zu lassen. Meine Frau und ich wohnten schon längst im „Wilden Manne,“ wo wir uns heimisch gemacht, bevor er anlangte. Und wir durften es als ein rechtes Glück betrachten, daß P. A. Wolff, mit dem wir die ersten Wochen unseres Wiener Aufenthaltes durchlebt, nun durch seinen Freund ersetzt wurde. Wolff und

Weber, obgleich zwei innerlich verschiedene Naturen, hatten doch wieder merkwürdige Aehnlichkeiten, die sich hauptsächlich in geistreichem, ruhigem Humor, in geselliger Grazie und in dem, bei Beiden vorwaltenden Bedürfnisse ausdrücken, bisweilen kindisch zu sein, Dummheiten zu treiben, scheinbaren Unsinn zu sprechen und zu befördern. Sie waren vertraute Freunde geworden durch — „Preciosa,“ für welche Weber eine so wunderbar-schöne, charakteristische Musik geliefert, daß sie Wolff's Poesie hoch an Werthe übersteigt, obschon sie auf dieser fußt und von ihr getragen wird. Durch die gemeinschaftliche Arbeit waren sich die beiden W's näher gerückt. Wenn zwei Menschen solcher Gattung sich einmal kennen und liebhaben gelernt, lassen sie nicht mehr von einander. Und diese zwei fesselte noch ein anderes, ein trauriges Geheimniß ihres Daseins zusammen. Weber sah bedenklich, welch' früher Tod ihn erwartete; und er sah in dem großen Schauspieler einen Leidensgefährten; er erkannte wohl Wolff's Krankheit früher noch, als dieser selbst. Leider, daß er richtig sah, für sich und für Jenen.

Seit dem Tage, wo ich, durch ein glückliches Zusammentreffen begünstiget, den theuren Wolff (im Herbst 1820) bei Ludwig Tieck in Dresden eingeführt, arbeitete Letzterer mit allen Kräften dahin, daß Wolff dem Königl. Sächsischen Hoftheater gewonnen werde. Er schreibt ihm*) vom 1. August 1822 nach Berlin: „Mein geliebter

*) Der gütige Leser wird bemerken, daß er es mit einem Handschriften-sammler zu thun hat. Allerdings liegen auch die citirten Briefe in Originalen vor mir, und ich prahle gern mit solchem Besitz-

Freund! Mit der größten Sorge, von tiefem Kummer bin ich befallen, seit ich erfahren habe, daß Sie wieder so schmerzlich krank sind. Ich habe Sie, seit ich Sie hier kennen lernte, unter die Zahl meiner theuersten Freunde aufgenommen. Bei jedem poetischen Werke denke ich an Sie und träume mir oft, was wir noch miteinander besprechen und verhandeln können. Erhalten Sie sich ja der Kunst! Dichten Sie noch viel in Zukunft! Ueben Sie noch auf die völlig sinkende Schauspielkunst einen glücklichen Einfluß aus! Denn Sie sind ja doch der Einzige, an den sich eine wahre deutsche Schule lehnen kann. Wären Sie nur hier! Ich bilde mir ein, Sie würden hier gesünder sein! Abgesehen, daß das hiesige Schauspiel unter Ihrer Leitung ein ganz anderes werden würde. Der kleinere Saal (1822) müßte Ihnen schon auf alle Art mehr zusagen. Mit Ihnen könnte ich auch erst gemeinschaftlich Etwas arbeiten. Meinen Empfehlung an die tragische Muse, Ihre theure Gattin. Wann werden wir sie wieder sehen? Wann werde ich denn die Melodie und den Wohlklang dieser Sprache wieder hören? &c.“

So weit Ludwig Tieck, dessen Brief an Wolff ich

thum. Mag man eine Sammlerwuth, welche lediglich auf leere Namenszüge, auf Curiositäten, Raritäten und andere -täten ausgeht, tadelnd verspotten; — die Freude an Briefen bedeutender Männer, die in Wissenschaft, Poesie und Kunst lebten, wird kein Spötter mir wegsprechen. Und ich denke, wenn ich noch einige Jahre das Leben behalte, gelegentlich durch eine Blumenlese aus meiner Sammlung zu bekräftigen, was ich hier gesagt.

5.

im obigen Auszuge nur deshalb mittheilte, um einen Brief unseres Weber vollständig daran zu knüpfen, der gewissermaßen ergänzend fortsetzt, was jener erst beginnend vorbereitet: die mit dem trefflichen Berliner Freunde anzuknüpfenden Dresdner Unterhandlungen. Nachdem Weber von Tieck in's Vertrauen gezogen war, arbeitete auch er eifrig daran. Er hätte nicht eifriger sein können, wäre Wolff ein ersehnter Zuwachs für die unter seiner Leitung stehende deutsche Oper gewesen. Daß sich der Kapellmeister dieser Oper mit lebhaftester Theilnahme die Veredelung des recitirenden Drama's angelegen sein ließ, giebt auch wieder einen Beleg für seinen geistigen Werth und beweiset, wie Karl Maria neben der eigenen Kunst auch der Kunst im Allgemeinen, Großen huldigte. Das hier mitzutheilende Schreiben läuft dem Gange meines vorhergehenden Geplauders um ein Jahr voran, denn es lautet aus Dresden vom 27. September 1824: „Mein theurer Freund! In der Verwirrung des Hereinziehens vom Lande schreib' ich Ihnen diese gewiß konfuseu Zeilen, um nur ja keinen Posttag in der höchst wichtigen Angelegenheit zu versäumen. Was Ihnen Tieck gemeldet, ist fast buchstäblich zu nehmen: jezt ist der Zeitpunkt, wo wir uns Sie gewinnen können, oder nie. Und ich bezweifle kaum das Gelingen, wenn Sie nur ernstlich wollen. Ich habe Könneritz von Ihrem Briefe mitgetheilt, was mir nöthig schien. Er nimmt sich der Sache mit Feuer an. Heute Mittag esse mit Könneritz und Lüttichau ganz allein zusammen. Es wird also wahrscheinlich in wenig Tagen ein Antrag an

Sie kommen; denn was geschehen soll, muß bald geschehen. Um nun die Zwischendinge so bald als möglich zu beseitigen, so schreiben Sie mir umgehend, was Sie in Berlin haben. Offenbar verbessern Sie sich, wenn Sie hier dieselben Vortheile erhalten. Ich bin zwar auch Partei in dieser Sache, denn die Freude, mit Ihnen wirken zu können, wäre zu groß! Aber ich bin auch wieder zu ehrlich, und habe Sie zu lieb, um Etwas anzurathen, was Ihnen nachtheilig werden könnte. Lassen Sie aber ja das Ganze noch das tiefste Geheimniß unter uns bleiben.

Das Singspiel in einem Akte erwarte ich mit Vergnügen. Die größere Oper sollte eben für London sein, wohin ich einen Ruf habe. Auf jeden Fall aber nur für vier-fünf Monate. Noch dauern die Unterhandlungen. Sobald etwas Entscheidendes ausgesprochen ist, erfahren Sie es sogleich. Alles Herzliche von meiner Frau und mir an Ihre verehrte Gattin. In treuer Freundschaft
Ihr
Weber.

Wer mit dem Theaterreiben nur einigermaßen vertraut, die eifersüchtigen Reibungen kennt, die überall zwischen Schauspiel und Oper Statt finden; — (denn neben dem Wiener Hofburgtheater war nur das kleine Oldenburg so glücklich, eine dem recitirenden Drama ausschließlich gewidmete Bühne zu besitzen!) — wer es weiß, wie mit neidischen Blicken fast überall die Führer musikalischer Leistungen ein zeitweiliges Uebergewicht des gewöhnlich vernachlässigten Stiefkinds und Aischenbröbels „deutsche Poesie“ genannt, betrachten; — der

wird Webers Verfahren zu würdigen verstehen und auch hier den hochgebildeten Mann verehren, welcher sich über seines Gleichen erhob.

Wir kehren nach Wien zurück, in den Spätsommer drei und zwanzig.

Wolff, wie schon gesagt, reisete ab; Weber reisete zu, und wir waren dessen froh. Zwar lag Curyanthe und deren Schicksal wie eine Last auf seiner schmalen Brust, und er athmete manchmal ängstlich auf. Mochten immer die gesangsfertige Grünbaum, der erprobte Forti, der in voller Kraft stehende Haizinger, endlich die in erster Blüthe prangende Sonntag glückverheißende Träger seines Werkes scheinen; — verschweigen durften sich's die Freunde nicht; und wenn sie es verschwiegen hätten, er wußte es nur allzugut auch ohne sie, wie es im Jahre drei und zwanzig unter Barbaja um die Zukunft einer neuen deutschen Oper stand. Vergebens schwang Castelli ihr Banner; vergebens rief er nach Hilstruppen; bei der Mehrzahl des tonangebenden Publikums war ja Rossini's Gegner gerichtet, ehe noch der erste Strich seiner Musik erklang. Ja gewiß, er sah voraus, daß Curyanthe im besten Falle nur einen succès d'estime erringen konnte. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich erzähle, daß er seinem Werke den boshaften Spott- und Beinamen „die Ennuyante“ schon prophezeigte, ehe seine Gegner noch daran dachten, etwas der Art zu erfinden. Und das Schlimmste bei der Sache blieb die unwiderstehliche Gewalt der zu jener Zeit vortrefflichen italienischen Truppe, mit deren sich täglich

erneuernden Erfolgen er in die Schranken treten und kämpfen sollte. Wo David, Lablache, Donzelli, Ambrogi, Fedor-Mainville sangen, — man pflegte dazumal Gesang: Gesang, und Geschrei: Geschrei zu nennen, — da ließ sich schwer dagegen aufkommen; sogar wenn diese, jeder in seiner Art einzigen Künstler Opfern von Signor Verdi, oder so Etwas, vorgetragen hätten; es brauchte gar nicht Rossini zu sein. Nun war es aber — glücklicher- oder unglücklicherweise — Rossini. Und unser armer Weber mochte sich noch so zornig dagegen anstellen, bisweilen wuchs ihm der geringgeschätzte „Dudler“ doch über die Kritik und lief ihm mit dem Kopfe davon. Dann aber wurde Weber erst recht wüthend. Es gab dabei manchen ergötzlichen Schwank. Er hatte eine Loge zu seiner Disposition und liebte, wenn wir ihn darin besuchten. Dies geschah denn auch einmal während der Aufführung der „Cenerentola.“ Signora Comelli-Rubini in der Titelrolle hätte, mit aller Achtung vor ihrer schönen Altstimme und guten Schule sei es gesagt, ein Bißchen jünger, dünner, zierlicher aussehen dürfen. Alles Uebrige dagegen mußte man vollkommen nennen und Lablache wie Ambrogi von einer Vollendung in Gesang, Parlando, Spiel, Komik, daß ich immer noch vor Freude zappeln möchte, wenn ich nur daran denke. In Webers Loge aber durften wir ans Zappeln nicht denken, weder meine Frau, noch ich; denn wir wollten den reizbaren Freund nicht wissentlich kränken. Wir schluckten also unser Entzücken, so gut es gehen wollte, hinunter und zappelten inwendig; was uns auch wäh-

rend des ersten Aktes leidlich gelang. Im zweiten jedoch, beim Duett zwischen „Dandini und Magnifico,“ welches, mag es immerhin eine Nachahmung Cimarosa's heißen, nichts desto weniger ein Meisterwerk genannt werden muß, trieben Ambrogio und Lablache ihre Buffonaden so in's Erhabene, daß wir Webers Nachbarschaft vergaßen und in das Lachen des überfüllten Hauses einstimmten. Als wir wieder zur Besinnung kamen, war Er verschwunden. Am nächsten Morgen — wir sahen uns öfters beim Frühstück — befragte ihn meine Frau, warum er gestern so plötzlich aufgebrochen, und ob er unwohl gewesen sei? Nein, erwiderte er, ich wollte nicht länger bleiben. Denn wenn es diese verfluchten Kerle schon so weit bringen, daß solches nichtswürdiges Zeug mir zu gefallen anfängt, da mag der Teufel dabei aushalten! Wir schrien laut auf, dies sei die größte Lobeserhebung, die der italienischen Oper noch zu Theil geworden. Zuletzt mußte er selbst lachen über seinen Ingrimm.

Wir lachten überhaupt viel, wenn wir mit ihm zusammen waren. Dafür sorgte er redlich. Er verstand, Andere lachen zu machen; er ließ sich ebenso willig zum Lachen bringen; er war ein dankbares Publikum und nahm sogar meine schlechten Witze hin.

Wie mächtig das alte Leopoldstädter Theater mit Schuster, Korntheuer, Raimund, Sartori's, der Ennöckl, Huber, Kroneß u. A. ihn anzog, ist leicht zu denken. Und wie sich, die mit ihm waren, an seiner Freude erfreuten! Welche unvergeßlichen Abende in „Faust's

Zaubermantel, — Bürger in Wien, — Uline, — Fiater als Marquis, — Leopoldstag“ — und wie sie alle heißen, jene prächtigen Farcen, deren Gleiches heute nicht mehr gedeihen will, weil . . . ja, weil die Unbefangenheit fehlt, oben wie unten; auf der Bühne, wie im Parterre! Reizte uns das Theater nicht, so fuhren wir auf's Land, kehrten in irgend einem Dorfwirthshäuschen ein, immer sicher: Wein zu finden, gebackene Hähndel und — schwarzen Kettig. Ohne diesen that es Karl Maria nicht. Er lebte übrigens höchst mäßig, theils durch seine körperliche Schwäche, theils durch Vorwalten geistigen Lebens in ihm auf Enthaltbarkeit angewiesen. Nur Zweierlei war ihm so lieb, daß er zum lüsternden Näscher daran wurde: Gefrorenes — und schwarzer Kettig. Er klassifizierte in folgender Art: erst kommt der liebe Gott; dann müßte bei mir von Rechts wegen gleich die Musik kommen; aber ich kann mir nicht helfen, erst kommt der Kettig, der geht vor; dann erst kommt die Musik; hernach Gefrorenes; und hernach alles Uebrige. Aber der Ruhm? fragte meine Frau; Weber, der Ruhm? — Nichts gegen schwarzen Kettig! entgegnete er mit einem Ernst, daß man wohl wähnen durfte, es sei ihm auch mit dieser Versicherung Ernst. Darin vor Allem bestand die Gewalt, die jeder seiner Späße über den Hörer übte, daß sie nicht allein ohne Lächeln gesagt wurden, sondern daß sie auch das Gepräge überzeugender Wahrheit an sich trugen. Und worin läge denn auch sonst, was wir Humor nennen, als in dieser Doppel Mischung von bitterer Thorheit mit scherzhafter Behmuth? War es nicht

eben dieser Humor, der den Aermsten dann kurz vor seiner Londoner Reise sagen hieß: ich möchte in die Luft fahren, wenn Einer sich noch so freundschaftlich erkundiget, wie es mit meinem Befinden stehe? Als ob er das nicht schon längst wissen müßte, wosern er wirklich Antheil an mir nähme, der Narr? Einem solchen antwortete ich auch regelmäßig: „wie mir's geht? sehr gut; nur daß ich die Halbschwindsucht habe; aber das macht weiter Nichts, mein theuerster Gönner!“

Das war, wie gesagt, erst später. Zur Wiener Epoche stand es noch nicht so schlimm, daß nicht auch bei ihm, wie bei den meisten Leidenden dieser Gattung, Niedergeschlagenheit mit momentaner Hoffnung abgewechselt hatte. Gerade so, wie bei'm Hinblick auf den zu erwartenden Erfolg der Curvanthe. Ueber diesen war er Mittags, wo er aus den Singproben kam, wohl so ziemlich getröstet, und meinte: es wird sich schon machen. Des Abends jedoch, gar wenn er wieder Gelegenheit gefunden, die vorherrschende Geschmacksrichtung zu bewundern, schüttelte er den Kopf und murmelte: „hat mich der T— geritten, daß ich mich in dies Wespennest setzen mußte?“

Zuversichtlicher als er, weniger Hypochonder, zeigte sich die Dichterin des Buches, Frau Helmina von Chezy, die gekommen war, der Einübung der Curvanthe beizuwohnen, und die ebenfalls im Wilden Mann abgestiegen war. Sie, gleich uns; und wir, wie Weber; und Weber, wie Wolff; und Wolff, wie Eduard Devrient: wir sämmtlich hatten viel gelitten und litten noch; nicht so-

wohl durch theilnehmende Besorgniß um Karl Maria's und Helmina's poetisch-musikalische Tochter, als vielmehr, daß ich es höchst profaisch eingesteh, durch eine Masse unzählbarer Feinde, die weder Schlaf, noch Ruhe gönn-ten, die sich vorzugsweise unsere ausländischen Häute zum Tummelplaz ihrer „Rösel's Insekten-Belustigun-gen“ auszusuchen schienen und uns, als ob auch wir, Jeder und Jede ein wilder Mann und eine wilde Män-nin wären, förmlich tättowirten. Ich selbst habe doch siebzehn Jahre später in demselben Hôtel unangefochten von ähnlichen Friedensstörern geschlafen. Gott weiß, welch' ein feindseliger Zauberer im Sommer und Herbst dreiundzwanzig derlei Landplagen über uns verhängte! Weber machte sich anheischig, vollständige Partituren von uns herunterzulesen, die besagte Schnellschreiber in punk-tirter Manier auf uns gestochen. Wolff, etwas empfind-licher Natur, hatte unbedenklich am meisten auszustehen gehabt. In seiner Ungeduld hatte er sich aus seiner, mit Wachs getränkter Leinwand einen lebensgroßen Sack nähen lassen, und in solchen mußte ihn sein Diener all-abendlich bei'm Schlafengehen schieben und einbinden bis an den Hals, so daß nur der Kopf ungeschützt blieb. Auf diesem hielten dann die durstigen Blutsauger ihren rech-ten Herensabbath; und weil der Patient beide Hände im Sack stecken hatte, konnte er das Antlitz nur unvollkom-men vertheidigen. Er brachte grimmige Nächte zu, mit Sack, wie ohne Sack; und diese waren Grund, daß er seinen Wiener Aufenthalt abkürzte. Weber begehrte den berühmten Sack als Vermächtniß, damit er sich säcken

und zur Donau schleppen lasse, wenn Curyanthe durchfalle. Die verschiedenartigen Ausbrüche verschiedener Verzweiflungen gaben uns freilich viel zu lachen, wo wir am Tage zusammen kamen; das hinderte doch nicht, daß unser nächtliches Lager bisweilen zur Folterbank wurde. Was blieb am Ende übrig, als eben dieses Lager so spät wie möglich zu besteigen? Und dazu war denn die „Eudlamshöhle“ das sicherste Mittel. Aus dieser gab es so leicht kein Entkommen. In meinen Memoiren (Bd. III. pag. 193 II. Aufl.) hab' ich flüchtig angedeutet, wie Weber sich anfänglich gegen die nicht immer zarten Eudlamshöfche gesträubt. Ja, ich glaube fast, hätte nicht die Rücksicht für sein Debüt als Operncompositeur warnend im Hintergrunde gestanden, er wäre zum zweiten Male nicht wieder eingetreten. Etwas dem Aehnlichen vertraute er mir, als wir am ersten Abende nach seiner Aufnahme mit einander heimgingen. Doch nach und nach lernte er sich fügen, und zuletzt lebte er sich so tief und fest in diese Höhle, die ihres Gleichen auf Erden nicht mehr hat, daß „Agathus der Zieltreffer, Edler von Samiel“ — (so hieß er als Eudlamit) — der feurigste Verkünder ihrer Herrlichkeiten wurde und blieb.

Meiner Frau und mir war es nicht beschieden, die erste Aufführung der Curyanthe in Wien abwarten zu dürfen.

Wir mußten scheiden. Und da wir Lebewohl sagten; da wir innig geführt unsern aufrichtigen Wünschen für das Gelingen seines großen Unternehmens Worte und Ausdruck zu geben versuchten: — da deutete er feierlich-

ernst auf ein Blatt im Stammbuch meiner Frau, worauf er so eben erst sein Motto als Denkspruch eingeschrieben: „Wie Gott will!“

Einige Jahre sind vergangen, bis Weber den bestimmten Ruf erhielt, sich nach Berlin zu begeben und auch dort die erste Aufführung der Curyanthe zu leiten. Unser hochseliger König liebte ihn nicht. Die Ursachen dieser Abneigung auseinanderzusetzen, würde hier zu weit führen. Doch dürfen wir als sicher annehmen, daß dieselbe nicht allein in der Vorliebe für Spontini wurzelte. Spontini freilich war — schwach genug, Alles anzuwenden, was seine Protectionen ihm gestatten wollten, um der jüngeren Schwester des „Freischützen“ und ihrem Vater die Pforten des Opernhauses so lange wie möglich zu verschließen. Gerade das Nämliche that auf der andern Seite und im entgegengesetzten Sinne der General-Intendant Graf Brühl, — bei dem es nicht des wohlbe-gründeten Hasses gegen seinen Erbfeind Spontini bedurfte, damit er Alles aufbot, für Weber zu handeln. Vermittler bei den Einleitungen dieser Begebenheit — denn das war es für Berlin! — ist der gelehrte Reisende, der geist- und gemüthvolle Naturforscher Lichtenstein gewesen; Weber's vertrautester Freund. Theilnehmer waren alle Berliner mit Ausnahme der Indifferenten oder Stockspontinianer.

Der König, zwischen Brühl und Spontini, und zu gerecht, um einen willkürlichen Nachspruch zu thun, übergab die Entscheidung dem Minister Seines Hauses,

dem Fürsten Wittgenstein, der zugleich in Theatersachen oberste Autorität übte. Dieser, dem ganzen Publikum gegenüber in nicht geringer Verlegenheit, erbat sich vom preussischen Gesandten in Wien, vom Fürsten Haxfeldt, zuvörderst einen ästhetisch-ministeriellen Rapport über die Aufnahme, welche Curyanthe vor etlichen Jahren in Wien gefunden. Fürst Haxfeldt, ein gewiegter Diplomat, ein Mann von vornehmem Zuschnitt, von fester Haltung, der sogar Bonaparte'n in die Zähne hinein seinem Könige Treue bewahrt, das Leben auf's Spiel gesetzt und endlich, nachdem der Fürstin kühner Muth ihn gerettet, die Achtung und das Vertrauen des französischen Kaisers in solchem Grade davon getragen, daß man im Jahre 1810 keinen besseren Ambassadeur für Paris gewußt, als ihn; — dieser Fürst Haxfeldt war nebenbei auch Dilettant, machte fait von hübscher Stimme, schmückte zu seiner Zeit die musikalischen matinées in Malmaison mit seinem zierlichen Gesange; italienische Schule galt ihm einzig und allein; er war durch und durch Cavalier, auch im musikalischen Geschmac; — wir können uns leicht denken, wie sein Bericht über Curyanthe mag ausgefallen sein!

Schon triumphirte Ritter Spontini. Aber dennoch zu früh. Graf Brühl war auch ein Ritter und ritterlicher als Jener. Er streckte die Waffen nicht. Er zeigte sich unermüdlich für seinen Freund Weber, und es gelang ihm: der König befahl — Karl Maria wurde berufen.

Ganz Berlin rüstete sich, ihm und seiner Curyanthe

einen Empfang zu bereiten, wie es der Stadt gebührte, in deren Gassen seine Melodien früh und spät erklangen; einer Stadt, wo alle Stände ihn liebten; wo die Dienstmädchen zu sagen gewöhnt waren: „über Weber'n jeht Nichts; mit seinem Jungfernkranz legt man sich nieder und mit dem Jägerkorps steht man auf!“ Bekanntlich hatte der Freischütz das neuerbaute Berliner Schauspielhaus eingeweiht. Auch ein Sieg, den Brühl über des Königs Abneigung, oder richtiger gesagt, den Friedrich Wilhelm der Gerechte über sich selbst davon getragen. Die Berliner betrachteten Weber und dessen Compositionen fast wie ihr Eigenthum. Und als den Ihrigen begrüßten sie ihn auch, mochte er immer sächsischer Hofkapellmeister heißen.

Bevor ich zum Schlusse komme, sei dem alten Schwäger gestattet, noch einmal von sich zu reden; von einem Lichtpunkt in seinem Schattenleben. Es wurde gerade auf der Königstädter Bühne eines meiner Stücke: „der alte Feldherr“ gespielt. Weber, kürzlich erst angelangt, hatte sich aus Wohlwollen für mich dahin verlaufen. Nachdem der Vorhang gefallen, kam er auf die Bretter. Zuerst das Handwerk begrüßend, sagte er dem Kapellmeister Henning einige Artigkeiten über die vorzügliche Instrumentation der von mir gewählten Volksweisen. Dann faßte er mich mit beiden Händen an und sprach: Ich bin in Euer Theater gekommen mit der Erwartung, hier zu lachen. Nun haben Sie mich weinen gemacht; auch gut. Ich danke Ihnen, und Sie müssen mir ein Singspiel schreiben. Dergleichen hört man auf

langer Lebensbahn bisweilen; aber wie Er es sagte, sagt es kein Anderer. —

Euryanthe wurde denn aufgeführt und wurde, obgleich die Ausführung Mancherlei zu wünschen ließ, aufgenommen mit der Begeisterung, die in allen Seelen vorwaltete für den Herrscher im Reich der Töne. Man darf annehmen, daß zugegen war, wer in der großen, gebildeten Stadt Ansprüche auf Kunstsinne, auf höheres Verständniß, auf Theilnahme am Besseren machen konnte; daß an diesem Abende die Besten den Ton angaben; galt es doch, ihn zu feiern! Wie immer bei ähnlichen Gelegenheiten, zeichnete sich auch bei dieser Meyerbeer's einflußreiche Familie aus. Sie hätte nicht regsamer, nicht antheilsvoller sein können, wenn der Abend und des Abends Ehre ihrem „Giacomo“ gegolten. Daß er nur ja recht ordentlich empfangen wird, unser lieber Weber! rief Amalie Beer, die edle Mutter, die drei ihrer Söhne betrauerte, und welcher Gott zum Besten der Armuth ein so hohes Alter verlieh, jedem Hausfreunde, der sich in jenen Tagen zeigte, ängstlich entgegen. Worauf wir im Chöre erwiederten: wir werden schon unsere Schuldigkeit thun! Und wir haben sie gethan. Leider nicht ohne schelmische Seitenblicke nach Spontini's Loge. Denn die Bosheit verlangt manchmal auch ihre Rechte, was man la part du diable nennt. — Wenn auch nicht Dieser, doch ein finsterner Geist war es, der in alle Triumphe des Meisters die düstre Larve grinsend steckte; der ihm in's Ohr raunte: memento mori! „Mit mir ist's aus; ich fühl's, es geht zu Ende,“

das waren seine letzten Worte, als ich am Tage vor seiner Rückreise nach Dresden aus dem Thiergarten von Beer's mit ihm zur Stadt fuhr.

Bevor er die Reise nach London antrat, war mir vergönnt, ihm noch einmal in's Angesicht zu blicken, noch einmal in seinem Hause weilen, an seinem Tische sitzen, ja sogar mit ihm lachen zu dürfen. Eine winterliche Geschäftsreise in Aufträgen der Königsstädter Theater-Direction führte mich nach Dresden, und ich flog, durchfrozen wie ich ankam, zu ihm. Und er legte Beschlag auf mich, nach seinem Ausdruck, damit wir uns anstellen möchten, als ob wir noch lustig sein könnten. Aber es war bei all' dem eine traurige Lustigkeit. Nach dem Essen führte er mich in sein musikalisches Heiligthum: Ueberall Notenblätter — englische Studien — wohin man blickte: Oberon! Das Feuer brannte ihm schon auf die Nägel. Ich muß die Ohren steif halten, daß ich fertig werde, meinte er. — Und Sie wollen wirklich die Fahrt nach London machen? — Was hilft's! ich denke, die Seeluft soll meinem Halse gut thun! — Aber die furchtbaren Anstrengungen, die Ihnen unvermeidlich bevorstehen? — „Wie Gott will!“ — Damit haben wir Abschied genommen. Und es war auf immer.

Inhalt.

	Seite.
Er ist in seine Büchse gefallen	1
Shakespeare als Vorbild für moderne Theaterdichter	8
Herr Victor Hugo	34
Brot für die Schwalben	37
Martin Opiz von Boberfeld	50
Georg Neumark	68
Johannes Rist	75
Andreas Gryphius	82
Benjamin Schmolke	96
Gellert	104
Glein	113
Ein Brief von Iffland	118
Ernst Raupach	124
Hammer-Burgstall	154
Von Druckfehlern	163
Mama Beer	171
Ueber unser heutiges Theaterleben. (1858.)	185
Verschiedene Ansichten	214
Karl Maria von Weber	225

Druck von Robert Rischkowsky in Breslau.

Charpie.

Eine Sammlung vermischter Aufsätze

von

Karl von Holtei.

Zweiter Band.

Charpie.

Eine Sammlung vermischter Aufsätze

von

Karl von Holtei.

Zweiter Band.

Zum Besten des Schlesischen Central-Frauen-Vereines
für verwundete Krieger.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1866.

Niccolò Paganini.

In den „Vierzig Jahren,“ zweite Auflage, 4. Band, pag. 205—8, ist von meinem Zusammentreffen mit ihm in Frankfurt a. M. und in Darmstadt die Rede. Ueber sein erstes Auftreten in Berlin, über meine persönliche Bekanntschaft mit ihm, über den Eindruck, welchen er als Künstler und Mensch auf mich hervorgebracht, hab' ich mich in jenem Buche des Breiteren nicht ausgelassen, weil mir ohnedies der Raum zu enge wurde. Es sind nun schon reichliche dreißig Jahre vergangen, seitdem dieser wunderbar strahlende Irrstern Europa's Kunsthimmel durchzog. Diejenigen, die seines Spieles und ihrer Empfindungen dabei noch recht lebhaft bewußt sind, sterben bereits ab. Wie er im Glanze seines Ruhmes schon von den abenteuerlichsten Gerüchten umgeben war, so daß ich ihn mit Recht ansingen konnte:

„Du düst'rer Mann in Märchen eingehüllt etc.“

ist er jetzt, ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode, fast selbst zur Fabel geworden. Er, von dem Ludwig Kellstab
Soltei, Charpie. II.

schrieb: „Wer ihn nicht gehört hat, glaubt es nicht, sagen die Hinausgehenden. Ich hab' ihn gehört, aber ich glaub' es doch nicht!“ Wahrlich, man traute seinen Ohren nicht, während man ihn hörte. Wie sollen die Leute, die ihn nicht gehört haben, unsern dürftigen Schilderungen trauen? Sie müssen glauben, daß wir übertreiben; um so mehr, als jene Künsteleien, Schnurpfeifereien und Herereien, die bei ihm nur Auswüchse eines wilden Humors schienen, von seinen Nachahmern und Nachäffern als Hauptsache kultivirt, einem seiner organisirten Kunst-Freunde oder gar Kenner nur ungünstige Begriffe beibringen können. Ich habe keinen solchen „Schüler“ von ihm spielen hören, der mehr gegeben hätte, als seelenlose Kopie äußerlicher Bravour, in außerdem noch sehr zweifelhafter Ueberwindung gewisser Schwierigkeiten und Faren. Wozu noch gerechnet werden muß, daß Paganini fast eben so bedeutend durch sein Compositions-Talent, wie unerreichbar als Geiger gewesen ist. Ole Bull hat einige Jahre, und mit Glück, versucht, ihn auf beiden Bahnen einzuholen. Aber mein Gott, wo blieb Der, bei all' seinen Verdiensten, im Vergleiche mit Meister Nicolo? Ich gedenke sehr deutlich der gespannten Erwartung, womit ich die Probe seines (Ole Bull's nämlich) ersten Concertes im Rigaischen Stadttheater besuchte. „Wie wird er sich zu Paganini verhalten?“

Er spielte den ersten Satz, und Kapellmeister Heinrich Dorn, neben mir stehend, flüsterte mir zu: „Noch

lebt Paganini!“ Dabei sind wir auch nach dem vierten Concerte geblieben.

Nur Einer ist mir bekannt geworden, der, obwohl Nachfolger des italienischen Wundermannes, die eigene Selbstständigkeit zu bewahren wußte, jeglichen Firtlesanz verschmähet und sich einen ihm eigenthümlichen Styl bildete, den er treu und kräftig ausbildete, ohne sich von Eitelkeiten verblenden zu lassen. Mir bleibt es merkwürdig, daß gerade dieser gebiegene Künstler der Erste gewesen ist, der mir zehn Jahre bevor ich Paganini in Berlin hörte, in Breslau von ihm zu erzählen und ihn als ein Wunder der musikalischen Welt zu schildern wußte*). Dieser Mann war ein Pole und hieß Karl Lipinski. Der Pole verhielt sich zum Italiener wie eine gesunde Natur zu einer krankhaften. Und eben deshalb vielleicht wirkte der Letztere noch unwiderstehlicher. An Lipinski erfreute, labte, erhob man sich. Von Paganini wurde man gemartert, beängstigt, halb wahnsinnig gemacht, entzückt, beseliget, und ging endlich „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt“ heim.

Bei der ersten, durch Meyerbeer verbreiteten Kunde seiner nahe bevorstehenden Ankunft ging's von Mund zu Munde: „Wer ist Paganini? Wo kommt er her? Weiß Jemand von ihm?“ Berlin ist skeptisch seinem

*) Ich bin so kühn gewesen, in dem Romane „die Bagabunden“ den edlen Lipinski in seiner unbegrenzten Verehrung für Paganini handelnd einzuführen.

Wesen nach; auch herrschte damals noch ein classisch-musikalischer Rigorismus vor, der sich bekanntlich mit Rossini erst nach und nach durch die Interpretationen einer Henriette Sontag völlig befreundete.

„Rossini, Paganini, welscher Krimstrams! Was wird Kellstab in der Bossischen sagen? Und Zelter in der Singakademie?“

Auch daß vorher verbreitet wurde, „der dem Kerker Entwichene, der halb und halb begnadigte Mörder einer schönen Sängerin,“ und was derlei Albernheiten mehr waren, wolle doppelte Eintrittspreise nehmen, trug gerade nicht dazu bei, ihm günstigen Empfang zu sichern. Daß ein stadtberühmter Violinist, der eine eben so scharfe Zunge als einen festen Bogen führte, von „Charlatanen“ redete, welche mit „Hanswurftladen“ die Kunst entweihen, versteht sich von selbst.

Ich gehörte zu den Wenigen, die des räthselhaften Fremden sehnsüchtig harrten. Durch Lipinski, durch Meyerbeer auf ihn vorbereitet, war ich fest überzeugt, etwas Außerordentliches zu erleben. Und den einunddreißigjährigen Menschen von Phantasie macht solche Erwartung ungeduldig. Theils freuete ich mich auf ihn, theils fürchtete ich mich vor Enttäuschung. Ich zählte Tage und Stunden bis zu seinem Auftritt. Wie ich in den Saal eingetreten bin, weiß ich selbst nicht mehr. Was ich empfand, nachdem ich hinausgegangen war, mag nachfolgendes Schreiben an Schall sagen, welches dieser in der Breslauer Zeitung abdrucken ließ:

Berlin, 5. März 1829.

„Gestern hat Paganini zum ersten Male vor einem nicht ganz vollen, doch gut besetzten Saale gespielt. Er wurde mit mäßigem Applause empfangen, und viele Gesichter verriethen nur zu deutlich Antipathie gegen den italienischen Virtuosen, den die hiesigen Heroen declamatorischen Gesanges im Voraus verachteten, weil er ein Landsmann ihres Feindes Rossini ist. Aber wie es denn geht, er nahm auch den Präoccupirten die Fassung weg, ehe sie selbst es merkten, und nach dem ersten Solo des ersten Maestoso, in einem von ihm selbst componirten Concerte, brach ein Lärm aus, gegen welchen aller Sonntag-Applaus schwach zu nennen ist. Es war ein Jauchzen, wie ich es im Theater selten, im Saale nie gehört habe. Nun stieg die Theilnahme. Das Adagio seines Concertes ist so einfach, daß ein Schüler ohne Schwierigkeit es spielen könnte; Nichts als eine klagende Melodie, welcher dann ein unheimlich-düsteres Anschwellen des ganzen Orchesters folgt, über das die Sologeige sich erhebt. Niemals in meinem Leben hab' ich so weinen hören. Es war, als ob das zerrissene Herz dieses kranken Menschen sich umwendete und all' seinen Jammer ausschüttete. Ueber Pauken und Trompeten, die da wirbelten und schmetterten, drang immer wieder die klagend-schöne Melodie; als ob Jemand erst allein sein Unglück beklagte und dann, vom Geräusche der Welt unterbrochen, in offene Thränen ausbräche? Was sind alle Töne, die man jemals auf Weigen gehört, gegen die-

ses Adagio! Ich habe gar nicht gewußt, daß es solche Klänge in der Musik giebt. Er hat gesprochen, geweint, gesungen, und alle Virtuosität ist Nichts gegen dieses Adagio. Das Rondo war recht schön, machte aber wenig Eindruck auf mich, trotz aller Präcision in der Hexenmeisterei unmöglichster Griffe; das Adagio konnte dadurch nicht überboten werden. Aber als nun die Sonate kam mit Variationen über die *preghiera* aus Moses, und er die sanfte, fromme Weise erbeben ließ, faßte mich neue Wonne. Daß er hierzu nur die G-Saite brauche, vergaß man nach den ersten Strichen. Auch konnten es nur Diejenigen glauben, die nahe bei ihm standen; denn die Fernsitzenden hörten ja fortwährend Doppelgriffe. Was hilft es zu erfahren, daß diese auf akustischer Täuschung beruhen, — man hört sie doch einmal!

Bald fing das Publikum an mitzuspielen! Einzelne Seufzer und Athemzüge des Bogens (anders weiß ich's nicht zu benennen) wurden mit dumpfem Gemurmeln von tausend Menschen begleitet, man vernahm sonst keine Regung. Als er endlich in Flötentönen die Melodie wiederbrachte, war es, wie wenn er ganz allein im Saale wäre, denn Jeder hielt den Athem an, aus Furcht, dem Geiger könne die Luft ausgehen. Wie nun aber der Schlußtriller anhub, da schlug der Jubel durch, und nun war's, als hätte man den früheren Beifall gar nicht gehört; er konnte sich mit diesem nicht messen. Die Damen legten sich über die Brüstungen der Gallerieen heraus, um zu zeigen, wie sie applaudirten; Männer

flogen auf Stühle, um ihn zu erblicken und ihm zuzuschreien. Ich hab' die Berliner noch nicht so gesehen. Und dies waren die Wirkungen einfach vorgetragener Melodie.

Daß er nel cor piu non mi sento mit Variationen gab, vom Orchester unbegleitet, und daß er da vierstimmige Sätze gespielt, das hab' ich zwar gestern gehört, aber ich weiß heute nicht mehr, ob es wahr ist? Ich weiß auch nicht mehr, was nachher geschehen ist, denn ich lief davon, weil ich's nicht länger aushielt. Ein Genius, dem man nicht folgen kann, weil die technische Einsicht in die Möglichkeit fehlt, muß den Menschen von Verstand und Herz endlich überwältigen, so daß auch die Phantasie nicht mehr nachhilft. Du weißt, ich ziere mich nicht, drum darf ich's aussprechen: kaum glaub' ich, daß ich ihn wieder hören werde? Der Totaleindruck, den er, sein Erscheinen mit eingerechnet, auf mich gemacht hat, ist kein wohlthuender. Es läßt sich ein dämonischer Einfluß ahnen; Goethe's Mephisto könnte so Violine spielen. Alle großen Geiger, die ich bisher gehört, sind Etwas, haben ihren Styl, man kann ihnen folgen, und der mächtige Spohr, der süße Polledro, der feurig-gebiegene Lipinski, der elegante Casond haben mir, Jeder in seiner Art, freudige Bewunderung erregt. Paganini ist nicht Er selbst; er ist Wollust, Wahnsinn, Lieblichkeit, Ländelei, Uebermuth, Hohn, glühender Schmerz, bald dieses, bald jenes. Die Töne sind ihm nur ein Mittel sich auszusprechen, und selbst die Nührung, die er bereitet, zerstört er im Augenblicke durch grelle unschöne Striche und

Risse, durch freche, unpassende Capriccio's. Er kratzt und schabt manchmal ganz unerwartet auf den Saiten, wie wenn er sich schämte, einem edlen oder weichen Gefühle so eben gehuldigt zu haben, doch im Momente, wo man sich unwillig abwenden möchte, hat er Deine Seele schon wieder mit einem goldenen Faden umschlungen und droht sie Dir aus dem Leibe zu ziehen. Seine Composition ist weder Zufall noch Abischt. Es ist die Folge eines zerstörten wüsten Lebens, in welchem eine große gewaltige hochbegabte Natur untergeht. Ganz ohne wissenschaftliche Bildung, entbehrt er die Worte, um Dichter zu sein wie ein Byron*). Die Töne sind seine Sprache. Aber nicht wie bei Gluck, Mozart, Haydn zu erhabenen, milden, versöhnenden Werken verbunden, sondern ohne eigentliche Objektivität, nur ihn selbst durchbringend — und zerstörend, wenn gleich ausgestattet mit einer überschwänglichen Fülle von Produktionskraft, mit unbeschreiblichem Reichthum an originellen, hinreißenden Ideen und Melodieen. Dennoch sind sie immer nur der Rahmen, worin er selbst erscheint, um sich auszurasen und dann erschöpft hinzusinken. Nach der ersten Piece brachte man ihm einen Pelz; er hüllte sich, blaß wie der Tod, hinein, wuschte den Schweiß von der Stirn und sank erschöpft auf einen Sessel im Hintergrunde des Orchesters."

*) Diese Worte hab' ich an Schall gerichtet, noch ehe ich Raupach's ähnliche Aeußerung, welcher in einem vorhergegangenen (Theil I) Aufsage Erwähnung geschieht, vernommen hatte. S.

Diesem ersten Briefe an Schall lasse ich jetzt bald den zweiten folgen, um hinterher noch einige Erinnerungen an Paganini's Persönlichkeit beizufügen.

Berlin, 14. März 29.

„Ich war eigentlich auf das zweite Concert noch gespannter als auf das erste. Ich hatte mittlerweile den fernhinteressenden Bogenführer Apollo persönlich kennen lernen. An Schönheit ist er freilich kein Apoll; denn dafür mag ein dürrer, finstrier, schwarzer Italiener nicht leicht gelten. Dennoch finden ihn viele Damen, und wie ich bemerkt zu haben glaube die interessantesten, interessant. Seine Züge sind sehr markirt, aber fein; sein Auge ist krank, aber tief; und wenn er die Huldigungen einer schönen Frau annimmt, glüht es Feuer und Geist. Seine Hände sind schlank, zart, vornehm. Sein Benehmen ist naiv, kindlich, oft kindisch. Er weiß wenig von der Welt; er mischt sich selten in's Gespräch; er lauscht staunend, wenn von Merkwürdigem geredet wird; er ist der bescheidenste, ungezierteste, liebenswürdigste Virtuose, den ich im Leben gesehen, gegen Jedermann freundlich; für jedes Lob, auch das flachste, erkenntlich; geduldig bei den albernsten Aeußerungen; aber niemals zuvorkommender gegen Einen als gegen den Andern. Ueber andere Componisten und Virtuosen spricht er gerade heraus, unbesorgt ob der Frager ihm vielleicht eine Falle stellen will? Ueber den herrlichen Pjinski äußerte er sich: „Das ist der Einzige von meinen Schülern, der mit genialer Selbstständigkeit Dankbarkeit und Freundschaft für mich verbindet; ich liebe ihn sehr!“ — Seine

eigenen Compositionen sind ihm sehr werth; wenn davon die Rede ist, wird er ganz aufgereggt und redet lauter und lebendiger als sonst. Die letzten Tage vor seinem zweiten Concerte war er besorgt, weil man ihm in der Probe die Glöckchen zum berühmten Rondo zerschlagen hatte*), und er nun fürchtete, es würden sich keine reingestimmten finden lassen. Doch glücklicherweise haben sie sich gefunden, und wir sind so glücklich gewesen, sie zu hören; und ihn, wie er sie nachahmt.

Der Anfang des zweiten Concerts war nicht so wunderbar wie am ersten Abend. Er war nicht so ganz Er Selbst. Dennoch machte er schon darin Dinge genug, die einigemale so überraschend auf die Versammlung wirkten, daß ihm als Beifall ein lautes Gelächter zum Lohne ward. Lacht man doch, wenn Einem recht viel Unglück hintereinander begegnet. So muß man lachen, wenn man bei Paganini geglaubt hat, er habe das Höchste geleistet, und nun durch ihn erfährt, daß es für ihn nur so lange ein Höchstes giebt, als es ihm nicht gefällt, auch das Unmögliche zu zeigen.

Das Adagio cantabile war sächlich und edel; weder ein so furchtbares flebile wie neulich, noch in so räthselhaftem Verhältniß der Soloparthie zum Orchester. Hermann meinte: er habe das auch nur so gespielt, wie andere große Geiger, etwa Rode, es gespielt haben könnten. Ich gebe das nicht zu. Es liegt in seinem Tone, sei er gleich quantitativ nicht so kräftig und stark wie der

*) Er behauptet, mit Absicht!

einer Spohrisch bezogenen Violine, etwas Eigenthümliches, daß ich mich ähnlicher Gefühle beim Klange irgend einer anderen Geige nicht erinnere.

Das Rondo mit dem Glöckchen ist wiederum Er und nur Er allein und kein Anderer. Aber nicht der düstere, einsam Klagende, sondern der übermüthige Humorist, der seines Herzens gute Seite einmal herauskehrt und heitere Empfindungen in den Scherz mischt. Wie nach dem Thema das Glöckchen dreimal anschlägt, und er diese drei Klänge mit dem Glockenton der Violine beantwortet, wäre an sich schon genug, einem sonst mittelmäßigen Spieler den Zulauf der Menge zu sichern. Bei ihm ist's nur eine Zugabe; ein Glas rothen moussirenden Champagners an einer Tafel voll starker ernster Weine. — Die Sonate militaire — doch erst muß ich sagen, daß die Variationen, womit er den Abend beschloß, sehr künstlich, brillant, wirksam, wer weiß was noch waren; — die Sonate militaire schloß sich wieder den Eindrücken des ersten Abends an und machte wo möglich einen tieferen. Er klagte auf seiner G-Saite, ja er heulte. Es war ein tiefer Gram, wie der eines gefangenen Kriegers, der seine Wunden mit Thränen wäscht, weil er nicht aus dem Kerker kann . . . und da trat mitten drin Mozart's köstliches „non più andrai“ ein, als ob nun der Gefangene Trost gefunden hätte in der Erinnerung an Kampfeslust!! Ist's denn möglich, daß der ganz einfache Vortrag von etwa dreißig Takten, die längst alle Vögel auf dem Dache auswendig wissen, tausend Menschen so mit sich fortzureißen vermag? Ja,

wenn Paganini will, wird es möglich, denn er macht sogar möglich, daß die Berliner sich selbst vergessen; daß sie den Ungeheuren mit einem ungeheuren Beifallssturm entlassen und fünf Minuten nachher wie auf ein verabredetes Zeichen noch einmal zu toben anfangen, so lange fortto bend, bis der erschöppte Meister wieder in den Saal zurückgeholt wird und jene Verbeugungen wiederholt, die deshalb merkwürdig sind, weil ihr pantomimischer Ausdruck ein so vieldeutiger ist. Einige seiner Complimente scheinen zu sagen: „Mein Gott, wie komm' ich dazu? — Solche Rücksicht hab' ich ja nirgend gefunden?“ — Denn er blickt demüthig = staunend umher. Dann aber spielt ein gewisses Lächeln um seinen Mund, mehr weh- als demüthig, und das scheint wieder zu sagen: „Ach Ihr guten Leute, wüßtet Ihr, wie mir zu Muthe ist?“ — Und wie er sich dann zum Gehen rüstet, und die jauchzende Menge noch einmal überschaut, da blickt aus den Augen: „Ich mache mir gar Nichts aus Euch und Eurem Gejubil, und der Teufel soll Alles holen!“

Er wird, wie er mir sagte, schwerlich nach Breslau kommen. Er soll nach London — dann in Bäder (ich weiß nicht welche), wo er Rettung sucht.

Ich bedaure Dich nicht, wenn Du ihn nicht hören solltest, und bedaure Niemanden, der ihn nicht gehört hat. Ich bedaure nur mich und Alle, die ihn einigemale hörten, um ihn nie wieder zu hören. Man darf, behaupte ich, kein Musiker vom Fache sein, um den ganzen Umfang seiner Eigenthümlichkeit poetisch aufzufassen und zu würdigen. Die Techniker äußern mir zu viel

Bewunderung und Verwunderung über die Doppelterzen, die chromatischen Triller, die Flageolets u. s. w., als daß sie dazu gelangten, ihm und seiner Kunst ihr ganzes Herz zu öffnen. Ich . . . hätt' ich ihn lieber nicht gehört; mir sind für alle Zukunft die besten Virtuosen verleidet. Wohl jedem Kunstfreunde, der Paganini nicht gehört hat! Aber die Erinnerung an ihn und seine Abende gäb' ich nicht hin für wer weiß was.

Und wenn ich das bedenke, muß ich freilich sagen: Wehe jedem Kunstfreunde, der ihn nicht gehört hat!"

Das Gedicht, dessen erste Zeile ich oben citirte (es steht in der 5. Ausgabe meiner hochdeutschen Gedichte pag. 113), war bald nach Paganini's erstem Concerte gedruckt, in vielen Exemplaren vertheilt und, von dem italienischen Sprachlehrer Herrn Valentini übersetzt, demjenigen überreicht worden, dem es galt. Auf diese Art wurde ich mit seinem Freunde und Reifemarschall Rebizzo bekannt, und dieser wiederum stellte mich dem maëstro vor, der, sonst manchmal menschenföu und zurückhaltend, mir ein recht herzliches Entgegenkommen zeigte. Gar viel war nun allerdings nicht mit ihm zu sprechen. Er blieb trotz aller Freundlichkeit ziemlich wortfarg, und Rebizzo mußte „Conversation machen“ helfen.

Meyerbeer veranstaltete dem wunderfamen Gaste ein Mittagsmahl, zu welchem er mehrere seiner glühendsten Verehrer eingeladen hatte, und dessen heitere Lebendigkeit nur einigermaßen erkältet wurde durch Spontini's Gegenwart. Dieser Mann brachte, in welcher Gesellschaft

er sich einfinden mochte, immer die Atmosphäre übermäßiger, anspruchsvoller Eitelkeit mit sich, worin er athmen mußte, sollte ihm wohl sein. Auch genirten ihn Friedrich Förster und ich, die er als Anhänger Weber's kannte, und deren Verehrung für „Olympia“ und „Alcador“ ihm (nicht mit Unrecht) problematisch blieb. Gegen Paganini legte er eine, zwar von hochmüthiger Herablassung nicht ganz freie, jedoch darum dennoch aufrichtige und warme Bewunderung an den Tag. Besonders ging er auf dessen Bedeutung als Componist ein. Ihm, dem krankhaft-eitlen Menschen, dem der lebendige Quell schaffender Phantasie längst ausgetrocknet war, und der sich förmlich quälen mußte, um nur ein paar Takte aufzubringen, mochte des genialen Landsmannes unerschöpfliche Produktionskraft beneidenswerth und schier unbegreiflich dünken, und da fragte er ihn unter Anderem: „Sagen Sie mir, mein Theurer, weshalb Sie nicht sparsamer sind? Mit den Melodien und Ideen, von denen jedes einzelne Ihrer Concertstücke wimmelt, könnte man ja zwanzig füllen; weshalb verschwenden Sie so viele?“ Paganini blickte ihn erst bestrebt an, wie wenn er den Sinn der Frage gar nicht verstände. Dann sprach er plötzlich, indem er ein Glas Champagner zum Munde führte: „Mais, parceque j'en ai tant!“ — Eine schärfer treffende Replik konnte dem armen Spontini nicht zu Theil werden. Er verblich förmlich, da er sie vernahm, und in diesem Augenblicke that er mir leid. Doch hinderte ihn das nicht, Paganini's Mitwirkung zu dem Concerte zu erbitten, welches er

alljährlich für den sogenannten „Spontinifonds“ veranstaltete. In Wohlthätigkeits-Unternehmungen mit zu wirken, gehörte jaft nicht zu Freund Nicolo's Leidenschaften; indessen hier galt kein Weigern, und er sagte süß-sauer lächelnd zu.

Die pomphast verbreiteten Anzeigen verkündeten: „Nic. Paganini werde auch Variationen über die preußische Volkshymne vortragen.“ Eine solche im Sinne des Wortes gab es gar nicht. Das „Preußenlied“ war noch nicht vorhanden. Spontini's hochtrabender Gesang „Borussia“ war durchaus nicht populär geworden und viel zu schwierig, um es je zu werden. Man behalf sich mit dem Englischen God save the king, auf dessen Weise der gute Mächler das redlich gemeinte, doch herzlich schlecht gereimte „Heil Dir im Siegerfranz“ angepasst. („Nicht Roß' noch Reistige sichern die steile Höhe“ klingt entseßlich.) Man vergaß sich zu informieren, was der in deutschen Staatsverhältnissen kindlich naive Paganini unter „preußischer Volkshymne“ verstehe? und man ließ die Sache ihren Gang gehen. Wie's nun zur Orchesterprobe kam, und den Musikern ihre Stimmen aufgelegt wurden, schlug Herr Concertmeister Möser ein lautes Gelächter auf und geigte . . . was? . . . die auch in Berlin wohlbekannte rührende Melodie des seligen Haydn: „Gott erhalte Franz den Kaiser“ herunter. Allgemeiner Tumult! Spontini rasend! Meister Nicolo hatte diese Variationen für Wien gemacht und bona fide angenommen, dieses sei die allgemeine deutsche, folglich auch die Preußische

Volkshymne. Er betrachtete die Angelegenheit wie eine sehr leicht beizulegende, beruhigte Spontini mit der Versicherung: *cela s'arrangera!* ließ sich von Möser das *God save the king* auf ein Blättchen schreiben und versprach den Orchester-Mitgliedern, sie sollten ihre leicht zu executirenden Parthieen heute Abend ausgeschrieben vorfinden. Eine Probe sei weiter nicht von Nöthen. Darauf begab er sich, geleitet vom unzertrennlichen Rebizzo und von seinem Söhnchen Achill, welchen Ersterer „Impertinente!“ anzurufen pflegte, nach seiner Wohnung in der großen Friedrichstraße. Dort suchte ich ihn, voll Erwartung, wie er sich aus der Affaire ziehen wolle, eine Stunde später heim. Ich fand ihn am Schreibtische, vor sich vier liniirte Notenblätter, auf die er die einzelnen Stimmen des accompagnirenden Quartettes gemächlich mit der rechten Hand niederschrieb, während die Finger der linken, auf einer Guitarre mit fünf Saiten bespannt (die sechste war gerissen), Melodie und Begleitung *piccato* abwechselnd anschlugen. Er spielte — schrieb — plauderte mit mir — Alles zugleich. Die Guitarre hing an einem blauen Bande, welches gegen seine Flanelljacke komisch abstach, und ruhte ihm lose im Schooß, was ihn nicht hinderte, ihr helle, bestimmte Akkorde zu entlocken. Was er spielen, und wie er die ihm sehr zusagende Melodie Abend's variiren werde, das meinte er, könn' er noch nicht genau wissen. . . „*mais cela s'arrangera!*“ —

Das große Opernhaus war überfüllt. Und als die Schlußnummer an die Reihe kam, trat er hin wie

gewöhnlich, bligte die Musiker an, setzte ein . . . und gewiß, noch niemals ist das prächtige brittische Volkslied in seelenvolleren Tönen zu den Herzen gedrungen als von seiner Geige. Was die Variationen betrifft, so übten sie zwar durch tausenderlei Kunstfertigkeiten ihre Wirkung, reichten aber doch keinesweges an die Macht der einfachen Melodie.

Il a le diable au corps! meinte Spontini. — Er kann was er will, sagte Meyerbeer. — Ich dachte mit Kellstab: Ich hab's gesehn, ich hab's gehört, aber ich glaub' es nicht.

Das Kinderspital in Prag.

An Gutzkow.

(Grätz, 1856.)

— — — Es fehlt nicht viel zu zehn Jahren, seitdem ich aus Hannover an Sie schrieb, Sie um ein Exemplar Ihres damals noch nicht im Buchhandel erschienenen „Uriel Acosta“ zu bitten, damit ich dieses Stück mit Ihrer Erlaubniß und auf meine Weise öffentlich vortragen dürfe. Seitdem hat die Welt auf dem Kopfe gestanden; Uriel ist auch über die Bretter gegangen, welche ihm vor zehn Jahren verschlossen gewesen; Vieles, wonach man sich lange gesehnt, ist in's Leben getreten, man ist älter geworden; — ob klüger? Ich gewiß nicht.

Holtel, Charpie. II.

2

Davon habe ich einen Beweis abgelegt, als ich im vergangenen Herbst, auf einem Ausfluge nach Prag, mich verleiten ließ, daselbst nach langer Pause wieder vor's Publikum zu treten und Shakespeare zu lesen. Daß es noch so gnädig abging, entschuldigt mich nicht. Aber je gütiger ich behandelt wurde, desto erkenntlicher muß ich sein; desto dankbarer für unzählige Beweise nachsichtsvoller Theilnahme, herzlichen Wohlwollens, an welchen, zwei Monate hindurch, jeglicher Tag reich war.

Ein kleines Theilchen dieses Dankes abzutragen, richte ich vorliegendes Schreiben an die Redaktion der „Unterhaltungen am häuslichen Herd,“ verhoffend, daß es auf diesem Wege auch in Prag die passendste Verbreitung finde!

Warum ich als Ueberschrift „Das Kinderspital“ erwählte? Sie sind vielleicht der Meinung, ein „Alt-Männerspittel“ wäre für den Absender dieses Briefes bezeichnender, und ich kann dagegen Nichts einwenden. Doch bleibe ich beim Kinderspital und denke das vor Abschluß meiner anspruchlosen Plauderei zu rechtfertigen.

Vor 33 — Jahren (schieß wolllt ich sagen: „Minuten,“ und habe doch heute noch keinen Tropfen getrunken, weder Steierschen, noch Grünberger; aber Minuten und Jahre kommen auf Eins heraus, sind sie einmal verronnen!) vor 33 Jahren hatte ich Prag zum erstenmale gesehen und in dieser Zwischenzeit jede Gelegenheit benutzt, die wundersame alte, für mich immer neue

Stadt, sei's auch nur als Durchreisender auf Stunden, wieder zu besuchen. Was Wunder, wenn ich wiederholter Aufforderung eines von hier dahin versetzten Gönners nicht länger widerstand, meinen Schreibtisch verließ und mit den Herbstvögeln ausbrach! Freilich hatte ich nach fünfjährigem Stubenhocken und Schriftstellern das Reisen fast verlernt, sodaß ich mir auf der Eisenbahn wie ein willenloses Frachtstück vorkam, nicht wie ein selbstständiger Mensch. Heute um 11 Uhr Vormittags verließ ich Steiermarks Hauptstadt, und morgen um dieselbe Zeit, nur vierundzwanzig Stunden später, suchte ich zu Prag im Hôtel de Saxe meinen Bratenrock aus dem Koffer, denn es war Wenzel-Tag, und alle Leute gingen gepuzt durch die Gassen.

Ein Viertelstündchen nachher befand sich der graue Bagabund auf der Polizei, im Zimmer des Mannes, dem die „Bagabunden“ gewidmet sind, und der sie, kraft seines Amtes, gebührend zu schützen weiß; weshalb er sie gern füttert und pflegt, auf daß sie nicht nöthig haben, dumme Streiche zu machen. Nächst ihm waren es vor allen die Redaktoren der Zeitschrift „Bohemia“ und der unter dem Titel „Album“ weitverbreiteten Romanbibliothek, die deren beider liebevoll-verhättselter Mitarbeiter zu begrüßen Pflicht und Eile hatte. Freund Klutschek saß mit seinen Kindern vor einem Tisch Kolatschen und Wachteln, — (o Himmel, wie priesen die Kleinen den heiligen Wenzel!) — und Rober's einziger Sohn sah auch nicht aus, wie wenn er dem Heiligen des Festtags wegen zürnte. Ich fühlte mich nun schon hei-

misch in Prag. Wo man drei wohlgesinnte Freunde hat, ist man zu Hause. Das Uebrige findet sich. Und damit es sich bei mir bald finde, und ich auch im Gasthose wie zu Hause sei, übernahm ich die Verbindlichkeit, eine literarische Arbeit bis zu einem bestimmten Tage zu vollenden, wodurch ich Morgen für Morgen am Tintenfass festgehalten war. Ein solches selbstauferlegtes Joch, mag es immer ein wenig drücken und zwingen, hat doch auch sein Gutes in fremder Stadt; man wird nicht so leicht abgESPANNT und müde durch zerstreues Nichtsthun, sondern vielmehr bei jedem Sonnenaufgang gleichsam gezwungen, sich wieder zu sammeln und in sich selbst zu gehen. Während ich über einem neuen Buche sann und schrieb, sand ich zu einem anderen, schon fertigen, den Verleger in Leipzig und erhielt zu gleicher Zeit die Freiemplare der vierten Auflage meiner vermischten Reimereien; alles Dieses in Prag. Daneben trat ich allwöchentlich einmal vor's Publikum als Vorleser, war Abend für Abend in geselligen Kreisen, machte sogar verschiedene Ausflüge auf's Land in benachbarte Schlösser und zeigte mich, trotz nahebevorstehender Vollendung des siebenundfünfzigsten Lebensjahres und weißbärtiger Umsäumung des alten, furchenreichen Gesichts, noch leidlich wacker.

Wer aber auch sollte nicht noch einmal versuchen, sich aufzuraffen, das Scheinleben eines vereinsamten Bücher-machers einzutauschen, sei es nur auf Wochen, gegen wirkliches Leben mit wirklichen Menschen, wenn diese ihm durch alle Abstufungen und irdische Stellungen so hold begegnen wie in Böhmens Hauptstadt? Der jugend-

liche Album-Vater Kober ließ sich's angelegen sein, mich dem Kreise der bei ihm häufig versammelten Schriftsteller und Journalisten näher zu bringen, wo Scherz und Ernst, Für und Wider in allen Rhythmen und durch alle Töne verhandelt wurden. Größere Abendzirkel verfehlten nicht, den vom Scheintode für kurze Frist Auferstandenen in ihre Wirbel zu ziehen, auch wohl schwindeln zu machen; was nicht ausbleiben kann, sobald die Gewohnheit mangelt. Desto erquickender wirkten dazwischen trauliche, stille Abende in altbefeundeten Familien, wo dem Gaste Alles bekannt ist, Eltern wie Kinder, Freuden wie Leiden, Wünsche wie Abneigungen, wo jedes Wort Erinnerungen weckt. Solche Abende gleichen Spaziergängen durch ein Heimatsdörflein; die Wandelnden streifen wohl auch an den Zaun des kleinen Friedhofes; — aber es ist Frühling, und Alles grünt und blüht, sogar auf dem Friedhofe. Auch im Hause eines Mannes, den ich vorvergangenen Sommer in Steiermark flüchtig vorübergehend kennen gelernt, wo er so gütig war, meine Bekanntschaft zu suchen, that sich mir unerwartet ein Asyl auf; noch eine friedliche Insel mehr im rauschenden Meere, welches man Gesellschaft nennt, und in welchem es, für einen ungeschickten Schiffer meiner Gattung, ohne Gefahr an Untiefen, Klippen, Sandbänken und Stürmen nicht abgeht.

Der berühmte Arzt und Operateur Dr. Pitha und dessen anmuthige Gemahlin erlaubten mir, wenn ich, vom Segeln durch wogende Wellen matt, mich nach des „Bächleins murmelndem Geschwäg“ recht innig sehnte,

an ihrem kleinen Theetisch, nicht wie ein Fremder, nein, wie ein längst bekannter Genosse mich einzufinden. Schöne, geistig hellere Abendstunden, die manchmal tief in die Nacht reichten, bis ich mit Schrecken bedachte, daß der verehrte Mann jede Minute seinem ernstestn Berufe, seiner Wissenschaft entzog, und dann beschämt, doch nicht minder beglückt, endlich ausbrach.

Damit im Prager Freudenkranze keine Blüthe mehr mangle, wollte sich's auch fügen, daß ich einem hohen Staats-Beamten mich nähern durfte, dem ich schon, als er noch in Grätz lebte und wirkte, die aufrichtigste Verehrung gezollt, und dem ich solche in redlich gemeinten Versen auszusprechen damals Gelegenheit gefunden, als bei seinem Abgange nach Prag die hiesigen Justizbehörden mich mit dem Auftrage beehrten, ihren Gefühlen Worte zu leihen.

Ich fand ihn, wie ich mir ihn gedacht: freundlich, wahr, reich an Gemüth und Geist. Ehe ich ihm ein Bändchen meiner Gedichte (unter denen sich ja auch das ihm gewidmete befindet) übersandte, schrieb ich nachstehende Zeilen hinein:

Leuten von meinem Gesichter
Banget vor strengem Richter,
Tief in innerster Brust
Ihrer Schwächen bewußt.

Doch mit gläub'gem Vertrauen
Wagen sie aufzuschauen:

Gnade waltet ja mild,
Droben im Sternengefilb.

Also auch irdischem Richter
Naht der Gelegenheitsdichter.
Verslein, bittet und spricht:
Gnade diesmal für Recht.

Und diese entging weder dem Sänger noch seinen
Liebern.

Ich erwähnte oben einiger Fahrten auf's Land. Die
erste war nach Mieschitz, zwei Meilen von Prag, in wel-
chem Schlosse Graf Erwein Nostiz-Kienek den Spät-
herbst mit seiner Familie zubrachte; wie denn der größte
Theil des böhmischen Adels bis gegen Weihnachten auf
seinen Gütern verweilt, wohin derselbe dann, nach kur-
zem Winteraufenthalte in der Stadt, sobald sich's thun
läst, zuruckeilt. Eine schöne Sitte, so großer, intelligen-
ter, wahrhaft vornehmer Grundbesitzer würdig.

Wenn man Erwein Nostiz genannt, so hat man für
Diejenigen, die in Böhmen bekannt sind, eigentlich schon
Alles gesagt. Beim Klange dieses edlen Namens rau-
schen weite Wälder, sauseln üppige Felder, lachen geseg-
nete Fluren, lächeln liebende Menschen und alte treue
Diener, und als Echo dieser Erdenstimmen wiederholen
ihn anerkennend die ewigen Musen. Denn Graf Erwein
pflegt, hegt, fördert, unterstugt Wissenschaft und Kunst.
Seine Bibliothek, seine Gemäldesammlung sind nicht,

wie bisweilen an anderen Orten, äußerliche Zierden für Eitelkeit und Prunk. Sie sind ein Theil seines Daseins: er lebt in ihnen, wie sie in ihm. Gehe nur in seinem Palast auf der „Kleinseite,“ Reisender! Suche nur die gern ertheilte Bewilligung nach, Dich darin umzuschauen! Steige nur die breite, steinerne Treppe hinan! Wenn, umgeben von immergrünen Bäumen und Gesträuchen, Dich die kolossalen Büsten Goethe's und Schiller's empfangen, wirst Du gleich wissen, weß Geistes Kind der Herr des Hauses ist.

Ich erfuhr es schon in Mieschitz, bei meinem ersten Schritt in's dortige, ländliche Schloß; las es jedem Diener aus dem Antlitz; hörte es aus jeder Silbe heraus. „Wie der Herr, so die Diener!“ ist gar ein weises Sprüchwort.

Welch eine Familie! Welch ein Hauswesen! Welch ein Vorbild für Gastfreiheit im höchsten, reichsten Maßstabe! — Ich bin viel in der Welt herumgekommen, habe mich lange umhergetrieben, Mancherlei gesehen und beobachtet, an Höfen und in Hütten. Größere Pracht, mehr Luxus, unnütze Ostentation, prunkendes Geräusch; — o ja! Aber die gediegene Würde aristokratischen Landlebens, vereint mit so behaglicher Freiheit, ungezwungener Freundlichkeit, herzlicher Güte, lebendigster Theilnahme für Alles, was groß und schön ist, habe ich nie und nirgends gefunden.

So denke ich mir den Landaufenthalt der besten (in jedem Sinne besten), großen Familien in Alt-England;

nur daß dort, fürchte ich, die Vorliebe für Kunst selten mit so feinem Kunstsinne gepaart sein möchte!

Ich wurde in Mieschitz auch den lebenswürdigen Nachbarn: Grafen Czernin, Gräfin und Töchtern vorgestellt, die mich dann ihrerseits später in ihrem Schlosse Winarz empfingen, wo an bunter Tafel drei oder vier Priester (unter diesen ein prächtiger, lebensfrischer Greis) mit munteren, jugendlichen Reiteroffizieren gemischt waren und dem unbefangenen Gespräche keinen Eintrag thaten durch ihre Gegenwart.

In Mieschitz fand der schon früher gefaßte Vorsatz, den letzten meiner öffentlichen Leseabende dem Kinder-spitale zu widmen, volle Zustimmung. Sämmtliche Anwesende gaben sich als begeisterte Verehrer dieser Wohlthätigkeitsanstalt zu erkennen, und es wurde hier gewissermaßen das Siegel gedrückt auf Alles, was ich bisher überall in Prag über Professor Ebschner gehört. Dieser Arzt war mir schon durch eine unglückliche Freundin, welcher die Cholera in einem Tage Mutter und Tochter geraubt, als ein Mensch geschildert worden, der eigentlich vom Kopfe bis zum Fuße ganz Herz und Gefühl sei; sie hatte ihn zum ersten Mal erblickt, als die Thrigen, eine Mutter und zwei blühende Töchter, sich sterbend in Qualen wanden; nur die eine Tochter vermochte seine Bemühung dem Bürgengel zu entreißen, aber die Hingebung, die er bewiesen, die Tröstungen, die er gespendet, hatten mächtig und hilfreich auf die Zurückbleibenden gewirkt, und Dankbarkeit hatte ihm dort einen Hausaltar

errichtet. Nun fand ich mich veranlaßt, nach dem Ent-
 stehen wie nach dem Bestehen des Ebschner'schen Kinder-
 spitals mich näher zu erkundigen. Da ergaben sich merk-
 würdige Daten, die endlich, aufmerksam betrachtet und
 gewürdigt, nur einen neuen Beleg zu dem alten Aus-
 spruche liefern, daß einem edlen, bedeutenden, ausdauernden
 Manne auch das scheinbar Unmögliche gelingt, wenn ein solcher nämlich (wie Ebschner es thut) sein
 ganzes Leben an eines großen Zweckes Erreichung setzt.
 Er ist, streng genommen, nicht der Stifter dieser Anstalt,
 die Dr. Kragmann im Jahre 1842 gründete und die,
 weil aller Anfang schwer ist, anfänglich nur auf neun
 Betten gebracht werden konnte. Nachdem jener brave
 Arzt in Folge heftiger Krankheit Prag verließ, um für
 immer nach Tepsitz überzusiedeln, übernahm Ebschner,
 von innerstem Mitleid ergriffen, — denn er hatte oft das
 Elend gesehen, dem er nach Kräften Vinderung zu brin-
 gen wünschte — die ärztliche und ökonomische Leitung.
 Nicht etwa wie ein praktischer Arzt von großem Rufe
 und allgemeiner Geltung dergleichen Ehrenämter über-
 nimmt, um eine verlorene Stunde daran zu wagen! nein,
 um kein anderes Erdenziel mehr zu verfolgen — (er hei-
 rathet nicht, weil er durch Nichts vom Hauptzweck seines
 Lebens und Strebens abgezogen werden will) — um
 Ehre, Glück, Freude, gerechten Stolz nur darin zu fin-
 den. Und wenn er daneben seine Praxis beibehielt —
 (eine Vereinigung, deren Gelingen, schon was äußerliche,
 mechanische Thätigkeit betrifft, an's Zauberhafte streift),
 — so that er dies nur, um den Gelderwerb, dessen seine

Renommée gewiß blieb, nicht zu schmälern. Er brauchte große Einnahmen, der geldgierige Geizhals; er braucht sie noch; er gönnt sich kaum ein Bißchen Schlaf, damit er nur ja zusammenscharre; o, er ist die Habsucht selbst, dieser Dr. Löschner. Und nun sehen wir von Jahr zu Jahr die Zahl der im Spitale verpflegten kranken Kinder, sowie jener außerhalb ärztlich behandelten steigen und steigen. Die amtlichen Berichte weisen Das nach. Wir sehen Beiträge, kleinere wie größere, von kaiserlicher Guld, von reichen Gönnern, von allen Seiten zufließen. Das Scherlein der Wittwe fehlt auch nicht. Arme geben aus ihrer Armuth. Hoch und Niedrig wendet sich dem Manne zu, dem Jeder vertraut. Mit jedem Jahre wächst der Umfang des gesegneten Unternehmens. Mit jedem Jahre erstarkt Löschner's Muth. Und das ist nöthig; denn alljährlich mehren sich die Bedürfnisse — leider auch die Schwierigkeiten. Sogar übler Wille und Neid bleiben nicht aus. Doch Zuversicht und Vertrauen behaupten das Feld. Auch die Kunst freut sich, mit heiteren Klängen ihr Opfer darzubringen. Theure Namen lesen wir unter denen, die der armen Kinder liebevoll gedachten. Henriette Sontag begegnet uns hier noch einmal, ehe sie aus Europa scheidet, um in der neuen Welt zu sterben, neben anderen Wohlthätern. Der größte, an Großmuth unerschöpflichste seiner Wohlthäter bleibt Löschner selbst.

Jeder Jahresbericht schließt mit einem Deficit; jeder Berechnung ist eine Zeile angehängt, welche einfach lautet: „Der von Dr. Löschner gedeckte Abgang be-

trug —.“ Als ob sich das von selbst verstünde! Er wundert sich weiter nicht darüber; warum sollten wir erstaunen? Da scheint es uns denn auch ganz natürlich; wenn wir zusammen rechnen, die aus seinen eigenen Mitteln geleisteten Beiträge jetzt auf die Totalsumme von 34,455 Gulden angewachsen zu sehen.

Im Jahre 1853 wurde ein Bauplatz angekauft, auf diesem ein der Anstalt eigen gehöriges Gebäude aufgeführt (bis dahin wohnte sie zur Miethe), und welchen Eindruck das Innere dieses stattlichen Gebäudes auf mich gemacht, das wollte ich Ihnen, verehrter Freund, und Ihren Lesern in Kürze zu erzählen versuchen.

Am 23. November hatte ich mit Schiller („Demetrius“), Goethe („Egmont“), Shakespeare („Cäsar“) meine declamatorischen Vorträge geschlossen und wollte, sobald ein vom akademischen Lesevereine auf den 4. December angeordnetes Concert, in welchem ich auch meine Streiche zu machen gelobt, vorüber war, die Heimreise antreten. Doch Professor Böschner versicherte, daß er mich nicht ziehen lasse, bevor ich nicht an seiner Seite einen Besuch in jenem Hause auf dem Karlsplatze abgestattet, dem ich unter Schiller's, Goethe's, Shakespeare's Negide eine kleine Einnahme zugewendet. Ich gestehe, daß ich große Abneigung empfinde vor Lazarethn, Krankenhäusern, Krankenstuben. Nicht weil ich ohne Mitgefühl wäre, sondern vielmehr weil ich dessen zu viel besitze, und weil der Anblick schwerer Leiden, verbunden mit der Wirkung verdorbener Luft, mir immer schädlich ist. Kann ich durch meine Gegenwart Nutzen bringen, so will ich gern

all' Dies überwinden, was ich leider, oft genug in meinem Leben, zu thun Gelegenheit fand. Aber ohne Zweck, ohne helfen zu können, trachte ich nicht danach. Hier war nicht auszuweichen. Ebschner schien es zu wünschen; wer sollte sich dem Wunsche eines solchen Mannes nicht fügen? So holte er mich denn am 5. December Vormittags, in Begleitung seines treuen Freundes, des Apothekers Stadtrath Fürst, mit seiner Kutsche ab. Er befand sich unwohl. Auf einer Nachtreise zu Kranken über Land war er genöthigt gewesen, den Fährleuten behilflich zu sein beim Roßeisen im zeitig gefrorenen Strome, und hatte sich dabei die Hand verletzt. Auch fieberte er stark und schien sehr abgespannt und ermattet. Ich weiß nicht, die wievielte Nacht seine unermüdlche Bereitwilligkeit ihn gestört binnen einer Woche. Deshalb wies er meinen Vorschlag, die Fahrt aufzugeben und sich in's Bett zu legen, nicht minder verächtlich zurück. Doch saß er stumm, sichtbar leidend, in der Ecke des Wagens.

Von dem Augenblicke, wo wir anhielten, und die Thüre sich öffnete, ging eine überraschende Veränderung mit dem Manne vor. Er sprang heraus, munter und frisch wie ein Hirsch, seine Augen strahlten, das ganze freundliche Gesicht leuchtete vor Entzücken, und „nun kommen Sie!“ rief er in einem Tone, der wie das Thema zu einer Siegesymphonie erklang, von hellen Drommeten rein und kräftig angestimmt.

Das Haus ist folgendermaßen eingetheilt:

Zu ebener Erde befinden sich einerseits die Aufnahme-Kanzlei mit Vorzimmer und die Küche, andererseits ein

Sectionssaal, der zugleich als Auditorium dient und außer einer gediegenen medicinischen Bibliothek eine bedeutende Sammlung anatomischer und pathologischer Präparate enthält. Dieser Saal steht mit einem chemischen Laboratorium in Verbindung. Nach rückwärts liegt noch die Waschanstalt. Der erste Stock enthält eine Hauskapelle, in der allwöchentlich Gottesdienst abgehalten wird, und außer dieser sechs Zimmer mit 24 Krankbetten, welche zugleich die klinische Abtheilung bilden. In diesem Stockwerke liegt auch das Directorialzimmer mit reichlich versorgter Nothapotheke und ein entsprechender Wäschevorrath. Der zweite und dritte Stock werden ganz und gar von Krankenzimmern eingenommen. Der an's Haus stoßende Garten ist mit Laub- und Nadelgehölz bepflanzt und wird durch einen Bauplatz begrenzt, auf welchem sich Deo favente ein zweites Haus erheben soll, für etwa 40 Betten berechnet, um so viel als möglich die Granthemen abzutrennen von den übrigen Krankheiten und eine noch größere Waschgelegenheit zu gewinnen. Die Leitung und Verwaltung besorgt Köschner selbstständig. Er besoldet aus Eigenem: Einen Assistenten, einen Secundärarzt, zwei Aspiranten, zwölf Krankenwärterinnen, eine Köchin, zwei Küchenmägde, drei Wäscherinnen, einen Portier und verschiedene Hilfsarbeiter.

Die Leistungen des Instituts umfassen:

- 1) Die unentgeltliche ambulatorische Behandlung kranker armer Kinder außerhalb.
- 2) Die Aufnahme und Behandlung solcher innerhalb des Spitals.
- 3) Die

Besorgung der Impfung. 4) Die Abhaltung klinischer Vorträge über Kinderkrankheiten. — Die Zahl der unter 1) bezeichneten Kranken betrug im Laufe des Jahres 1855 nicht weniger als 6219; die der im Hause Aufgenommenen 1010! Geimpft wurden 605. Die klinischen Vorträge werden von vielen In- und Ausländern fleißig besucht.

Soviel von dem Wirken dieser Anstalt im Allgemeinen.

Jetzt noch zwei Worte über meine Empfindungen, als ich an des edelsten Menschen Seite die Räume des Sammers und der Qual durchwanderte. Ich darf's nicht leugnen; mitunter stellten sich furchtbare, herzzerreißende Leiden dem Anblicke dar. Ich sah Kinder . . . doch warum sollten wir bei diesen verweilen? Warum soll ich die Phantasie Ihrer Leserinnen mit Schilderungen verletzen, die gar nicht nöthig sind, wo wir ja ohnedies alltäglich an die tausend und aber tausend Leiden, denen das „Ebenbild der Gottheit“ unterworfen ist, rings um uns her gemahnt und erinnert werden? Wozu die Schattenseiten meines Besuchs herausheben? Wir wußten ja, als wir eintraten, daß wir nicht gekommen waren, sinnliche Genüsse zu suchen, daß wir uns nicht an einem Vergnügungsorte befanden, und was wir zu erwarten hatten. Leiden und Gebrechen konnten uns dort nicht überraschen. Lassen Sie uns lieber beleuchten, was die Seele des Beschauers mit — nicht mit der angenehmen Befriedigung wissenschaftlicher Wahrnehmungen; diese bleibt dem Laien unter sagt und steht höchstens dem

Begründer, dem durch seines Werkes Anblick Befeligten zu! nein mit wehmüthiger Heiterkeit, mit schmerzhaftem Wohlbehagen (anders kann ich's nicht nennen), durchbringt und erfüllt. Zuvörderst muß ich erwähnen, daß die Bewunderung dessen, was ich sah, der ganzen Einrichtung, auch nicht eine Spur von Ekel oder Grauen in mir aufkommen ließ. Es fehlte, wie gesagt, nicht an Kranken der schlimmsten Gattung; nicht an schuldblosen Kindern, die durch ihrer Eltern Unglück, Noth, Härte oder Schuld als einziges Vermächtniß ein qualvolles Siechthum empfangen hatten. Auch die verhängnißvolle Aufschrift „Ch“ (Cholera) zeigte auf einigen über den Lagerstätten angehängten Tafeln immer noch Nachzügler der bereits erlöschenden Epidemie. Doch wer könnte Entsetzen oder auch nur Besorgniß hegen, wo er in saubern freundlichen Gemächern, deren Luft auch nicht ein Atom von üblen Gerüchen zu enthalten scheint, in reinste Wäsche gehüllt, auf bequemen Betten liegend, oder an kleinen Tischen spielend von aufmerksamen, mütterlich emsigen Wärterinnen umgeben und bewacht, Kinder vor sich sieht, die Nichts entbehren, was menschliche Hilfe, irdischer Beistand überhaupt darbieten? die, mögen sie Schmerzen leiden und das Bewußtsein ihrer Krankheit hegen, doch nicht minder das Gefühl in sich tragen, wir sind dem Mangel, dem Frost, dem Hunger entrückt; wir sind Gegenstand zarter Sorgfalt! Ja, dies Gefühl waltet bei allen Leiden in ihnen vor, denn auch die kränksten lächeln dankbar dem Retter zu, wenn er liebeich fragend vor sie hintritt. Ich habe, so lange ich

in diesem Hause verweilte, meine Thränen kaum zurückzuhalten vermocht; aber es waren Thränen der freudigsten Rührung, von denen das Herz mir anschwellt. Magst du dich erkundigen, wonach du willst, magst du zur Sprache bringen, was dir nur irgend aus eigenen Erlebnissen, wo Pflicht und Anhänglichkeit dich in's Krankenzimmer, an's Sterbebett führten, wieder einfällt; hier ist für Alles gesorgt, jedes Bedürfniß, jeder Fall ist vorgesehen, bis zur letzten Stunde des schwindenden Lebens oder andererseits bis zum Tage der Genesung.

Genesung! dieses Wort regte einen dunkeln Zweifel an, der mitten in mein Entzücken über Böschner's geniale Schöpfung drang und auf Augenblicke Alles in graue Schleier zu hüllen drohte: „Was wird aus den Kindern, sobald sie wirklich genesen?“ Natürlich kehren sie zurück zu den Ihrigen. Zu den Ihrigen? — Es mag arme Familien geben, denen nur die Mittel fehlen, ihre kranken Kinder gut zu pflügen; nun, diese werden ihre vom Tode Auferstandenen gern empfangen und die liebe, neugeschenkte Last — (denn was sind den Aermsten ihre unmündigen, noch nicht erwerbsfähigen Kinder sonst?) — wie einen ersehnten Gast willkommen heißen. Aber wach ein Willkommen harret des Kindes, dem die Eltern keine Eltern sein wollen, keine Eltern sein können? Ja in einer Höhle, wo Rohheit, verdrossene, unmuthige Anstrengung auf Unflath und Schmutz brüten, wo kein Sonnenstrahl eindringt, als ob er sich fürchte, auf diese Zustände auch nur schwaches Licht zu werfen? Vorher wußte das Kind keinen Unterschied, Soltei, Charpie. II. 3

kannte nichts Besseres, wuchs im ekelhaften, modrigen Neste auf, gleich dem Wiebehopf. Jetzt hat es Licht und freie Luft genossen; es hat die Wonnen der Reinlichkeit, des Bades kennen gelernt; milde Fürsorge hat ihm labend zur Seite gestanden, warnend, belehrend. Kein rauhes Wort hat sein Ohr, sein Herz getroffen. Würdige Männer haben sich überboten in Bemühungen für sein Wohl; es wurde zum Mittelpunkt eifriger Berathungen. Und als die Krankheit besiegt war; als mit der Genesung die kindische Lebenslust, der Hunger, die Gier nach Speise sich meldeten, da war kein Leckerbissen zu theuer, keine Kraftbrühe kräftig genug, den leeren Magen zu füllen, den reizbaren Gaumen zu erquicken, den kleinen abgemagerten Leib zu stärken. Solche Bilder bringt das wiederhergestellte Kind in seine sogenannte Heimath! Muß die Erinnerung an Vergangenes und im Vergleiche mit Gegenwart und Zukunft das unglückliche Wesen nicht noch unglücklicher machen?

Das war die skeptische Frage, womit der ewige Zweifler in meiner Brust den schönsten Gefühlen widersprechen wollte, ehe ich das Prager Kinderspital verließ. Ich unterdrückte sie nicht. Ich theilte sie ehrlich und redlich dem redlichen Manne mit, der mich geleitet. Und er sagte: „Ich glaube, Sie irren sich; Sie treten der menschlichen Natur zu nahe durch diese Ansicht. Im Gegentheil, das Kind wird nie und nimmer vergessen, daß es ein Gegenstand unserer liebevollsten Sorgfalt, daß es das barmherzig gepflegte Kind mitleidiger, wenn auch fremder Menschen war. Wie an einen sanften

Traum wird es an die Zeit seiner Leiden, an die Zeit unserer Liebe denken. Es wird dem dumpfen Groll, den seine Umgebungen in ihm nähren möchten gegen Leben und Welt, dem ungerechten Irrwahn, daß hienieden Jeder nur an sich selbst denke, nur für sich selbst Sorge, dem wird es späterhin bei reiferem Urtheil die Erinnerung an dieses Haus entgegenstellen, und vielleicht wird auch mein Bild ihm noch einmal erscheinen und ihm zufluchen: „Nicht wahr, es giebt doch Menschen, die alle Menschen wie ihre Brüder lieben?“ — So sprach er, und ich beugte mich in Ehrfurcht und Demuth.

So entstehen Gerüchte.

Im Februar des Jahres Achtzehnhundertdreiundzwanzig ging ich in meiner lieben Vaterstadt Breslau die Taschengasse entlang und bog eben um die Ecke nach Schall's Wohnung, dem ich meinen Morgenbesuch abstaten wollte, als van der Velde mir begegnete, der gerade bei Schall gewesen war, und den ich nun plaudernd wieder ein Stückchen zurück begleitete. Er sagte mir im Gehen von einer Neuigkeit, die er oben in der „goldenen Art“ (dieses Wahrzeichen führt jenes Haus, welches in seinem zweiten Stockwerke unseren dicken Schall damals beherbergte) vernommen, und von welcher seine gutherzige, gerechte Natur völlig empört war „Man so habe eine Frau dermaßen gemißhandelt, daß

die Aermste in Folge schwerer Verletzungen an Krücken einherschleichen müsse!“

Manso! Kaspar Friedrich Manso, der sanfte Schul-Director des gelehrten Magdaleneums, der vortreffliche Philologe, der zarte Hagestolz, die Zierde zierlicher Thee-gesellschaften, der wohlwollende Lehrer, der sich zu jeder harten Ermahnung, zu jeder strafenden Bemerkung im Gymnasium gewaltsam zwingen mußte! Manso mit der gepuderten Taubenflügel-Frisur und dem Seiden-band-umwundenen Zöpschen? Manso, der kurze, immer schneeweisse Kasimir-Unterkleider trug, auch im Winter die baumwollenen Strümpfe beibehielt und auf seinen Schuhen so leise einhertrat, daß er zu schweben schien? Manso, den wir Schlingel von Schuljungen im Verdacht gehabt, daß er unter dem Pantoffel der Frau „Radecken“ stände; welche Frau Radecken die Gattin des Schuldieners, dabei des Rectors kleine, dicke, herrische Köchin und für uns ein gefürchteter Cerberus war? Manso hatte eine Frau gemißhandelt, er, der es kaum über sein Herz gewann, dem widerspenstigsten Bengel in Quarta einen schwachen Tupper mit zwei Fingern auf den Schädel zu geben?

Ich machte einen Satz über den sich in die trübfluthende Ohlauer ergießenden Bach des Rinnsales am Eck der Ohlauer- und Weiden-Gasse, nach welcher letzteren van der Velde sich heimbegab, und rief dabei: nicht möglich, Freund! wer hat so was aufgebracht? —

„Vor fünf Minuten hat es Steffens bei Schall erzählt; sie redeten noch darüber, da ich sie verließ.

Gehen Sie hinauf und lassen Sie sich das Nähere mittheilen!“

Ich brachte nun v. d. Velde bis an seine Hausthüre und rannte ohne Säumen zu Schall. Der rief mir entgegen: „Na, Sie kommen ja recht!“ und zu Steffens gewendet sprach er: „Der Holtei wird's auch nicht glauben!“ —

Nein, rief ich, das kann ich auch nicht glauben; wenigstens nicht wie Velde es vortrug. Ausgenommen der Herr Professor hätte es mit eigenen Augen gesehen! —

Gesehen hab' ich es natürlich nicht, hab Steffens mit der ihm eigenen Lebendigkeit an; doch gehört hab' ich es von einem Manne, der über jeden Verdacht leerer, unbegründeter Klatscherei erhaben ist. Vor einer Stunde war Menzel bei mir, und aus seinem Munde vernahm ich die entsetzliche Geschichte! —

Nun, das wurde ja immer hübscher. Karl Adolf Menzel, der ernste, besonnene, streng prüfende Historiker, der aufrichtige Verehrer und Freund Manso's, der hatte mit sichtbarem Widerstreben die Unthat dem eben so aufrichtigen Verehrer Manso's, dem edlen Steffens berichtet; ja, was noch mehr: er selbst, Menzel, hatte das arme Weib aus den Fenstern seiner Amtswohnung über den Elisabeth-Kirchhof hinken sehen, und seine eigene Frau hatte ihm die Unglückliche gezeigt; hatte ihm Denjenigen genannt, der sie in diesen elenden Zustand versetzt. Wer Menzel's Frau persönlich kannte, durfte keinen Zweifel mehr hegen, daß sie die Wahrheit gesagt.

Ich zählte damals fünfundzwanzig Jahre. In die-

sem Lebensalter sind die meisten Menschen noch sehr empfänglich für Eindrücke von so trauriger Gattung. Man ist noch nicht abgehärtet und stumpf, wie man es leider nach und nach in einem Leben voll niederschlagender Beobachtungen und Erfahrungen werden muß. Seitdem ich die Sechzig längst hinter mir habe, heute würd' ich höchstens den Kopf schütteln und denken: Wer hätte das vom Uebersetzer „der Kunst zu lieben“ argwöhnen mögen? Damals ging es mir förmlich zu Herzen. Die kleinen Scharmügel, die ich als Gymnast mit unserem Rector gehabt, waren längst vergessen. Ich hatte ihn hier und da in Gesellschaft getroffen, mich seiner humanen und liebenswürdigen Güte gefreut und war ihm innig gut geworden. Deshalb betrückte mich der abscheuliche Vorfall.

Steffens gebot für's Erste Schweigen. Diesen Abend, sagte er, haben wir „akademischen Klubb.“ Menzel und dessen Frau werden auch dort sein, und „Hanne“ (Steffens nannte die seinige vor Freunden und näheren Bekannten nie anders) soll ihr den Zusammenhang der Begebenheit abfragen. Bis dahin reinen Mund. Durch uns darf eine so gehässige Anklage nicht verbreitet werden. Von der Belde wird hoffentlich

Schall redete dazwischen: Von Belde ist Nichts zu besorgen; der sitzt den ganzen Tag über seinen Akten und den Abend über seinen literarischen Arbeiten. Der spricht vor Montag früh mit keinem lebendigen Menschen!

Durch diese Zusicherung beruhiget entfernte sich Stef-

fenß. Ich blieb noch bei Schall, dem ich Allerlei mitzutheilen gehabt hätte; aber es kam kein anderes Gespräch in Gang. Immer wieder geriethen wir über Manso und erschöpften uns in den abenteuerlichsten Muthmaßungen, was diesen friedlichsten aller Schulmänner, der nur einmal im Leben wüthend zornig gewesen, als er den Kenien-Dichtern, „den Sudelböcken Schiller und Goethe,“ zugerufen (ich citire aus dem Gedächtniß, wahrscheinlich mangelhaft):

„In Weimar und Jena macht man Hexameter
wie der,

Aber der Pentameter ist noch schändlicher,“ —
was diesen so unbändig gemacht haben könnte?

Zulezt vereinigten wir uns in Möglichkeit der Annahme, die schmähsch Berprügelte sei vielleicht die Mutter eines ungerathenen, bestrafte Schülers, und habe als solche durch allzu lebhaftes Klagen und Vorwürfe die Ehre und Würde des Rectors angetastet? Doch auch diese Erklärung blieb unbefriedigend.

Zum ersten Male seitdem ich die (mir übrigens sehr wichtige) Auszeichnung genoß, mich den Mitgliedern des akademischen Klubs beizählen zu dürfen, konnte ich die Theestunde kaum erwarten. Ich brannte vor Neubegier und hätte keine Minute versäumt.

Die Damen saßen wie gewöhnlich um die große Tafel, worauf einige derselben, an denen die Reihe war, den begehrten Trank brauten, Andere strickten, stikten und plauderten. Die Herren standen in Gruppen, wie sie sich zusammen finden mochten, hier und da zerstreut

Nicht allein Professoren, auch höhere Beamte von der Justiz wie von der Regierung bildeten den durch manche Celebrität geschmückten Verein, dessen Hauptverdienst meines Erinnerns darin bestand, keine anderen Ansprüche zu machen, als diejenigen, welche lebhafte und geistvolle Geselligkeit, wo auch der Scherz seine Rechte wahr, überhaupt bedingt.

Steffens, Schall, Menzel formten einen von noch etlichen Freunden verstärkten Knäuel, dem auch ich mich anschloß, und in welchem nicht laut geredet, nur geflüstert wurde, — denn nicht fünf Schritte davon stand der Verbrecher, in munterster Conversation begriffen, unbefangen, als ob Nichts vorgefallen wäre; als ob er kein Wasser getrübt, viel weniger einer wehrlosen Frau die Knochen zerschlagen hätte! Wie harmlos er ausah! Wie unschuldig-weiß die Casimir-Hosen lächelten! Wie nett ihm die Escarpins wieder saßen! Wie heiter sein gutmüthig heuchelndes Antlitz strahlte!

Menzel war schon windelweich gefragt. Jeder, dem das bereits öffentliche Geheimniß in's Ohr geraunt worden, begehrte vom „Geschichtschreiber der Deutschen“ Specialberichte. Damit konnte dieser nicht aufwarten. Er mußte sich begnügen zu wiederholen, was er heute früh von seiner Frau gehört, was er an Steffens erzählt, mußte zugleich eingestehen, daß er von Geschäften überhäuft seitdem vergessen und versäumt habe, sich um die Details zu erkundigen.

Still, rief Steffens, still! Jetzt ist Hanne aufgestan-

den; jetzt rückt sie ihren Stuhl zu Madame Menzel heran; jetzt sitzt sie neben ihr! Sie beginnt zu fragen.

Wirklich; mit einem so ernstern Gesicht, wie wenn sie die sinnigste Composition ihres Vaters vorzutragen im Begriff wäre, neigte sich Reichardt's Tochter zu Menzel's Frau, und wir lasen in Beider Mienen, daß ihr Zwiegespräch einen feierlichen Anlauf nahm.

Der Zufall wollte, daß zur nämlichen Minute Manso sich den Damen näherte.

Diese Annäherung desjenigen, über welchen soeben verhandelt wurde, steigerte unsere Spannung. Ich sah im Geiste schon Frau Professor Steffens sich umkehren und hörte sie in ihren tiefsten Aüthönen ausrufen: „Dieser Mann stellt sich wie ein Lamm dar und ist doch ein wilder Tiger!“

Siehe da, die Damen kehrten sich wirklich um, doch nicht ehe sie unter sich ein helllautes Gelächter aufgeschlagen, welches den hinter ihnen Stehenden veranlaßte, sich nach der Ursache ihrer Lachlust zu erkundigen: „Sie, Sie selbst, liebster Manso,“ riefen Beide, sprangen auf und machten ihm, von fortdauerndem Lachen unterbrochen, eine kurze Mittheilung. Kaum hatte er den Sinn ihrer Worte aufgefaßt, so verfiel auch er in eine Art von Lachkrampf, der anfänglich gar nicht zu stillen war. Mittlerweile hatten beide Damen ihre Nachbarinnen eingeweiht; diese, nicht minder belustiget, gaben die Parole weiter, und sehr bald jauchzte Alles um uns her; — nur wir standen verdußt, verblüfft, verrathen und verkauft.

Endlich sollte denn auch die Reihe an uns kommen. Und was war es nun? — — — Menzel hatte allerdings nach dem Frühstück mit seiner Frau am Fenster gestanden, es war allerdings ein gebrechliches Weib an Krücken über den Kirchhof geschlichen; dieses Weib war auch der Frau „Prorectorin“ wohl bekannt, empfing sogar Unterstützungen von ihr; und dem Klange nach hatte auch der gewissenhafte Historiker gewissenhaft wiedergegeben, was er empfangen. Nur dem Sinne nach waltete ein leicht begreifliches Mißverständnis ob. Denn Menzel's Frau hatte der Wahrheit gemäß gesprochen: „Sieh nur, Menzel, das ist die Frau, die der Mann so gemißhandelt hat!“ jener Frau ihr Mann, des zerschlagenen Weibes Gatte war der Missethäter. Kaspar Friedrich Manso hatte die Arme niemals gesehen, die er lahm geschlagen haben sollte.

So entstehen manchmal Gerüchte, — und so schreibt man auch manchmal Geschichte. — An jenem Abende trank der akademische Klubb mehr Thee wie gewöhnlich und war heiterer als je.

Mir aber fällt bei dieser Erinnerung auf's Herz, daß von sämmtlichen Zeugen jener lustigen Scene Keiner mehr lebt, — Keiner, Keine, — außer mir.

Das ist aber gar nicht lustig!

Pius Alexander Wolff.

(Gedächtnißrede, gehalten in Berlin 1830.)

Auf den Brettern, wo Wolff segensreich wirkte, hat man es nicht für nöthig befunden, ihm eine Todtenfeier zu widmen, deren er doch so würdig gewesen wäre, wie jemals Einer, der jene Bretter betrat. Das aber soll uns nicht abhalten, sie in diesem Kreise zu begehen, — auf unsere Weise. In diesem Kreise, dem er sich oftmals anschloß; hier in diesen Räumen, wo er meinen schwächlichen Bestrebungen oft seine theilnehmende Aufmerksamkeit, sein herzlichcs Urtheil vergönnte. Der Mund, der Wohl laut athmete, ist auf immer verstummt; das große, feurige Auge ist auf immer geschlossen; aber sein Bild steht noch vor uns, und um es uns recht lebendig zu vergegenwärtigen, wollen wir nun wagen, einige Züge aus seinem Leben und seiner Kunst zusammenzustellen, wie gerührte Erinnerung an den geliebten Todten uns einglebt.

Wolff kam als Jüngling nach Weimar. Aus einem guten Hause gebürtig, mit dem Segen edler Erziehung ausgestattet, gehörte er nicht zu der wilden Schaar, die aus Uebermuth oder Trägheit dem bürgerlichen Leben entflieht, um im leeren Treiben der flachen Theaterwelt zu verkehren. Ihn führte reine Sehnsucht, die Ahnung eines poetischen Gemüthes auf die Bühne. Und jene Sonne, die von Weimar über Deutschland aufgegangen, um ihre Strahlen über Europa zu senden, zog auch ihn.

Zu Goethe's Füßen warf sich vertrauensvoll der schüch-
terne Jünger, — und der Meister nahm ihn in seine
Arme. Wie ein Kind hat Wolff seinen Lehrer, wie ein
Vater hat Goethe seinen Zögling geliebt. Und dieß
Band der Geister und Herzen hat gehalten bis in die
spätesten Tage, bis zum letzten Augenblicke, wo Goethe
von seinem Landsitze sich in herzlich bekümmerten Worten
um den Zustand des Sterbenden erkundigte.

Nur langsam erhob sich Wolff als darstellender
Künstler. Lange Zeit hindurch wurde er bald da, bald
dort beschäftigt, ohne das Fach zu finden, in welchem er
sich frei und eigenthümlich genug bewegen könne, um
sein schlummerndes Talent zu entfalten. Man zweifelte
sogar oft an ihm, und nur seiner sonstigen Bildung,
seinem feinen, edlen Betragen verdankte er den Schutz
und die Theilnahme großer Gönner.

Vielleicht war es die Liebe, die seinen Genius erweckte!

Eine Schauspielerin, die ich, was ihr Reproductions-
vermögen, ihre Gabe der Empfindung, ihren geistigen
Reichthum betrifft, eine der größten nennen muß, ge-
wann das Herz unsres Freundes; das Herz, welches
bis zum letzten Schlage ihr mit unveränderlicher Liebe
und Anhänglichkeit ergeben war. — Er selbst hat mir
ein Mal geschildert, wie plötzlich, auf der Bühne, mitten
in einer für ihn schwierigen, bisher nie durchdrungenen
Rolle ihm das Gefühl der Darstellungsgabe erst aufge-
gangen sei; wie er, mit niegefühltm Muthe aus sich selbst
heraustretend, kühne Begeisterung empfunden, seine Per-
sönlichkeit schier vergessen und sich mit aller Kraft seiner

Phantasie in die Situation des dargestellten Charakters zu versetzen gesucht habe. Er beschrieb dabei auf eine sehr lehrreiche Weise, daß er an jenem Abende zum ersten Male unterlassen, seine Rolle so zu sprechen, wie er sie einstudirt; daß vielmehr der Strom der Rede ihm kaum Zeit gegönnt habe, sich zu besinnen, und daß er von diesem Augenblicke an sich erst Schauspieler nennen dürfe.

Wir haben keinen Maßstab für das, was im Menschen vorgeht, wenn er durch eine große theatralische Erscheinung die Masse der bewundernden Hörer und Schauer entzückt. Selbst diejenigen Theoretiker, die ihre Ansichten aus Erfahrung schöpften und sie an der Praxis prüften, sind darüber uneinig (siehe Lessing!), ob die edelste und höchste Wirkung aus selbstbewußter, besonnener Herrschaft über schulgerecht entwickelte Mittel, — ob sie aus momentaner, halb-bewußtloser Begeisterung instinkartig hervorgehe und hervorgehen solle? Unfern Wolff hat oft der Vorwurf getroffen, er studire zu viel; man spüre in seinen Darstellungen zu viel Absicht; und manche Gegner sind so weit gegangen, ihm aus solchen Gründen, trotz aller Achtung, die sie ihm zollten, das Genie abzusprechen.

Aus Allem, was er selbst über sich und seine Kunst geäußert, ging der Denker hervor, der sich unablässig damit beschäftigte, den Menschen vom Schauspieler zu sondern, um durch diese Sonderung den Punkt zu finden, wo Beide wieder zu vereinigen wären. Goethe's näherer Umgang, die Art, wie in Weimar das Theater geführt wurde, waren natürlich geeignet, Selbststudien

anzuregen, und bei einem so geistreichen Menschen wie Wolff mußte das ganze Leben dadurch bereichert werden.

Wenn man jener Zeit gedenkt, so wird man von einem eigenthümlichen Gefühl edler Rührung ergriffen. Mit kleinen Mitteln wurde da eine Hofbühne unterhalten, die den eigentlichen Zweck hatte, zu beleben, zu erheben, zu veredeln. Um einen vortrefflichen Fürsten, um das herrliche Musterbild einer großen Fürstin hatten sich die ausgezeichnetsten Männer ihrer Zeit versammelt, — und diese bildeten das Publikum. Einem solchen Publikum zu genügen, war die kleine Schauspielergesellschaft berufen, die unter Goethe's Leitung stand. Berühmte, theure Talente, auf anderen Bühnen größerer Städte schon verwöhnt, konnten da nicht engagirt werden; theils hätten ihre gesteigerten Ansprüche jenen mäßigen Etat überstiegen; theils hätten Fremde kaum in den ruhigen Verein gepaßt. Was durch einzelnstrebende Virtuosität nicht gewonnen werden sollte, das erreichte der Meister durch ernstes, fleißiges Zusammenspiel. Die Weimari'sche war eigentlich eine Privat-Bühne, ein Familien-Theater: nicht abhängig von den rohen Forderungen eines gemischten Publikums, welches niemals weiß, was es will; sondern geistig beobachtet von dem feinen Geschmack der gebildetsten Versammlung in Deutschland. Wo eine Herzogin Amalie, ein Herzog Karl August und dessen Gemahlin Luise, — ein Herder, Wieland, Giefsedel, Knebel, Fernow, — .. wer möchte Alle aufzählen! — in den Reihen saßen, da durfte ein Goethe die Zeit nicht verloren erachten, die er auf zwanzig Proben von

einer dramatischen Dichtung gewendet; den heiligen Ernst nicht, mit dem ein leichtes Spiel betrieben wurde.

Wenn Ruhe, besonnene Umsicht, heitere und sichere Bewährung eingesübter Studien das Hauptziel jener theatralischen Aufführungen waren, so kann es uns nicht befremden, daß auf Wolff's ganzes Sein der Eindruck davon mächtig geblieben. Eine gewisse Schüchternheit im Benehmen, die ihm häufig den Vorwurf zuzog, als sei er nicht offen und natürlich genug, hatte ihren Grund in dem unbehaglichen Gefühl, aus dem ruhigen Hafen seiner Bildungszeit in das bewegte Meer des großen Berliner Kunsttreibens geworfen zu sein. Und wenn er auch den Meister in sich fühlte; wenn man ihm den Meister auch zugestand, so meinte er es doch viel zu redlich mit seiner Kunst, um nicht in Augenblicken des Zweifels, wie solche bei jedem rechtlichen Künstler von Geist und Gemüth aufsteigen, jene Bangigkeit vor der bunten Masse zu empfinden, die er in Weimar niemals kennen lernte. Dort hatte man nicht zu befürchten, daß ein neues Bühnen-Wagstück dem öffentlichen Hohne überantwortet werde, wenn es nicht gelingen sollte. Und wenn Calderon's seltsamste Werke dort zuerst auf deutschem Grund und Boden lebendig gemacht wurden; und wenn sie den Hörern anfänglich auch noch so spanisch vorkamen, vergaßen Letztere doch niemals, daß Goethe im Parterre saß; daß Er es war, dessen Geist diese Bühne belebte; und daß auf dieser Bühne von denselben Darstellern seine und Schiller's unsterbliche Dichtungen verkörpert worden waren.

Stolz durfte eines Jeden Auge um sich blicken bei solchem Gedanken. Und daß Wolff ein jugendlich-begeisterter, froh-eingeweihter Zeuge des vertrautesten Umgangs zwischen Schiller und Goethe gewesen, das ist nicht das kleinste Moment seines Lebens.

Jahrhunderte werden verrinnen. Künftige Geister werden die Geschichte unserer Zeit, in ihr die Literatur überschauend, ordnen, und auf jenen goldenen Blättern, wo Goethe und Schiller prangen, wird ihres jungen Freundes Name nicht vergessen werden.

Ist er doch heute schon in so viele Herzen eingegraben, welche, im deutschen Vaterlande weit zerstreut, für deutsche Kunst noch schlagen. Die Tausende von Studenten, die bei schönen Sommertagen von Halle, von Jena, von Leipzig nachlauchstädt und Weimar gewandert sind, um sich an den Darstellungen einer von Goethe geleiteten Truppe zu entzücken, . . . aus Wolff's Munde haben sie ja Worte vernommen, deren Nachhall heute noch aus dem prosaischen Drucke ihres Daseins mit jugendlicher Zaubermacht wiederklingt: Wolff ist nicht allein den Berlinern, — er ist den Deutschen gestorben, denen er gehörte.

Wenn ich nicht irre, hat Talma großen Einfluß auf Wolff's künstlerische Richtung geübt, — natürlich nur insofern dies bei der Verschiedenheit der Nationalitäten und Persönlichkeiten möglich war.

Napoleon ließ bekanntlich in den Unglücksjahren die ersten Mitglieder des théâtre français beim Erfurter Congresse spielen; Talma durfte nicht fehlen, weder auf

der Bühne, noch im Cabinet. Ihm bekannt zu werden hatte Wolff das Glück, und sowohl was er von dem Schauspieler gesehen, als was er von dem Menschen erlebt, hatte einen unverlöschbaren Eindruck auf ihn gemacht. Der berühmte Franzose erwiderte des deutschen Künstlers Huldigungen durch ungeschminkte Herzlichkeit, bewahrte ihm ehrenvolles Gedächtniß. Entfernung und Zeit hielten sie nicht ab, sich schriftliche Zeichen der Erinnerung zu senden, sich durch sinnige Gaben zu beschenken; ja, noch kurz vor Talma's Tode durfte Wolff ihn in Paris bewundern, die frühere persönliche Bekanntschaft auffrischen, sich an herzlicher Ausnahme erfreuen.

Ich finde eine Aehnlichkeit zwischen beiden Künstlern, die sich freilich verhält wie französische zur deutschen Defectlichkeit und deshalb von Vielen abgeleugnet werden wird.

Talma war der berühmteste Schauspieler und der Freund des Welthelden. Wie in Frankreich Kunst in Politik hinüberspielt, war des Schauspielers Sein doppelt, und als er nicht fürder Revolutionemann im Leben bleiben durfte, revoltirte er auf der Bühne, gegen eingestochene Formen. Noch zehn Jahre frischen Lebens, beispielreichen Wirkens für Talma, — und die französische Tragödie bekam ein ander' Gesicht.

Wolff war der Freund, der Liebling des Weltbüchters. Goethe liebte den trefflichen Mann nicht nur auf der Bühne, auch im Leben. Dies Verhältniß, aus der friedlichen Ruhe eines kleinen, gesonderten Hoftheaters entsprungen, ist ebenso deutsch, als jenes oben erwähnte

französisch erscheint. Aber der Held deutscher Poesie und der Held französischer Kriege — Beide werden leben nach ihrem Tode, und ihre Lieblingschauspieler mit ihnen.

Wolff hegte große, bedeutende Wünsche für die Umgestaltung des deutschen Theaters. Noch ein langes, ein kräftigeres Leben, — und er wäre unserer Bühne ein Reformator geworden, wie Talma der seinigen. Er bildete herrliche Pläne zur Vereblung unseres Theater-treibens. Theilweise hat er dieselben vor dem Publikum Berlins ausgesprochen und gerechtfertiget, da er Regisseur war und an den Kunstfreunden dieser Stadt Calderon's, Shakspeare's, Goethe's Dichtungen auf eine Weise vorüberführte, deren Bedeutung von keinem denkenden Zeitgenossen vergessen werden kann.

Wolff verdankt seinen ausgebreiteten Ruhm hauptsächlich der Darstellung großer tragischer Charaktere. Ursprünglich aber, glaub' ich, war sein Talent für's Lustspiel überwiegend. Er besaß eine Gabe dafür in so reichem Maße, — ich meine Humor. Und das war nicht jener forcirte, wie uns häufig mit beiden Händen in's Gesicht geworfen wird, wie er so oft die Absicht durchblicken läßt, zu wirken. — Es war jener leichte, halb unbewußte, dem einzelne Worte, an deren Wirkung vorher Niemand dachte, mit so magischer Kraft entspringen, daß sie, einem Blitze ähnlich, Alles um sich her erleuchten und entzündeten. Ich erinnere zum Beispiel an das Steigentesch'sche Lustspiel: „die Mißverständ-

nisse." Wer Wolff in diesem kleinen Stücke neben Ludwig Devrient gesehen, wird gleich wissen, was ich damit sagen will. Darin war nichts Studirtes, Gelehrtes, Gemachtes. Das war Wolff; er selbst in seiner Liebenswürdigkeit. Das war der Mann mit dem eigentlich negativen, feinen Anstande geboren, der bloß deshalb so edel und vornehm erschien, weil er nichts Niedriges und Gemeines an und um sich haben oder dulden konnte; der Mann, dessen Bewegungen und Ausdrücke immer Grazie behielten, nicht weil er Etwas dafür thun wollte, sondern lediglich, weil er Nichts dawider zu thun vermochte; der Mann, der jeden Scherz verstand, auffaßte, wiedergab und diese wunderbare Gewandtheit des Geistes auf seine komischen Rollen übertrug, so daß er nicht selten darin zum Improvisator wurde. Den lebensfatten Lord in „die beiden Britten“ hat er mit seiner eigenen eigenthümlichen Komik dermaßen ausgestattet, daß der Charakter mehr seine Schöpfung wurde, als jene des Verfassers.

Wir Deutsche sind in der Jugend so sentimental-elegisch, in reiferen Jahren so ernst. Wir nehmen Alles so schwer und zerlegen (wenigstens in unserm lieben Norden) selbst Scherz und Poesie anatomisch, daß diese zwischen unsern forschenden Händen Leben und Geist aufgeben müssen, bevor es ihnen gelang, uns spielend zu ergötzen. Deshalb wird es mir ewig erfreulich und unvergeßlich sein, zwei deutsche Künstler gekannt zu haben, die vermochten, wie wahre Kinder und prächtig kindisch am Augenblicke sich zu freuen; unbekümmert, ob es ihrem

großen Rufe entsprechend sei, den Scherz auch dann gelten zu lassen, wenn er jenen anatomischen Zergliederungen nicht gewachsen war. Der eine ist unser Wolff, der andere sein Freund Karl Maria von Weber. Man muß dieses Paar gesehen haben, — (z. B. im Parterre des Leopoldstädter Theaters 1823) — um zu wissen, was geistig-heitere Geselligkeit, was wechselwirkendes Künstlerleben in Scherz und — Ernst sei! Und was wir entbehren durch die Steifleinen der sogenannten guten Gesellschaft, in die wir uns einschnüren gleich lebendigen Mumien, — aber ohne Spezereien.

Ich wiederhole, daß die Grundlage von Wolff's Darstellungsgabe der Humor gewesen; der edle reine Humor, wie nur ein edler Mensch ihn haben kann; wenn auch nicht ohne jene Beimischung von krankhafter Bitterkeit, ohne die es nun einmal dergleichen nicht giebt, doch auch verflüßt durch angeborene Anmuth und Milde. Daher die Meisterschaft in jenen Shakespeare'schen Rollen, wo sich der Humor zur Ironie steigert oder herabläßt. Wolff's Hamlet ist ebenso unbeschreiblich, ebenso unerklärbar wie die Dichtung Shakespeare's. Haben Garrik und Tieck, Goethe und Lichtenberg, Schröder, Schlegel und unzählige Andere ihre kritischen und reproductiven Kräfte an jenem Wunderbilde geprüft, — Wolff, der freilich Nichts darüber geschrieben, darf kühn in Jener Reihen treten. Geschrieben hat er Nichts darüber, gethan desto mehr. In zwanzig Jahren, glaub' ich, ist keine Woche vergangen, wo er den Hamlet nicht wieder einmal vorgenommen und daran studirt hätte. Auf's

Keine mag wohl nicht damit zu kommen sein, und so war auch jede seiner Darstellungen eigentlich immer eine andere, denn jedesmal meinte er der proteïschen Gestalt neue Seiten abzugewinnen. Die Scene mit Ophelia hab' ich ihn dreimal ganz verschieden geben sehen. Einmal sprach er die Schlußworte: „geh' in ein Kloster!“ ton- und gemüthlos, wie an andere Dinge denkend. Das andere Mal erzürnt, wie über ihr Schicksal ernstlich besorgt und aufgeregt. Und endlich, als ich ihn zum letzten Male sah (mit der Lindner) hatte er einen ganz anderen Weg eingeschlagen und sagte wehmüthig-zärtlich: „geh' in ein Kloster!“ Wie ein scheidender, betrübter Liebhaber, den verstellten Wahnsinn vergessend und aufgebend.

Solche Abweichungen, folglich Widersprüche, bei einer solchen Aufgabe, gereichen dem Darsteller zur höchsten Ehre. Sie beweisen, daß auch ein Dichter in ihm lebt, der sich nicht mit einmal erlernten Formen abfinden läßt, sondern stets nach neuem Erkennen und Durchdringen strebt.

Einem so reichen Geiste war es nicht möglich, sich im engen, mager angebauten Felde des feinen Lustspiels zu begrenzen; einem so tiefen Gemüthe nicht möglich, dem heiligen Ernste zu entsagen, der aus den Tiefen britischer und deutscher Poesieen (dieser innig-Verwandten) hervorstrahlt. Und so bildete sich Wolff, seiner ununterbrochenen Kränklichkeit trogend, zum Tragöden heran. Sein Organ war nicht kraftvoll, aber wohlklingend und biegsam. Niemand wohl hat so viel für die Ausbildung

desselben gethan, Niemand so viel darüber gedacht wie er. Noch unlängst vor seinem Tode hat er interessante Ergebnisse jener Studien der Lesewelt, zunächst jungen Schauspielern gewidmet, mitzutheilen*) begonnen. Er war Willens, diese Mittheilungen fortzusetzen, um in ihnen zu entwickeln, wie er geworden, was er war. Aber der Tod hat ihn auch darin unterbrochen, und wir müssen nun jene wenigen Blätter als sein künstlerisches Testament traurig betrachten.

Seine Figur war weder gewaltig, noch imposant; seine Haltung auf den ersten Anblick nicht völlig frei. Aber kaum bewegte er sich, so sprach ein Adel, eine ungezwungene Bornehmheit aus seinen Actionen, daß man den Blick gar nicht mehr von ihm wenden wollte. Und wenn er sein Auge öffnete, dann hätte er oftmals schweigen dürfen, um dennoch verstanden zu werden. Ihm war die Bühne nicht der Ort, wo man in Hast sein Pensum abjagt, um lauten Beifall zu erstürmen. Er fühlte sich wohl und heimisch darauf; eine herrliche, künstlerische Besonnenheit ließ ihn ruhig von allen dargebotenen Mitteln Gebrauch machen, um auf der Scene heimisch zu sein. Ich hörte ihn einmal aus tiefster Fülle der Bestimmung einen jungen Schauspieler tadeln, der den Monolog in einer Calderon'schen Tragödie ohne Absatz, in declamatorisch = hohlem Pathos über die Campen

*) In der von mir redigirten Zeitschrift: *Monatliche Beiträge für dramatische Kunst und Literatur.* (Berlin bei Haude und Spener.)

hinausgeschrien und natürlich stürmischen Applaus davon getragen hatte. Sehn Sie um Gotteswillen (sagte er), der Kerl brüllt die ganze lange Rede, die reich an Uebergängen der kühnsten Gattung ist, in einem Athem herunter und schreit bei'm Ende noch lauter als bei'm Anfang. Das ist eine Lunge! Ach, wenn ich die hätte! Er findet Beifall, weil er schreien kann, und dabei versäumt er Alles, was so nahe liegt. Da ist die ganze Bühne voll von rothen Polstern. Daß er sich nun, wenn die Verzweiflung ihn einmal gepackt hat, in die Kissen niederwürfe, sein Angesicht verbergend, einen Theil der nachfolgenden, milderer Stellen in einer schönen, rührenden Lage spräche, dann zum Schlusse wieder emporspränge und so Licht und Schatten machte? Gott bewahre! So Etwas fällt solchen Leuten gar nicht ein; mit derlei Nebendingen zerbrechen sie sich nicht erst den Kopf. Sie wissen ja, daß sie nur loslegen dürfen, um dieselben Ehrenbezeugungen zu empfangen, die ein Anderer für ernst durchdachte, sinnige Darstellung kaum erndtet.

Ich habe diese Worte angeführt, wie dieselben mir noch im Gedächtniß geblieben, weil sie mir bezeichnend scheinen. Wolff wußte nur zu gut, woran es ihm fehle, um ein eigentlich tragischer Heros zu sein. In Augenblicken höchster Begeisterung konnt' er es wohl vergessen; und wenn er als König Johann, als Fernando von Portugal*), als Hamlet, Tasso, Drest sich die ewig grü-

*) In dem kleinen Monodrama: „Eines Schauspielers Morgen-

nen Kränze wand, da war er gewiß ganz glücklich; da nagte der Wurm nicht an seinem Herzen.

Aber wenn er kränklich und abgespannt vielleicht in hypochondrischer Laune, von welcher er nicht ganz frei blieb, roher Körperlichkeit und ihren unkünstlerischen Leistungen lauten Jubel ertönen hörte; wenn er daneben in sogenannten Theaterrecensionen lesen mußte, wie man nicht müde wurde, ihn zu verstchern, daß er „zu schwächlich sei;“ da mußte sich ihm auch die Frage aufdrängen: gilt denn ein körperlich-schwacher Geist weniger, als ein geistig-schwacher Leib? Und wenn er sich sodann selbst nicht verhehlen konnte, wie für so manche poetische Gebilde unserer Dichter ein kräftiger Repräsentant durchaus nöthig sei; wie viele Rollen, die er vielleicht mit voller Liebe umfaßte, gänzlich außer dem Bereich seiner Mittel lagen; wie die höchste Intelligenz, das wärmste dichterische Mitgefühl, der respectabelste Fleiß nicht erzeigen konnten, was ein Anderer durch rohe Kraft erreichte; . . da übergab er sich trübem, dumpfem Brüten über die Jämmerlichkeit des Irdischen, und in solchen Stunden wendete er sich wohl, gleichsam um der

Stunde“ lasse ich den Darsteller sagen: „Nun Alexander Wolff! Seiner Leiden waren viele, irdische wie geistige. Sein Streit für Wahrheit in der Kunst war ein ernster, gerechter. Im schwächlichen Körper lebte eine Heldenseele. Aber sie erlag an den Widersprüchen der Zeit, und er sank, oftmals mißverstanden, von Wenigen ganz erkannt; sank, starb, — ein standhafter Prinz im Glauben! — Sa, der standhafte Prinz war sein Triumph. Um ihn so zu spielen, wie Wolff, müßte man gläubig sein, wie er. Ihm war es ein Gottesdienst, eine Erhebung.“

Wirklichkeit zu entfliehen, literarischen Beschäftigungen zu, wo er denn in mannichfachen Formen sich leicht bewegte; so im Heiteren wie im Ernsten Beifall zu erringen wußte, ohne eben ein berufener dramatischer Dichter zu sein. Auch in diesen Erzeugnissen seiner Muse bewährt sich hervorragend der Humor, und gewiß würde bei ungestörter Gesundheit unser Freund noch viele komische Rollen geschaffen haben, wie denn der „Amtmann Rührei“ (in der kleinen Parodie auf den Hund des Lubri ic.), einige Figuren aus „Cäsario“ und jener auf steter Retirade begriffene Schloßvogt aus „Preciosa“ wahrhaft eigenthümliche Erfindungen sind. War er aber mehr gewandter theatralischer Schriftsteller, als dramatischer Poet, so war er doch sonst allerwegen ein Dichter. Tausend lyrische Klänge, die nicht dem Publikum gehören, geben seinen Freunden Zeugniß davon. Die sechs Sonette, welche er dem Andenken einer verstorbenen lieben Freundin, einer Schwester und Schülerin gewidmet, sind unter der Aufschrift: „Todtenopfer für Luise“*) der Lesewelt bekannt worden und haben manche Thräne des Mitgeföhls erweckt. In ihnen spricht sich das poetische Gemüth, der fühlende Dichter auf eine Weise aus, daß selbst die scheinbare Vernachlässigung des Veröbaues eine Schönheit mehr ist, weil sie darthut, wie ein volles Herz nicht Zeit fand, sei-

*) Siehe das kleine Büchlein: Blumen auf das Grab der Schauspielerin Luise v. Holtei, geb. Rogée. (Berlin, Vereinsbuchhandlung.)

nen schmerzhaften Ergüssen eine förmliche Bahn anzuweisen.

Was die Bühne an Wolff verloren, läßt sich auf den Augenblick gar nicht berechnen. Es ist nicht, daß sein Name nicht mehr die Anschlagzettel schmückt; daß wir ihn nicht mehr spielen sehn; an diese Entbehrung wurden wir ja schon durch seine langwierige Krankheit gewöhnt, und sein Tod hat darin Nichts ändern können. Aber wenn er nicht austrat, er lebte ja doch, mit ihm lebte unsere Hoffnung für ihn, und sein Antheil waltete doch immer noch in dem Innern jener Theaterführung, welcher man ihn niemals gänzlich fremd werden ließ.

Wolff hatte drei große Gönner, deren Huld bis zum letzten Hauche seines Lebens lebendig und wirksam blieb.

Die persönliche Hochachtung, die jeder gebildete und unbefangene Mensch dem edlen Grafen Brühl, dem General-Intendanten königlicher Schauspiele, schuldet und gern zollt, kann nur erhöht und befestiget werden durch die Art, wie dieser Ehrenmann sich gegen Wolff benommen; wie er ihm volles Vertrauen und aufrichtige Neigung geschenkt; wie er gern auf seine Stimme, auf seinen Rath gehört; wie er Alles gethan, dem Kranken die letzten trüben Jahre zu erheitern, die oft schwer erfüllbare Pflicht zu erleichtern.

Der zweite Gönner ist der erhabene Kunstfreund, der Herzog Karl von Mecklenburg, in dessen Hallen und an dessen Seite Wolff die Ehre genoß, Goethe's größtes

Werk auszulegen und zu versinnlichen. Jener geistreiche Fürst, der sich gern des Schauspielers Freund nannte.

Der Dritte aber ist Friedrich Wilhelm der Dritte*). Er hat, in königlicher Großmuth, den Kranken niemals entgelten lassen, daß die Bühne ihn so lange entbehrte; hat zu jeder, noch so fernen Reise, welche die Aerzte anriethen, Einwilligung und Mittel gegeben; hat nie aufgehört, Wolff als den „Seinigen“ zu betrachten.

So war also der treffliche Mann immer noch die Zierde und der Stolz eines Theaters, auf dessen Brettern er leider nicht mehr erschien. Man wä h n t e ihn immer noch dem Vereine der Darsteller angehörig; es war ja doch immer noch möglich, daß er einst wiederkehre!

Was ist der Bühne mit ihm gestorben! — Schon sein Eintritt in's Versammlungszimmer schien einen höhern Ton, eine geweihte Stimmung einzuführen. Der Fleiß, den er auf seine Rollen, die zierliche Sorgfalt, die er auf seine Kleidung verwendete; die behagliche Ruhe, mit der er sich äußerte; die milde, heitere Freundlichkeit; die Sauberkeit in Allem, was ihn umgab; die pünktlichste Beobachtung von Zeit und Stunde: —

*) Als „Preciosa“ neu war, redete bei einer zufälligen Begegnung der König den Verfasser freundlich und beglückwünschend an; dieser verneigte sich stumm. Da sagte der König: doch einen großen Fehler hat Ihr Stück. Wolff fragte: ob er sich verbessern lasse, und worin er bestände? „Daß der Verfasser nicht mitspielt!“ sprach der König.

Alles vereinte sich, ihn als ein geadeltes Wesen, als ein würdiges Beispiel darzustellen.

Wann hat ihm ein Wort in der wortreichsten, längsten, oder in der kürzesten, unbedeutendsten Rolle gefehlt?

Wann hat er sich eine unzarte Regung gegen irgend einen Collegen erlaubt?

Wann hat er geflissentlich Jemand gekränkt, beleidiget?

Wann hat er auch nur den Gerिंगsten seinen Einfluß feindlich empfinden, sein Uebergewicht schmerzlich fühlen lassen?

Es ist ihm vielleicht zum Vorwurf gemacht und als Stolz ausgelegt worden, daß er sich von allem Umgang zurückzog. Aber daran war theils seine Kränklichkeit, theils der Grundsatz Schuld, daß der oft beschäftigte Schauspieler vollauf zu thun habe, wenn er übrigens in literarischer und wissenschaftlicher Bildung zeitgemäß fortschreiten wolle. Deshalb meinte er, müsse man sich eine freundliche Häuslichkeit schaffen, damit man gern zu Hause sei. Denn auf den lärmenden Markt, in's bunte Leben, meinte er, gehöre der Schauspieler nicht, weil er stets durch ein gewisses magisches Dunkel von der Masse getrennt bleiben soll.

Wolff war am liebsten zu Hause. Und wo hätte er lieber sein sollen? Die große Künstlerin, die das Leben in aufopfernder Hingebung mit ihm theilte, war nicht nur eine häusliche Gefährtin, sie war auch eine anregende, oft belehrende Kunstgenossin, und ich, der

Hausfreund, darf es aussprechen, daß das Publikum viele geniale Züge in Wolff's herrlichsten Darstellungen dem innigen Zusammenleben, dem geistvollen Ideenaustausche mit ihr verdankt.

Es war also nicht Hochmuth, wenn Wolff sich von rauschender Geselligkeit fern hielt; Niemand konnte weiter entfernt sein von hochmüthiger Exklusivität als er. Niemand nahm lebendigeren Antheil an den Bestrebungen Anderer. Sein Interesse für jede ausgezeichnete oder bemerkenswerthe Darstellung erlosch auch während der schwersten Krankheit nicht. Das Gelingen der Anfänger freute ihn von Herzen. Er war gerecht gegen jedes Verdienst und in Beurtheilung derer, die, seine eigenen Rollen übernehmend, ihn ersetzen sollten, nur gar zu nachsichtig.

Er wünschte Nichts inniger, als zur Unnehmlichkeit des Theaterlebens im Allgemeinen beitragen zu können; und noch kurz vor unserer letzten Trennung erzählte er mir, wie er damit umgehe, einen umständlichen Aufsatz über „Ankleidezimmer“ zu schreiben, in welchem er darstellen wollte, daß die Unruhe, Unordnung, Unsauberkeit derselben großen Theil an dem Unbehagen und daraus hervorgehender Vernachlässigung der Schauspieler, an der Gleichgültigkeit gegen ihren Beruf hätten, und wie sich schon durch anmuthige Umgebungen, durch kleine unscheinbare Unnehmlichkeiten beim An- und Umkleiden segensreiche Wirkungen hervorbringen ließen.

Der Wunsch, seine eigenen Umgebungen so wenig als möglich störend auf eine heitere Phantasie wirken zu

lassen, lag tief in ihm, gehörte zu seiner feinen, zart organisirten Persönlichkeit und hatte — offenbar durch langen Umgang und Verkehr mit Goethe ausgebildet — im Laufe seines späteren isolirten Künstlerlebens ihn ganz durchdrungen. Dahin gehörte nun auch der ebenso begreifliche Wunsch, sich Alles Unangenehme, Eäßige fern zu halten, um jene höhere Stimmung und Weihe zu bewahren, ohne welche eine reine Empfängniß erhabener und poetischer Gebilde unmöglich wird. Deshalb dünkte ihn sein Amt als Regisseur so beschwerlich, weil es ihn in eine Art von Geschäftsleben zwängte, welches den darstellenden Künstler als solchen nur hemmen kann. Dabei trat recht klar hervor, daß die Regie großer Bühnen Männern anvertraut werden mußte, die nicht selbst mehr ausübende Schauspieler sind, wenn gleich wünschenswerth, ja nothwendig bleibt, daß sie es waren.

Wolff sollte als Regisseur Briefe beantworten, Stücke prüfen, Dilettanten, Beschwerde führende Mitglieder, Schriftsteller u. A. bei sich empfangen und hören; für ihn täglich wiederkehrende Qualen, die ihm die schönsten Stunden verdarben. Nun muß man wissen, wie junge Theaterdichter in der Regel ein offenherziges Urtheil aufnehmen! —

Niedrige Verleumdungen, schmählische (anonyme) Kritiken trafen den Aermsten; giftige Pfeile aus dunklem Hinterhalte abgedrückt von Menschen, gegen die er nur ein Unrecht begangen, daß er sie nicht beim ersten Besuch aus seinem Zimmer werfen ließ.

Als er sich endlich von diesen Dingen zurückzog; als er seine Thüre verschloß, um daheim Frieden und Ruhe zu finden; da klagten sie ihn des Stolzes, des Egoismus an. Wie wenn ohne solchen Egoismus, welcher sich eine Freistatt sichern will, jemals künstlerisches Leben und Wirken gedeihen könnten?

Doch Neid, Anfeindung, Verleumdung vermochten nicht, ihm Schaden zuzufügen. In den Augen aller Bessern stand er rein und edel da; und sogar Diejenigen, die gegen seinen Schauspielerruhm allerlei einzuwenden wußten, konnten ihm ihre Achtung, ja ihre Liebe nicht versagen.

Wer ihn in den letzten Jahren öfter gesehen; wer den Kampf beobachtet hat, den Furcht und Hoffnung in ihm kämpften, bis endlich an die Stelle zagender, unruhiger Erwartung düstere Entsagung trat; — der kann nur mit den schmerzlichsten Gefühlen sich seiner erinnern. In seinem Geiste war es so klar und hell; in seinem Herzen so lebendig; die Phantasie führte ihm tausend neue Bilder vor; mit freudiger Begier ergriff er jede künstlerische Neuigkeit, drang er darauf, die Arbeiten seiner Freunde kennen zu lernen; lebte dabei in Theilnahme gleichsam wieder auf! . . . und blieb dann allein, den vernichtenden Gram im Herzen, mit der Ueberzeugung, daß er nie mehr gesunden, daß er nie mehr jene Kunst werde üben können, in welcher sich geistig fortzubilden er niemals aufhörte. Wie viele schlaflose Nächte hat der liebenswürdige Mann da zugebracht! Wie sind die Träume anmuthiger Vergangenheit, finster

gepaart mit denen trüber Zukunft, durch seine Fiebergluth gezogen!

Und wie geduldig, wie gesellig - angenehm, wie empfänglich für jeden Scherz war und blieb er dennoch. Immer noch konnte man sich bei ihm erfreuen und belehren, immer noch aus seinem seelenvollen Auge Hoffnung für ihn schöpfen und manchmal sogar die täglich zunehmende Heiserkeit für eine heilbare halten.

Aber als im letztvergangenen Frühjahr der Laut seiner Stimme völlig verklang; als er nicht mehr im Stande war, zu sprechen, sondern nur schwach flüsternd sich mit schmerzlichster Anstrengung verständlich machen konnte; — da brach jedem Freunde das Herz. Es war so namenlos traurig, gerade ihn, den Redner wie es keinen mehr giebt, verstummen zu sehen. Es war, wie wenn die Sonne am blauen Himmel stände und ihre Strahlen eingebüßt hätte.

Und auch da noch ließ er sich nicht entmuthigen. Viele seiner Aeußerungen deuteten darauf hin, daß er nicht an Genesung glaube, aber er wollte Nichts versäumen, unterwarf sich jeder Cur, befolgte alle Vorschriften mit männlicher Ausdauer, lächelte zwar mitleidig zu unsern erheuchelten Tröstungen, faßte aber doch den Entschluß: wieder einmal die Bühne zu betreten; doch, wie sich von selbst versteht, in einer Rolle, worin er nicht zu reden brauche. Diesen krankhaften Wunsch zu erfüllen schrieb Raupach „das Ritterwort“, ein Schauspiel, welches erst nach Wolff's Tode durch einen Andern dargestellt worden ist. Er schrieb es für seinen Freund, den er

achtete, durch dessen Freundschaft er sich geehrt fühlte, dessen Rath er hoch stellte, dessen Umgang er suchte. Unter den Thränen, die in Berlin bei der Nachricht von Wolff's Tode geweint wurden, kamen wenige aus betrübterem Herzen, als jene, die Kaupach vergoß; und wenn dies ein ehrenvolles Zeugniß für unseren Verstorbenen ist, so wird sich auch unser Dichter nicht schämen, daß er es abgelegt. Auch er hat viel an ihm verloren.

Die Aerzte schickten Wolff zum zweiten Male nach Gmß. Täglich wurde er dort kränker, es trieb ihn fort; in kleinen Tagereisen erreichte seine Gattin mit ihm Frankfurt a. M. Doch noch einmal flackerte die schwache Lebensflamme empor. Die letzten Worte, die er in sein Tagebuch geschrieben, heißen: „wir wollen fort!“ Gewiß ahnete er, daß er lebend noch bis Weimar gelangen werde! Dort blieb er ruhig, duldsam, ergeben, und der Kreis erprobter, treuer Freunde schloß sich eng und liebevoll um den Sterbenden. Jede Stunde war reich an Beweisen aufrichtigster Anhänglichkeit, er hat den letzten Athemzug gethan, umgeben von alten Bekannten und Vertrauten, wie in einer großen Familie. Der Trost der Religion, der er mit schwärmerischer Hingebung anhing, hat durch den Mund des katholischen Priesters zu ihm gesprochen, bevor er schied. Die Umstehenden können seines Erdenlebens letzte Tage nicht feierlich, nicht wundersam genug schildern. Niemand fühlte ein Grauen, Jeder drängte sich zu ihm, er starb einen schönen Tod.

Wo Schiller neben seinem hocherhabenen herzog-
soltei, Charpie. II.

lichen Freunde schlummert; wo Goethe's Grab bestellt ist, da liegt auch unser Freund; eine Leier bezeichnet sein Grab. Und wenn es dem Todten gleichgültig sein mag, wo er modert, wir dürfen uns freuen, daß Wolff in Weimar starb. Es liegt eine schöne, friedliche Bedeutung darin.

Im rauschenden Gewühle der Theaterwelt wird auch sein gefeierter Name verhallen; in seine Rollen werden Andere sich theilen, — und der Lebende hat Recht. Allein nicht vor Aller Blicken wird sein Bild erlöschen, nicht in Aller Herzen wird er sterben; die da wissen, was sie an ihm hatten, werden ihn nie vergessen.

Auf dem Kirchhofe des père Lachaise in Paris besuchte ich Talma's Grab; da legt man einen Kranz nieder.

Betrachten Sie diese Worte wie einen Kranz von dürftigen Winterblumen, den ich meinem seligen Freunde habe auf's Grab legen wollen.

Er hinterließ uns Nichts als sein Gedächtniß, und dies zu ehren hat er selbst uns gelehrt.

Auch eine Tänzerin.

Wenn der Theaterfreund — im geistigen Sinne — schon die heutige große Oper als Gegnerin dramatischer Kunst zu beargwohnen berechtigt ist, um wieviel feindseliger muß ihm das Ballet entgegentreten, ihm und seinen hinwelfenden Hoffnungen für das Beste der Sache!

Das Wort, dieser ewige Träger und Vermittler des Gedankens, findet im Gesange doch bisweilen, obgleich ausnahmsweise, seine Geltung; in den Compositionen der Meister geht es würdig, bedeutungsvoll der Melodie zur Seite, behauptet den ihm gebührenden Platz, erhebt sich wohl gar auf Schwingen reiner Harmonie zu höherer Kraft, und nach manchen Abenden leerer, seelenloser Klingelei und wüsten Durcheinanderschreiens folgt dann wieder einmal ein Festabend, wo feierlicher Ernst, tiefes Gefühl, sinniger Scherz in Tönen zu uns sprechen.

Lassen wir den plastischen und mimischen Schaustellungen auf der Bühne ihren Werth; gestehen wir ihnen, besonders in der Oper, die zum Theil äußeren Gepränge bedarf, ihre Rechte zu, — immer wird es wahr bleiben, daß die Macht der Rede, des gesprochenen Wortes der darstellenden Kunst eigentlichsste Seele ist; daß sogar mimische Mängel besiegt und vergessen werden können, wenn die Fülle der Diction uns mit sich fortreißt; wenn der Schauspieler, was ihm an Action abgehen sollte, durch den Klang sonorer Stimme, durch feurige Besonnenheit, durch meisterhafte Articulation, durch rhetorischen Wohlklang, durch poetische Klarheit ersetzt.

Von all' diesen schönen Dingen ist bei'm Tanze Nichts zu brauchen. Im Ballet, wie es die größten Städte Europas der Schaulust darbieten, wie es sich in verkleinertem Maßstabe auch an mittleren Bühnen zu regen versucht, wird jetzt Nichts weiter gethan, als getanzt! Was man nämlich tanzen nennt, und was sich zu dem Tanze vergangener Zeiten etwa verhalten mag, wie sich

modernes Operngebrüll zum Gesange früherer, besserer Tage verhält. — Die verschwenderische Pracht, womit Ballette ausgestattet zu werden pflegen, konnte mich, als ich noch jung und lebenslustig war, weder blenden über die Nichtigkeit und Stupidität dieser neuen Arrangements, noch waren die Windungen, Wendungen, Schwankungen und Verrenkungen der wohlgewachsensten Tänzerinnen geeignet, mich zu entzünden und zu erregen. Dieses ewig wiederkehrende, gänsemäßige Ausstrecken eines Beines, dies abgeschmackte sich-um-seine-eigene-Achse-Drehen galt mir, während „Kenner“ es für den Triumph einer Kunst (?) erklärten, nicht allein für geschmacklos, sondern auch für so langweilig, daß es jeden sinnlichen Eindruck vernichtete. Vergebens forschte ich, wo ich dergleichen Spectakeln beiwohnte, nach mimi-schen Talenten, welche mir durch ihre Darstellung das Wort ersetzen könnten. Ich weiß mich nur an zwei Personen zu erinnern, als Ausnahmen von der allgemeinen Regel, „daß die höhere Tanzkunst eine herz- und geisttödtende Hopserei geworden.“ Von diesen Beiden war der Eine kein eigentlicher Tänzer, sondern ein Pantomimist: der berühmte neapolitanische Komiker Calvarola (1823). Die Zweite war (vor dreißig Jahren) die Taglioni, deren Sylphide namentlich gegen den Schluß hin mehr sein wollte und mehr wurde, als eine durch Virtuosität blendende Balletfigur. Sonst, wie gesagt, widerte mich, auch in Paris, die ganze Tanzgeschichte förmlich an, und ich bildete mich nach und nach zu einem entschiedenen Antagonisten des Balletthums

aus, als welcher ich denn auch bei meinen Freunden galt und weidlich verhöhnt wurde, ohne mich zu bessern. Ich trieb es so weit, zu erklären, daß mir jedes hübsche, reinliche Bauernmädchen auf der Wiese mehr Anmuth und Reiz zu entfalten scheine, als jene dressirten, naturwidrigen Künstlerinnen, auf die Aller Augengläser sich richteten. In dieser meiner Abneigung gegen den Götzendienst auf den Brettern ward ich ein Mann, später ein alter Mann mit grauen Haaren, und als solcher sah ich mich in Hamburg einmal gezwungen, mit einer befreundeten Familie das Stadttheater zu besuchen, wo ein großes Ballet aufgeführt werden sollte. Ich ging dahin mit Widerstreben und gähnte schon herzhast, da ich an der Kasse mein Billet löste, bei dem Gedanken an drei getanzte Akte. Daß eine Tänzerin vom größten Rufe als Gast austrat, konnte mich nicht trösten; — wußt' ich doch, wodurch ein Weltruf errungen wird! Ich meinte nur: wahrscheinlich dreht sie sich drei Mal öfter als die Andern, das ist die ganze Herrlichkeit!

Doch siehe da, statt herkömmlicher „Bravour“ — wie es im Bewunderungs-Targon heißt — zeigte sich die bescheidenste Grazie, und schon der Tanz an und für sich athmete Seele, Sinn, Bedeutung. Als jedoch die Handlung eintrat, als Liebe, Hoffnung, Furcht, Zorn, Leidenschaft, Todesangst im Laufe der Darstellung sich entfalteten, da vergaß ich die Tänzerin, da sah ich nur noch die große, unerreichbare Schauspielerin, die Rednerin ohne Worte, die Sängerin ohne Töne, die Meisterin, die Alles sagt und singt, die jubelt und jammert,

die uns heiße Thränen des Mitgeföhls aus tiefster Brust in die Augen lockte, neben der all' jener gleißende Plunder verschwand, die mit keiner Anderen zu vergleichen ist, die einzige, unvergeßliche Fanny Elßler! —

„Dem Mimen slicht die Nachwelt keine Kränze.“ Sei es mir, einem gebrechlichen, alten Stückchen Mitwelt vergönnt, einen Kranz für Fanny zu flechten. Was ich von eigenem Grün dazu verwenden konnte, ist freilich sehr gering, denn ich besitze keinen Garten und treibe mich im Walde umher. Aber ich will doch eine Blume hineinflechten, eine Blume von hohem Werthe. Zwar hab' ich sie — gestohlen, habe kein Recht sie in meine Blätter zu schlingen; dennoch thu' ich's und nehme die Verantwortung auf mich.

Die Blume ist ein Gedicht von Franz Grillparzer. Es ward ihm heimlich abgewonnen, gelangte durch dritte, vierte Hand in die meine. Er schrieb es nieder, als Fanny zum letzten Male die Bühne betrat.

„So willst Du Dich der Kunst entziehen?
Gieb sie nicht auf, die heil'ge Kunst! —
Was uns zum Schuß ein Gott verliehen,
Hat sich gelöst in Nebeldunst;

Das Gute, der Verstand, die Sitte
Zähmt nicht mehr dieses störrische Geschlecht,
Blind für das Unheil, taub der Bitte.
Nur die Gewalt behielt ihr altes Recht.

Nach außen die Gewalt der Waffen,
Nach innen zu der Künste Macht,
Die, was sie bilden, ähnlich schaffen
Dem Vorbild, das sich Gott gedacht;

So daß der Mensch in ihrem Spiegel
Halb sich, halb seinen Ursprung kennt,
Auf seiner Stirn das Geistesiegel,
Das nur noch leuchtet, nicht mehr brennt.

Dir ward die holde Macht gegeben;
Sei dankbar Du für so viel Gunst!
Nicht Dir allein gehört Dein Leben,
Gieb sie nicht auf, die heil'ge Kunst!"

Grillparzer ist sehr sparsam gewesen mit Gelegenheitsgedichten, er bedurfte immer einer großen Anregung, sollte er ein Lied dieser Gattung anstimmen. Was er in solchem Sinne gab, war gewissermaßen stets der Ausdruck jener Empfindungen, welche die Edelsten und Besten um ihn her beseelten. So betrachtet darf dieser an Fanny Elfler gerichtete Zuruf einen Ehrenplatz in den Annalen des deutschen Theaters behaupten. Die Tänzerin, welcher Franz Grillparzer zuruft: „Gieb sie nicht auf, die heil'ge Kunst!“ ist zwar auch eine Tänzerin gewesen, aber sie muß daneben eine seltene, große Künstlerin gewesen sein. Und es ist begreiflich, daß ein Dichter von so lebhafter Empfänglichkeit für alles Schöne und

Edele der Scheidenden sagte: Scheide noch nicht, gönne uns fernerhin noch die Freude Deines Wirkens!

Aber eben so war es klug und weise, daß Fanny sich freiwillig zurückzog, ehe die Zeit eingetreten, wo sie es endlich hätte thun müssen, — daß sie noch im vollen Besitze ihrer genialen Kraft den Muth hatte zu entsagen. Sie hat die Bühne aufgegeben, — die Kunst niemals. Denn die Kunst, welche unser Dichter mit Recht die „heilige“ nennt, wohnt sicher und fest in guten, warmen Herzen neben allen Tugenden der Milde, Gottesfurcht, ungeheuchelten Frömmigkeit, Demuth, Nächstenliebe. Sie trennt sich nicht vom edlen Herzen, als nur dann, wenn es im Tode bricht, wenn die Erdenhülle in Staub fällt, damit eine freie Seele heimkehre in das Vaterland der heiligen, der ewigen Kunst. Und die wahre Künstlerin ist so wenig an diese Erde gebunden, als an die Bretter, auf welchen der Erde Treiben (oft sehr unkünstlerisch) vorgeführt wird.

Jene Zeile: „Nicht Dir allein gehört Dein Leben,“ scheint Fanny Elfler zum Motto ihres Daseins erwählt zu haben, schon ehe Grillparzer sie niederschrieb. Wer sie im Kreise ihrer vielen Verwandten sah, wer ihr unermüdetes Wohlthun, ihre Freigebigkeit, ihre anmuthige, häusliche Pflichttreue und Aufopferungsfähigkeit beobachtete, der wird verlegen sein, wo er sie höher schätzen soll: ob im Hause, ob auf dem Theater? — Und das will, glaub' ich, viel sagen!

Louise Neumann.

Wer auf ein langes Leben, von Licht und Nacht, von Freud' und Leid' erfüllt, zurückschaut, wird sich vieler Tage erinnern, die durch glückliche Ereignisse, durch genossene Entzückungen bezeichnet, aus der Vergangenheit herüberleuchten und glänzen. Nur, wosern er recht aufrichtig sein will, wird er bald eingestehen müssen, daß dieser Glanz ein Scheinglanz, von unechtem Golde vorgespiegelt ist; oder daß irgend ein trüber Fleck daran haftet, den sträflicher Leichtsinn, gierige Selbstsucht, Undank, Fahrlässigkeit, eine Thorheit, wo nicht sündhafter Frevel hinterließen. Fast in jedes Angedenken — ich rede natürlich nur von uns sogenannten Weltmenschen, ohne die Vorrechte sittenreiner, unsträflicher Erdenwaller antasten zu wollen — wird sich eine Spur der Reue mischen. Nicht etwa jener anmuthigen, in Goethe's „Generalberichte“ schalkhaft verpönten Reue; vielmehr einer ganz entgegengesetzten, die zwar, wie eigentlich jede Reue, auch zu spät, dennoch immer früh genug kommt, in süße Erinnerungen ihre bittere Tropfen zu gießen. Ich mag sinnen, wie ich will! Mag in einsamen Stunden ernster Selbstbetrachtung Alles noch einmal durchleben, was ich in Jahren durchgelebt habe! ich finde nur einen Tag, besinne mich nur auf einen, der ganz rein, wie er aus Gottes Himmel stieg, noch heute vor meiner Seele schwebt, ohne daß eine tadelnswerthe Handlung,

eine sträfliche Regung, ein unlauterer Gedanke ihn mir entweih't hätte.

Es war ein frühlingssrischer Sommertag. Ich hatte nach Beendigung einer langwierigen, anstrengenden Arbeit beschlossen, mir im Freien Erholung zu gönnen, von Früh bis Abend allein zu bleiben, nur in der Gesellschaft, die Feld und Wald mir zuführen würden. Das Wetter begünstigte meinen Vorsatz. Nicht ein Wölkchen stand im Abend. Ringsum Alles klar und blau. Sanfter Morgenwind erfrischte die Luft. Das Gefühl der Befriedigung, welches ausdauerndem Fleiße stets nachfolgt, steigerte mein Wohlbehagen. Die Bewegung that mir nach langem Sitzen am Schreibtische doppelt wohl. Ich trug einen meiner Lieblingsdichter bei mir. Durch ein grünes, wogendes Meer, auf dem bunte Blumen schwammen, schritt ich über weite Wiesen dem Eichwalde zu. Dort such't ich mir einen schattigen Platz und beging die Morgenandacht eines deutschen Sängers. Ich las — zum wievielten Male? — die Verse, deren ich niemals satt werde. Nachmittag suchte ich mir ein kleines Dorf mit einem reinlichen Gasthäuschen auf, wo ich junge Hühner, frischgelegte Eier, Milch, kräftiges Brot und Erdbeeren vorfand. Die Mahlzeit ward rasch bereitet. Während ich so köstlich bei offenen Fenstern tafelte, von den Musikanten des uralten Birnbaumes draußen angefangen, wollte mein gutes Glück, daß ein Greis (mit dem Birnbaum vielleicht in einem Alter) eintrat, von einer bleichen, ärmlich-sauber gekleideten Frau geführt. Sie setzten sich weit von mir in einen Winkel, wo kein

Tisch vor der hölzernen Bank stand, ohne Etwas zu fordern. Die Wirthin achtete ihrer nicht. Ich fragte hinüber: Ob sie Nichts essen, Nichts trinken würden? Der Greis blickte seine Führerin an; sie brachte ein Stück harter Semmel aus dem Henkelkorbe und bat um Erlaubniß, in einem Glase vom Schentisch Wasser aus dem Brunnen holen zu dürfen. Die Wirthin sagte: meinethwegen! Ich rief die Frau zurück und forderte sie mit ihrem Vater auf, meine Gäste zu sein. Sie kamen an meinen Tisch. Und wie es ihnen schmeckte! Wie gesprächig der alte Vater wurde! Sie hatten seinen Enkel besucht, der bleichen Frau einzigen Sohn, der „drüben, jenseit des Wassers“ als Ziegelstreicher diente, aber jetzt krank gewesen war und lange Nichts erworben hatte; sonst hätt' er sie nicht „so leer“ fortgeschickt, versicherten sie. — Ich übernahm seine Stelle und gab ihnen, was mir wenig, was ihnen zu viel schien. Dann bezahlte ich unsere Rechnung und schied, von ihren Segenswünschen begleitet. Und sodann suchte ich mir ein anderes Plätzchen, noch kühler als mein Morgensitz, im frischesten Erlengesträuch, unweit eines rieselnden Bächleins, wo Bergifmeinnichte zu Tausenden standen, wo Libellen sich auf kleinen Wellen wiegten, wo eine Schwarzdroffel den anderen Vögeln nachspottete, wo kein Mensch zu hören noch zu sehen war. Da hab' ich gebetet. Seit lange zum ersten Male, wie der Mensch am besten betet: ohne Worte, vielleicht ohne Gedanken, nur in sanften Gefühlen. Nichts wünschend, Nichts erbittend, nur dankend für so viel unverdiente Seligkeit. Diese

Stunde ist mir unvergeßlich, und möge sie mir nahe stehen, wenn ich die Augen im Tode schließe!

Wie es dann Abend wurde, bin ich langsam, o sehr langsam zur Stadt zurückgegangen.

Es schlief schon in den Gassen, da ich heimkehrte.

Seitdem ist gar viel Zeit verstrichen; werden nur wenige Jahre zu den Vierzigen fehlen. Der Tag bleibt mir lebendig, wie gestern. Es war der glücklichste Tag meines Lebens, weil es der reinste war.

Und mit dem Gedächtniß dieses Tages muß ich das Gedächtniß der Künstlerin vergleichen, deren Name als Ueberschrift meine anspruchlosen Zeilen schmückt. Manchen großen Meister hab' ich auf den Brettern bewundert; manche gewaltige Schauspielerin hat mich hingerrissen zum lautesten Ausbruche des Entzückens; das Bedeutendste, was unsere Zeit im Gebiete dramatischer Darstellung vorüberführte, hab' ich gesehen, und es fehlt mir fast keine erhebende, belehrende, erfreuende Anschauung in Ernst und Scherz. Aber an jede dieser großen, begeisternden Erinnerungen knüpfen sich, wie sie mir im Geiste austauschen, sogleich einzelne Zweifel und Bedenken, welche Schatten auf ihren Glanz werfen; mögen diese nun den Menschen, mögen sie den Künstlern gelten. Der feurigste Enthusiasmus, will er mit jugendlicher Gluth festgehaltene Eindrücke wieder magisch beleuchten, wirft zugleich grelle Streiflichter auf Mängel verschiedener Gattung, die dem skeptischen Alter willkommene Gelegenheit bieten, zerlegend zu prüfen — und sich dabei abzukühlen. Da fällt dem Einen eitles Ueberheben in

seiner Stellung, dem Anderen Vernachlässigung zur Last, die ihn doch nicht Alles erreichen ließ, was in seinen Mitteln lag. Dort war maßloses Ausschreiten von der durch die Natur vorgeschriebenen Bahn, hochmüthiges Verkennen äußerster Kräfte störend. Dann wieder überstürmte nicht selten wilde Leidenschaft oder blinde Sucht nach rohem Beifall die Grenzen des Schönen. Ja, die Ersten, die Edelsten thaten entschiedene Fehlgriffe in der Wahl mancher Rollen, und es konnte geschehen, daß Diese und Jene sich zu Versuchen drängten, die ihrem Naturell zuwider waren, deshalb entschieden mißlangen. Große Tragiker belustigten sich — (aber sich allein), — als ob Alle Alles könnten, in Farcen. Characterschauspieler, einzig und unerreicht in scharfgezeichneten Genrebildern, wagten sich an heroische Gestalten, zu denen Kraft und Phantasie nicht hinanreichten. Berühmte Soubretten oder sentimentale Liebhaberinnen ersten Ranges mochten der Anreizung nicht widerstehen, auch einmal die Fahne beim Krönungszuge in Rheims zu tragen. Und selbst jene Eine, Einzige, Unvergessliche, die uns in der Tragödie, im höheren Drama eben Das gewesen, was späterhin Louise Neumann für das bürgerliche Schau- und Lustspiel wurde; eben so eigen, so bevorzugt, so vornehmer Natur, so aristokratisch als Künstlerin! — sogar diese konnte nicht umhin, einige Male über ihre Sphäre hinauszuschreiten. Bei Anderen wiederum, deren Verdienste doch auch ungeschmälert bleiben sollen, trat vielleicht erkünstelte Manier, manierirte Künstelei ein, die zuletzt mit den sonst vortreflichen, geist-

vollsten Darstellungen verwuchs und ihney die natürliche Lebendigkeit entzog. Ich weiß Keinen, Keine von den Heroen meines halben Säculums beim deutschen Theater, denen ich nicht, in all' meiner Verehrung und dankbaren Anhänglichkeit, neben einige ihrer rothgedruckten Gedentage hier und da im Gedächtniß ein schwarzes Kreuzlein zu stellen hätte.

Und insofern ergeht es mir mit ihnen, wie mit den wonnereichsten, glückbringendsten Tagen meines Lebens, unter denen es auch — freilich meist durch mein Verschulden — von schwarzen Kreuzen wimmelt.

Ich habe nur den oben erwähnten, reinen Sommer-tag ausgenommen.

Wie dieser steht mir Louise Neumann einzig da. Schönere Frauen, reizendere Schauspielerinnen, mächtigere Talente hab' ich mehrfach gesehen, bin von ihnen bezaubert worden.

Reinere Anmuth, vollendetere Selbstbeschränkung, holdere Weiblichkeit sah ich auf der Bühne nie; sanftere Töne schlugen nie an mein Herz; sittsamere Grazie beselte nie auch der feichtesten Rolle dürstiges Wort. Niemals trat sie aus ihren Schranken; niemals haschte sie nach Effecten. Wenn sie einen Tadel verdient, so ist es, daß sie in dieser Richtung hin weniger gethan, als das Theater gewissermaßen braucht und begehrt. Daher auch der im Verhältniß zu ihrer Renommée oft geringe Succesß, den sie vor den Tonangebern einiger Städte (die ich nicht nennen mag) gefunden. Daher aber auch die geistig verklärende Wirkung, die sie auf alle Klugen,

Guten, wahrhaft Gebildeten immer und überall ausübte; die zum Beispiel ein sehr gemischtes Hamburger Parterre ihren leisesten Nuancen mit Ehrfurcht lauschen und selbst in heiteren Lustspielen viele Männeraugen von Freudenthränen feucht werden ließ beim Klange ihrer Stimme.

Goethe sagt, daß der edle, feine Anstand weder zu definiren, noch zu lehren sei, weil er etwas Negatives, nicht in Dem bestehe, was Einer thut, sondern nur im Vermeiden, im Unterlassen alles Unschicklichen, Unzarten, Gemeinen. Auf gewisse Weise läßt sich etwas Aehnliches von Louisen's Darstellungsweise behaupten. Die Eigenthümlichkeit derselben, der Zauber, den sie auf jedes empfängliche Gemüth ausübte, lag (neben der Innigkeit eines von hellem Verstande und ausgebildetem Geiste geleiteten Gemüthes, neben der süßen, milden Gewalt ihrer meisterhaften articulirenden Sprache) hauptsächlich in consequentem Vermeiden alles Dessen, was andere, recht gute talentvolle Schauspielerinnen an ihrem Plage, an ihrer Stelle gethan haben würden, um die Sache zu machen, zu fördern, hervorzuheben. Dergleichen Künste erwartete man bei ihr stets vergeblich. Da gab es kein Betonen, kein Unterstreichen einzelner Wörter, kein Dehnen besonders erheblicher Perioden, kein Deuten mit den Händen, kein Wiegen des Kopfes, kein Rollen der Augen, kein Alarmzeichen vor herannahendem Abgange, kein Aufgebot irgend eines (sogar kritisch zu rechtfertigenden und erlaubten) Hausmittelsens. Da hörte und sah man immer nur, bei Rührung wie bei Spaß, bei feinem

Lustspiel wie bei flacher Posse, das Zunächstliegende, Wahre, Einfache, Natürliche, im Gewande veredelnder Kunst, umhaucht von keusem Athem jungfräulicher Unbefangenheit. Sie durfte Alles auf der Bühne sagen; aus ihrem Munde verlegten auch die Minauderieen frivoler Pariser Anstößigkeit nicht. Jede Mutter durfte ohne Scheu ihre Töchter in's Schauspielhaus führen, wenn Louise Neumann auftrat. Ihr Erscheinen, ihr Gebahren glich versöhnend aus, was sonst vielleicht verlegt hätte.

Die künstlerische Ruhe, welche immer nur das Resultat höchster Meisterschaft ist, und die ihr zu eigen war, verlieh nicht allein ihrem Spiele jene dem Zuschauer wohlthätige Behaglichkeit, welche wir — ach, wie häufig! in Deutschland entbehren; sie theilte sich auch den Umgebungen mit und übte unwiderstehliche Gewalt aus. Man sah das, wo sie als Gast erschien; wo sie genöthigt ward, aus dem Rahmen ihres lieben, heimischen Burgtheaters heraus und auf andere, manchmal etwas ungehobelte Bretter zu treten. Mochten die dort Einheimischen anfänglich um die exotische Erscheinung herum sich noch so sehr abarbeiten und schreien; mochten sie noch so „scharfe Spieler“ sein! — bald wurden sie stutzig, wenn sie Louise's würdige Haltung, wenn sie die vornehme Zuversicht zu ahnen begannen, womit ihr Geist die Scene beherrschte. Nach und nach legten sie bei. Und blieb ihnen versagt, sich an solchem Beispiele zu veredeln, so wagten sie sich wenigstens nicht mehr über die Zauber-

Freise, die eine höhere Macht um das Mädchen aus der Fremde gezogen.

Das Theater hat schon unzählige Verluste gehabt, hat immer wieder Ersatz gefunden. Das Publikum findet sich in jeden Verlust, in manchen Ersatz, und endlich geht die Sache ihren alten Gang. Für die größten Künstler und Künstlerinnen stellen sich früher oder später befriedigende Nachfolger ein. Wenn man dennoch ausspricht, daß Louisen's Scheiden eine unausfüllbare Lücke läßt, so mag dieser Ausspruch nur Jenen wie ein schon häufig dagewesenes, leeres Schmeichelwort vorkommen, die in das innerste Wesen der Darstellungskunst einzudringen unfähig sind. Keiner organisirte Bühnenfreunde dürften solche Behauptung billigen. Die Neumann wird nicht nur fehlen, weil sie selbst fehlt; sie wird auch Denen fehlen, die mit ihr aufzutreten gewohnt waren, die nur mit ihr so spielen konnten, wie sie gespielt haben. Sie wird auch dem Publikum fehlen, wenngleich Viele, die dazu gehören, gar nicht begreifen werden, was ihnen denn abgeht, wo Jüngere, Schönerer, brillantere Talente vor ihren Augen erscheinen und lautesten Applaus ernten? — Diejenigen aber, die da wußten, wodurch sie sich auszeichnete, und worin sie unnachahmlich bleibt, werden stets empfinden, was ihnen nun mangelt, und werden ihrer gedenken liebevoll, wehmüthig, froh, dankbar, wie . . . je nun, wie ich meines reinen, frommen, unentweiheten Sommer-tages unter Gottes blauem Himmel.

Clara Schumann.

(Offenes Sendschreiben. Grätz in Steiermark 1858.)

Geehrte Damen und Herren!

Ich wende mich nicht an den musikalisch-gebildeten, ja nicht einmal an den Musik liebenden Theil des Publikums. Diesem wüßte ich nichts Neues zu sagen, und das längst bekannte verstehe ich nicht aufzuputzen mit jenen Belegen wissenschaftlichen und technischen Verständnisses, welche die Würze eines gediegenen Berichtes über die wichtigen Erscheinungen im Gebiete der Tonkunst ausmachen. Ich spreche ganz einfach und schlicht zu Allen, welche mit mir auf einer Stufe stehen, das heißt: welche in Unwissenheit und sonder Vorbildung zu Concerten weiter gar nichts mitbringen, als ein offenes Herz und ein warmes Gefühl; deshalb von dem heutigen Virtuositenthume weniger angezogen, als abgestoßen werden, und schon so weit gekommen sind, gewissen mit großen Affichen beklebten Straßenecken aus dem Wege zu gehen. Kommt etwa noch dazu, daß sie allmonatlich mit Empfehlungsbriefen beglückt werden, die reisende Künstler ihnen bringen; haben sie in ihrer Nachbarschaft vier bis fünf unbarmherzige Dilettanten, die bei Tag und Nacht in gemarterte Claviere hineinpauken; sind sie so weit gerathen wie ich, daß ihnen das nur ausgesprochene Wort: „Fortepiano“ schon eine Gänsehaut zu-

zieht; — nun, dann befinden sie sich grade in der richtigen Stimmung, diesen meinen Brief zu lesen, weshalb ich eine geehrte Redaktion um Aufnahme desselben ersuche.

Ich erfahre, daß der Direktor des hiesigen Theaters, Herr Balwansky die gesegnete Idee gehabt hat, Frau Clara Schumann unter den günstigsten Bedingungen, die ein Privatunternehmer irgend bieten kann, aufzufordern, sie möge noch ein Concert geben! Dank sei ihm dafür! Er kann es nicht in Absicht auf Gewinn, er kann es nur in ehrender Anerkennung und Huldigung einer so reinen, makellosen Celebrität und mit humaner Rücksicht auf diejenigen gethan haben, denen es entweder an Zeit, an Gelegenheit, oder an — Lust fehlte, die Concerte im Ressourcensaale zu besuchen.

Also, meine Damen und Herren, die Sie im Allgemeinen von Musik nichts wissen und verstehen, lassen Sie sich von Einem, der noch weniger als nichts davon versteht, kürzlich erzählen, was Sie im Schauspielhause erwartet, wenn Clara Schumann, geborene Wieck, auf der Bühne erscheinen und sich vor den Streicher'schen Flügel setzen wird.

Eine edle deutsche Frau und Mutter, in Töbnen gewiegt und aufgewachsen; als zarte Jungfrau schon die würdigste Auslegerin des großen Beethoven, der unser Grillparzer damals eines seiner sinnigsten Gedichte widmete, hat sie seitdem dieses Daseins höchstes Glück und tiefsten Schmerz durchlebt und aus den furchtbarsten Prüfungen, die Gott dem Erdenmenschen auferlegen

mag, ihr treues großes Herz, ihren hellen klaren Geist, ihre ewig junge unerreichte Kunst gerettet. Mit dieser, in der sie athmet, fühlt und schafft, erhebt sie, was sonst an den Besten für Fertigkeit, Geschicklichkeit, Talent gelten kann, durch sich und ihre Persönlichkeit, zur vollkommenen, jedem Empfänglichen gleich verständlichen Weltsprache. Sie redet in Tönen, sie dichtet in Klängen; sie macht deutlich, was uns fremd, sie bringt nah, was uns fern war; sie knüpft die Blüthen eines vergangenen Jahrhunderts an die Knospen dieser Tage; sie schlingt zum Kranze, was ihre geweihten Finger berühren, und auf grünen Blättern zittern die Thränen ihres Unglücks gleich himmlischen Thautropfen. Sie hat das Trauerkleid nicht mehr abgelegt, welches sie für Ihn, den Unvergesslichen, trug; der Ernst des Lebens schmückt sie mit sanfter Würde; aber uns, die ihr staunend lauschen, zaubert sie Lust in die Seele, und wie sie uns rührte, reißt sie auch zu lautem Jubel hin. Du lächelst mit nassen Augen, mag es nun der alte Sebastian Bach sein, den sie Dir vorführt; mag sie Beethoven neue Reize abgewinnen; mag sie Chopin's phantastische Träume erklären; mag sie Carl Maria von Weber und Felix Mendelssohn auf ihre unnachahmliche Weise feiern; — mag endlich der verklärte Geist sie umschweben, dessen Testament ihr anvertraut blieb, daß sie des seligen Gatten letzten Willen vollstrecke und Verkünderin seines Ruhmes werde vor aller Welt! Immer, immer wirst Du ihre Sprache verstehen, ihre Intentionen begreifen, ihren Gedanken folgen können. Sie hält Dir Sinn und

Empfindung an goldenen Fäden fest, und wenn Du heimkehrst, auf stillem Lager noch, klingen ihre Töne in Dir nach, wie die Harmonie ewiger Sphären, wie ein Lobgesang des Schöpfers.

Und wenn Du, mein Leser, meine Leserin, mir glauben willst, so mache es wie ich: überwinde Deine Scheu vor Clavierconcerten. Denn thust Du's nicht, so bestiehst Du Dich selbst um eine unbeschreibliche Freude, um eine schöne, fromme Erinnerung, an denen ja ohnedies unser materielles Leben so arm ist. Glaube mir — und Du wirst mir's Dank wissen.

Eine wahre Geschichte.

Das sogenannte „zweite Gesicht“ ward nicht allein hochromantischen Schotten verliehen. Auch andere Menschen, in ganz gewöhnlichen Lebensverhältnissen, mit herkömmlichen Pantalons versehen, erblicken bisweilen Vorgänge, Ereignisse, Personen oder wähen sie zu erblicken, die noch fern sind, die sich als „Ahnungen“ ankündigen. Aber nicht als dunkle Ahnungen, nicht als jene auftauchenden Gedanken und Gefühle, welche gar leicht, mögen sie heitere oder traurige Dinge vorher sagen, die folgerichtigen Ergebnisse einer unbewußt wirkenden Verstandesthätigkeit, einer consequenten, auf Erfahrung beruhenden, unwillkürlich vergleichenden Berechnung sein können; nein, wirkliche Erscheinungen! Visionen! Und nicht im Halbschlummer, nicht im nächtlichen Dun-

tel, nicht in niedergeschlagenen oder exaltirten Gemüthsstimmungen; nein, bei kaltem Blute, vollkommener Ruhe, mitten im Laufe alltäglichen Daseins! Die meisten Menschen achten nicht auf solche Sachen, wenigstens nicht, ohne daß irgend eine auffallende Begebenheit sie stuzig gemacht hatte. Wer aber darauf achten will, wird häufig Gelegenheit finden, sich zu verwundern. Gebe — um nur eins der gewöhnlichsten Beispiele zu nennen — jedweder Achtung, ob ihm nicht selbst geschehen ist und geschieht, was ich hier kürzlich schildern will, wie ich es häufig erlebte, seitdem ich zu denken weiß.

Man geht durch die Gassen einer größern Stadt; man glaubt einem Bekannten zu begegnen, an welchen man wer weiß wie lange nicht gedacht; man grüßt ihn verbindlich; doch durch den erstaunten Gegengruß aufmerksam gemacht, sieht man näher zu und erkennt seinen Irrthum; das ist ein ganz anderer, ganz unbekannter Herr. Nun denkt man: Wie war es möglich, diese zwei zu verwechseln? Und woher kam dir die Einbildung, es könne X. sein, der sich ja gar nicht hier aufzuhalten pflegt? Während man dies denkt, ist man dreißig Schritt weiter gegangen, biegt nun um die nächste Ecke und — rennt an den leibhaftigen X. an, der sich solches unerwarteten Zusammentreffens herzlich freut.

Zufall! rufen die klugen Leute. Zufall, hab' ich einigemal mitgerufen, solange ich mich auch für klug hielt. Nachdem sich ähnliche Ausstritte unzähligemal wiederholt hatten, und ich mittlerweile zur Einsicht gelangt war, daß es mit meiner Klugheit überhaupt ver-

zweifelt schwach bestellt sei, bin ich fein säuberlich auf die Muthmaßung gekommen, das Wort Zufall sei im allgemeinen ein recht albernes Wort. Ja ich bin so kühn zu behaupten — . . . nicht doch, ich will Nichts behaupten, was ich nicht beweisen könnte. Ich will nur erzählen.

Es ist geradezu unmöglich, von Ahnungen, welche sich als Visionen anmelden, zu plaudern, ohne dabei an jene düstern Mysterien zu streifen, die dem magnetischen Somnambulismus und all seinen bedenklichen, mit ihm zusammenhängenden Erscheinungen angehören. Gott behüte mich, daß ich, ein Laie, mich in Gebiete verlaufen sollte, über deren Dunkel sogar die Wissenschaft noch kein genügendes Licht verbreiten kann und worin es dem ehrlichen Zuschauer so schwer wird, Wahrheit von Täuschung, sogar vom abthätlichen Betrug zu sondern. Nur ein eigenes Erlebnis will ich hier mittheilen, damit es meiner kurzen „wahren Geschichte“ als Einleitung und der Gabe des zweiten Gesichts zur Bekräftigung diene.

Ein biederer, von jeder Charlatanerie freier Mann besuchte mich, als er nach zehnjähriger Abwesenheit in die steyrischen Berge heimkehrte. Er hatte mir einige Briefe hochgeachteter Freunde überreicht, die ihn als gewaltigen, heilkräftigen Magnetiseur schilderten. Englische und deutsche Zeitungsartikel priesen seine Wirksamkeit. Ich stellte mich ihm ungläubig gegenüber, was er in ruhiger Milde hinnahm. Seine nachsichtige Freundlichkeit führte lange, sich wiederholende Gespräche zwischen

und herbei, deren Inhalt mich fesselte. Was er aus der Fülle seiner Erfahrungen zum besten gab, trug immer den Stempel innigster Ueberzeugung. Es sei mir gestattet, nur eine Probe davon einzuschalten. Ich lasse ihn selbst reden.

„In Moskau magnetisirte ich mit Willen und unter medicinischer Obhut ihres Arztes eine Dame, die während der Clairvoyance ein Antlitz von wahrhaft himmlischer Schönheit zur Schau trug, sodaß ihr sie zärtlich liebender Gemahl den Wunsch äußerte, er möchte ein Bild besitzen, in welchem dieser beseligende Ausdruck künstlerisch festgehalten sei. Ich schlug die Photographie vor und die Kranke gab wachend wie schlafend ihre Zustimmung. In Moskau befand sich zur Zeit nur Ein guter Photograph, der jedoch neben seinem Rufe als solcher auch den Ruf eines rohen, dissoluten Menschen hatte. Das konnte mir für unsern Zweck gleichgültig sein. Er wurde befragt und ging gegen ein angemessenes Honorar darauf ein, seinen Apparat in die Wohnung meiner Patientin bringen zu lassen. Als er sich zur bestimmten Stunde einstellte und die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, zeigte er den bittersten Hohn über „die Komödie, welche hier gespielt werde,“ und sprach sich mit kränkendem Spotte dawider aus. Ich that, wie wenn ich ihn nicht verstünde, um die Aufnahme des Bildes nicht zu stören. Da er aber aus der für ihn eingerichteten Dunkelkammer mit der Versicherung heraustrat, das Experiment sei befriedigend ausgefallen und „Madame dürfe sich nicht länger

unnöthigen Zwang auflegen," da übermannte mich gerechter Zorn und ich fuhr unwillig auf: „Wohlan denn, mein Herr, damit Ihre beleidigenden Zweifel mit Einem Schlage vernichtet seien, richten Sie jetzt gleich durch meine Vermittelung eine Frage an die Kranke, auf welche Ihrer Meinung nach kein Mensch auf Erden genügende Antwort zu ertheilen vermöchte." Er blickte mich hohnlächelnd an und sprach mit herausforderndem Troge: „So mag Madame mir sagen, wo meine Mutter sich befindet und was sie in diesem Augenblicke thut?" Ich stellte diese Frage, nachdem ich mich mit ihm in Rapport gesetzt, an die Schlummernde. Kaum war es geschehen, so bereute ich schon meine Voreiligkeit, denn die Arme zeigte sogleich durch ihre leidenden Züge, wie peinlich ihr die Aufforderung war. Erst nach sichtbarem Kampfe erfolgte die Entgegnung: „Ich sehe sie, aber weit — weit vom Lichte!" Der junge Mann spottete: „Das ist Nichts, das kann jeder sagen!" Ich ließ mich, verletzt durch sein Benehmen, verleiten, noch einmal schonungslos auf nähere Angaben zu dringen. Da that sie sich Gewalt an und stieß, indem sie convulsivisch zuckte, den Schrei aus: — „Hu, ein rother Strich um den Hals — ein Schnitt . . ." „Ich näherte mich ihr, bemühte mich, sie zu calmiren; als es gelungen war, erblickte ich unsern skeptischen Artisten nicht mehr; er hatte sich rasch entfernt. Meine Patientin fühlte sich beim Erwachen schwächer als sonst, und ich machte mir um so ernstlichere Vorwürfe, weil mein Zweck, jenen zu überzeugen, verfehlt schien. Doch am zweiten Tage, da

er mir das sehr gelungene Lichtbild überbrachte, stellte er sich wie ein völlig Umgewandelter dar. Bleich und vergrämt stand er vor mir. „Ich bin,“ hub er an, „der natürliche Sohn einer Deutschen, welche in Petersburg lebte und für deren Neffen ich galt. Außer mir und ihr wußte Niemand, daß sie meine Mutter war. Sie liebte mich mehr als ihr Leben. Ich habe ihre Liebe mit Undank vergolten, ein ruchloses Dasein geführt, ihr Vermögen leichtsinnig vergeudet, sie an den Bettelstab gebracht, sie herzlos behandelt. Noth, Kummer, Verzweiflung machten sie zur Selbstmörderin; sie hat sich den Hals durchschnitten. Das mußte ich Ihnen bekennen! Eine härtere Strafe, als ich gestern empfing, konnte mir nicht werden! Ich zweifle nicht mehr an Ihrer Hellscherin!“

* * *

Diese und ähnliche Mittheilungen, obgleich auch ich ein Zweifler, wenigstens kein Gläubiger bin, fesselten mich doch sehr. Und weil der merkwürdige Erzähler eine wie die andere ohne jegliche Ostentation, in natürlichster Einfachheit gab, gewann er sich nach und nach in mir einen andächtigen Zuhörer. Nun hatte er mehrfach hingeworfen geäußert, daß auch er die Gabe des Blicks in die Ferne von Zeit und Raum, jenes „zweiten Gesichts“ besitze; und da beschloß ich, ihn meinerseits gleichfalls auf die Probe zu stellen. Das geschah auf folgende Weise:

Ich hatte auf meinem täglichen Spaziergange wochen-

lang am Laden eines Trödlers das in Del gemalte Porträt eines Jünglings von etwa sechszehn, höchstens achtzehn Jahren hängen sehen und mich bei jedesmaligem Anblick zu besinnen versucht, woher dies Gesicht mir bekannt sein könne? Diesen von einer Fülle gelockerter Haare umgebenen Kopf meinte ich schon lebendig gesehen zu haben, fand jedoch nicht den geringsten Anknüpfungspunkt. Zuletzt entschloß ich mich, Erkundigungen beim Trödler einzuziehen. Der wußte mir Nichts zu sagen, als daß er dies Bild sammt anderm alten Gerümpel bei einer Versteigerung gekauft habe und bot es mir für einen Gulden an. Ich zahlte den Gulden, ließ es aus dem Rahmen lösen, den ich nicht begehrte, rollte es zusammen und trug es heim. Lange hatte ich's wie zur Schau in meinem Zimmer ausgelegt. Wer sich nur bei mir blicken ließ, war befragt worden. Niemand hatte etwas von dem Original gesehen. Endlich hatte ich's beseitigt, fast vergessen. Nun kam es mir wieder in's Gedächtniß; da suchte ich's aus einer bestaubten Mappe hervor und bat den magnetischen, fernblickenden Freund um Aufschluß.

Er betrachtete das (in künstlerischer Beziehung vielleicht fehlerhafte, doch höchst ausdrucksvolle) Portrait lange und aufmerksam, versenkte sich hinein mit den Augen seiner Seele und sagte mit Bestimmtheit: „Der junge Mensch hat sich selbst gemalt; er hat sich treu wiedergegeben; wer dies Bild gesehen, müßte ihn erkennen auf den ersten Blick; doch er ist todt. Ich vermag

weder anzugeben, wann er sich gemalt hat, noch wann er gestorben. Daß er nicht mehr lebt, das fühle ich; das ist gewiß!"

Es erging mir bei diesem zuversichtlichen Ausspruche, ich will's ehrlich gestehen, wie dem mostkauer Photographen, nur daß ich den Gedanken nicht aussprach: „Das kann jeder sagen!“ Und dabei blieb's für's erste und jenes Bild wurde wieder in die Mappe gelegt.

Kurze Zeit nachher fand sich ein Bekannter bei mir, der mich lange nicht aufgesucht. Er plauderte viel über die Filiale des Wiener Kunstvereins und zeigte rege Theilnahme dafür, nannte und kannte auch verschiedene Maler und Zeichner. „Ei,“ unterbrach ich den Fluß seiner Rede, „bist du in dieser Welt heimisch, vielleicht hast du auch Kenntniß von einem strebenden Künstler, dessen Spur ich schon lange vergeblich suche, ohne etwas über ihn erfahren zu können!“ Und ich wies mein Bild kaum vor, als Herr von S. ausrief: „Ha, das ist der junge E., der als Knabe schon, während er die Realschule besuchte, großen Beruf zur Malerei zeigte und damals diesen Kopf aus eigenem Antriebe vollendete! Als armer Eltern Kind empfing er Unterstützungen, um an einer größern Akademie seine Studien zu machen, starb aber in M. sehr frühzeitig.“

Und somit hatte der Fernseher richtig gesehen, der „rückwärts blickende Prophet“ die Vergangenheit meines Unbekannten durchschaut und das „zweite Gesicht“ war wieder einmal zu Ehren gelangt.

Oder darf man's „Zufall“ nennen?

Nach Belieben. Dann ist meine „wahre Geschichte“ auch nicht sicher, so genannt zu werden. Auf die Gefahr hin schreib' ich sie dennoch nieder.

Ich war im Jahre 1839 aus Rußland in die deutsche Heimat zurückgekehrt, brachte einen Theil des Sommers in Schlesien zu und empfing in Grafenort den Besuch meines lieben Freundes August Kahlert, welcher als Privatdocent sich bei der Universität unserer Vaterstadt Breslau habilitirt hatte, wo er vielbesuchte literarisch-historische und ästhetische Collegien las. Er beklagte sich mündlich, wie er es auch schon brieflich gethan, über die Zurücksetzung, die er von seiten des Unterrichtsministeriums erdulde, indem er fortdauernd bei Ernennung neuer Professoren übergangen werde und erst kürzlich wieder die jüngst erledigte Stelle in der Facultät durch einen Fremden besetzt worden sei. „Es wird mir,“ sprach er betrübt, „zuletzt doch Nichts anderes übrig bleiben als — obwohl mit schwerem Herzen — meine theuere Biadrina zu verlassen und mir irgendwo, außerhalb Preußen, ein Plätzchen zu suchen! Das kränkt mich um so tiefer, weil ich mich meiner Thätigkeit und meines Fleißes rühmen darf und weil ich doch durch die großen Hörerkreise, die ich um mich versammle, Zeugniß genug ablege, daß ich nicht ohne Erfolg strebe und wirke!“

„An wem hängt denn das eigentlich?“ fragte ich voll Antheil. „Läßt sich denn Sr. Excellenz nicht beikommen auf diese oder jene Weise?“

„Ach, der Minister geht auf derlei Details selten ein; das bleibt dem „Professorenmacher“ in den meisten Fällen überlassen!“

„Und wer ist dieser gefährliche Mann?“

„Je nun, der Geheimrath Johannes Schulze!“

„Der? Ja, Freund, weshalb gehen Sie dem nicht zu Leibe?“

„Ich mag nicht betteln! Will er mich nicht anerkennen ohne mein Zuthun, so entsag' ich lieber! Die Sonne scheint überall und anderswo vielleicht heller und wärmer als in Schlessien. Zum Beispiel in Heidelberg?“

„Gewiß, Freund! Aber uns Schlesiern scheint ihr Schein nirgends wohlthuernder wie in der Heimat. Und auch Ihnen würde die Trennung schwer genug werden.“

So plauderten wir lange hin und her. Ich nahm die Erinnerung dieser Stunde mit nach Berlin und konnte mir nicht oft genug wiederholen, daß dem verdienstvollen, gerade um unser Breslau nach vielfachen Richtungen hin so verdienten thätigen, alles Gute und Edle regsam fördernden Kahlert großes Unrecht widerfahre.

Da begab es sich, daß ich, zu einem Diner bei Amalia Beer eingeladen, zwischen deren Sohn Wilhelm und dem Geheimen Legationsrath Philippborn zu sitzen kam; unsere Gegenüber waren Alexander von Humboldt und — Geheimrath Johannes Schulze. Letztern kannte ich nur wenig. Ein einziges Mal war ich mit ihm in nähere persönliche Berührung gerathen, bei einem unserer Goethe-Feste in der Litteraria, wo er mich wegen

eines von mir gesungenen Lichliedes belobte und sich als ehemaliger „Weimaraner“ vorstellte. Ich wußte das wohl noch recht gut, meinte jedoch keineswegs, daß er sich daran erinnern, noch überhaupt geneigt zeigen werde, von mir Notiz zu nehmen. Nun wendete sich das Gespräch an unserm Flügel — ich besinne mich nicht mehr, wie und warum — auf das Schauspiel „Shakespeare in der Heimat“ und Humboldt fragte, weshalb es noch nicht auf der Hofbühne dargestellt worden sei? Geheimrath Schulze zeigte einiges Interesse für diesen Titel, erkundigte sich nach dem eigentlichen Inhalt des Dramas, sprach mit sichtbarer Theilnahme wohlwollend über meine Versuche und wir geriethen nach und nach in recht lebendige Unterhaltung. Mitten im Reden fuhr mir plötzlich Kahler's Aeußerung, die „Professorenmacherei“ betreffend, durch den Sinn und ich fand eine absichtliche Fügung in diesem höchst unerwarteten Zusammentreffen und in dem noch unerwarteteren Entgegenkommen des gewaltigen Mannes. Ich beschloß, solche Fügung nicht ungenüßt vorübergehen zu lassen. Ich raunte meinem Nachbar Wilhelm Beer in's Ohr, um was es sich handle und bat ihn, mir den Herrn Geheimrath nach aufgehobener Tafel einfangen zu helfen und mit mir vereint Kahler's Loblied anzustimmen, wozu ich ihm, so gut es sich flüsternd thun ließ, Text und Melodie beibrachte. Daß Kahler, dessen ästhetische Bildung sich bekanntlich auch auf gediegenes musikalisches Wissen ausdehnte, Bruder Meyerbeer in verschiedenen kritischen Aufsätzen mitunter getadelt habe, hielt ich für angemessen, jezt nicht

besonders hervorzuheben. Wilhelm ging willig auf meine Bitten ein. Wir „stellten“ den allmächtigen Mann, Altenstein's rechte Hand, jagdgerecht in einer von schwerseidenen Gardinen umhangenen Fenstervertiefung und Alexander von Humboldt, meine stehenden Winke auffassend, zeigte sich bereit, auf humoristische Weise mit-zuhelfen. Lasse sich doch Niemand irre machen im guten Glauben an Humboldt's Herz! Und wenn sie wer weiß was für Proben einer spitzigen, scheinbar in Galle getauchten Feder austöbern; und wenn sie unzählbare Aeußerungen seiner scharfen Zunge, seines von kleinen witzigen Bosheiten übersprudelnden Mundes beibringen! Das beweist Nichts, gar Nichts gegen sein reines, edles Herz, dem Groll, Spott, Hohn, Falschheit oder Undank fern lagen; Nichts gegen seine liebevolle Gesinnung, die sich keinem Wunsche verschloß, keiner Bitte versagte, keine Mühe scheute, zu helfen, zu trösten, zu fördern! Man muß ihn gekannt haben!

Wir standen nun vier Männer, jeder eine Tasse mit schwarzem Kaffee haltend, beisammen und ich predigte August Kahlert's Verdienste in Johannes Schulze hinein. Freund Wilhelm respondirte als mein Küster und der große Alexander that von Zeit zu Zeit einen Schwertstich in die Knoten, welche der Geheimrath aus Bedenklichkeiten und Rücksichten schlang. Was ich nur zu meines lieben Landmannes gerechtem Lobe aufzufinden wußte, sagte ich aus; doch zeigte sich geringer Effect. Trotz all' seiner verbindlichsten Formen und der Versicherungen

besten Wohlwollens für „beide Schlesier“ hielt der in die Enge Getriebene — das war unverkennbar — immer noch mit einem Trumpfe zurück, den er wider mich ausspielen wollte. Da faßte mich endlich die Ungeduld und ich rief: „Aber was haben Sie denn eigentlich gegen ihn? Ist er verleumdete worden?“

„Keineswegs! Und ich habe gar nichts gegen ihn! Und ich glaube alles, was Sie Gutes von ihm sagen! Und dennoch mache ich ihn gewiß nicht zum Professor, bis — —“

(Dreistimmig:) „Bis? — bis? — bis? —“

„Bis er ein tüchtiges Buch geschrieben hat; ein Werk, welches man vorlegen, womit er Ehre einlegen, worauf man fußen kann. Er mache ein solches Buch, dann mache ich ihn zum Professor! Eher nicht!“

Meine Herren Secundanten blickten mich forschend an; sie hielten mich für geschlagen. Ich aber hielt mich meines Sieges nun so gewiß, daß ich freudig die Tasse leerte, sie beiseite stellte, den Geheimrath von der seinigen befreite und salbungsvoll anhub:

„Es läßt sich kaum denken, daß mein lieber Freund versäumt haben sollte, Ihnen pflichtschuldigst sein vor Jahren schon erschienenenes bedeutendes Werk zu Füßen zu legen. Wahrscheinlich ist dieses Buch unter der Masse von Zusendungen ähnlicher Gattung Ihrer Aufmerksamkeit entschlüpft. Sonst ist es nicht denkbar, daß einem Herrn von so viel Geist, von so regem Interesse für Literatur dies in vielfacher Beziehung wichtige, lehrreiche,

von allen Fachmännern gewürdigte und oft benutzte Product redlichsten Fleißes unbekannt geblieben oder aus dem Gedächtniß entschwunden wäre! Dr. August Kahlert hat (Breslau 1835) erscheinen lassen: „Schlesiens Antheil an deutscher Poesie.“ Da es sich so glücklich trifft, daß ich ein Exemplar mit mir führe, erbitte ich mir die Erlaubniß, es Ihnen morgen, wenn ich mein Drama abliefern, mitbringen zu dürfen. Versprechen Sie mir, Herr Geheimrath, es aufmerksam durchzulesen?“

„Das verspreche ich Ihnen gern,“ sagte er, „und ich will Ihnen herzlich dankbar sein, wenn ich dadurch veranlaßt werde, nachzuholen, was nach Ihrer Ansicht längst hätte geschehen sollen!“

Liebenswürdiger konnte sich ein solcher Mann in Amt und Würden unmöglich gegen einen Komödienschreiber und -Spieler benehmen.

Man wird mir auf's Wort glauben, daß ich nicht zögerte. Am nächsten Morgen setzte ich eine recapitulirende, schönstilisirte Epistel auf, packte sie mit meinem „Shakespeare“ und mit Kahlert's Literaturhistorie zusammen, bürstete meinen Hut und eilte zu Schulze, wo ich natürlich nicht vorgelassen wurde, denn er befand sich im Ministerio, gab Packet, Brief, Visitenkarte mit kolosalem i. P. dem Diener und — harrte.

An Kahlert zu schreiben, meine Hoffnungen zu verkündigen — das ließ ich bleiben. So viel Weisheit hatte ich mir doch schon im Leben gekauft, daß ich bedachte, man dürfe niemals voreilig triumphiren. Aber ich harrte.

Und da sollte es denn heißen: „Hoffen und Harren macht manchen zum Narren.“ Von Tag zu Tag währte ich, eine Botschaft zu erhalten; jedes Mal, wenn es an meine Thür klopfte, dachte ich, dies sei Geheimrath Schulze. Nicht in Person! Nein, bis zu einem Gegenbesuch, den er mir hätte machen sollen, verfliegen sich meine Einbildungen nicht; doch auf eine freundliche Zuschrift rechnete ich fest. Und rechnete so lange, bis ich einsah, daß ich mich verrechnet habe! Es erfolgte absolut gar nichts; kein Dank für die Bücher, kein Wort des Grusses, nicht einmal eine Visitenkarte. Und wie ich denn nach mehreren Wochen wieder bei Beers speiste und Wilhelm mich fragte: „Nun, wie steht's? Haben wir einen Professor zu Stande gebracht?“ mußte ich niedergeschlagen bekennen: „Nicht die Probe!“

Ich schimpfte ein bißchen; sobald ich aber nur meinem Herzen Luft gemacht, ließ ich die Sache fallen, ging eigenen Angelegenheiten nach, dachte nicht mehr an Kahlert und seine Professur. So steht's um die Freundschaft! Ich vergaß den Geheimrath, die Bücher, die beabsichtigte Mahnung im berliner Wirbel und Schwirbel; und ehe ein Vierteljahr in's Land gegangen, hatte ich gar meinen treuen Breslauer Freund auch vergessen, was allerdings schlecht genug, aber dem Laufe irdischer Dinge und der Natur des Menschen ganz entsprechend war. Es muß aber doch — und dies sage ich zu meinem und anderer ehrlichen Leute Trost — in unserm selbstfüchtigen, leichtsinnigen, zerstreungslustigen Wesen irgendwo ein ver-

borgnes, sicheres Plätzchen geben, einen Versteck, ein so zu sagen „feuer sicheres Gewölbe“ wo die gute schwache Seele ihre bessern, reinen Empfindungen verwahrt. Und aus solchem heiligen Deposito müssen bisweilen Regungen an die Oberfläche dringen. Sonst könnte mir damals nicht geschehen sein, was jetzt folgt.

Mein berliner Aufenthalt näherte sich bereits dem Ende; ich richtete mich schon zur Abreise ein — da begab sich's, daß ich eines schönen Tags nach Mittag um 1 Uhr meiner Wohnung zugin. Diese befand sich am Werder'schen Markte, der kleinen zierlichen Kirche gegenüber bei einem Schneidermeister, der „Chambre garnie für einzelne Herren“ vermietete und dessen Frau mich zugleich „in Kost“ genommen hatte. Die Speisestunde schlug; ich eilte. Wie ich in's Haus trat, stand plötzlich ohne irgend eine mir bewußte Veranlassung, das kann ich beschwören, die Kahlerl-Schulze'sche Angelegenheit vor mir. Und ich erblickte, wirklich und wahrhaftig, wie auf einem Bilde den Herrn Geheimrath, welcher mir zurief: „Ich habe absichtlich gezögert mit meinem Danke für Ihre Gaben, weil ich erst kommen wollte, wenn die Beförderung des Breslauer Freundes expedirt wäre!“ Dies Bild vor Augen, diese Aeußerung im Ohr, stieg ich die hohe Treppe hinauf, meine Wirthin trug mir die zinnerne Suppenschüssel schon entgegen, ich setzte mich, und wie ich mit der Kelle zu schöpfen begann und gleichsam als Antwort auf Schulze's Anrede vor mich hin in die (ich weiß es sehr genau) „Griessuppe“ hinein mur-

melte: „Was das für unsinnige Phantasieen sind!“ steckte die Schneiderin den Kopf zwischen die halbgeöffnete Thür: „Der Herr Geheimderath Schulze!“ — Gleich nachher stand er vor mir, ein großes, amtlich gesiegeltes Schreiben in der Hand und wiederholte fast wörtlich, was ich eine Minute früher zu hören gewöhnt. Nur, daß er seinen Satz nicht zu Ende brachte, aus Schrecken über mich, der ich todesbleich und stumm ihn anstarrte, — so zwar, daß er meine Wirthin zu Hilfe rief, denn er fürchtete, ich würde umsinken.

Der große Brief, der in wenig Stunden die Fahrt nach Breslau antreten sollte, war Kahler's Ernennung zum Professor.

Ich weiß sehr wohl, was derjenige, der diesem Vorfall das Gewand des Wunderbaren abstreifen will, einzuwenden hat. Er braucht bloß anzudeuten, wie nahe ein solcher Ausgang doch lag, und wie eben kein besonderer Scharfsinn dazu gehörte, ihn vorherzusehen, nachdem mir einmal wieder die Sache in's Gedächtniß gekommen war. Und was dieselben Worte betrifft, meint der Erklärer, so mag es die Einbildung des Erzählers damit nicht so genau nehmen.

Gut. Dazu will ich schweigen, obschon ich's als unwahr zurückweisen könnte.

Aber auffallend wird es doch jedem unparteiischen Denker bleiben, daß ich nach Monaten gerade erst wieder mich lebhaft mit diesem Gegenstande beschäftigte, in demselben Augenblick, wo die Hauptperson des

ganzen Auftritts um die Ecke des Hauses biegen wollte, in welches ich ging; wo der Geheimrath natürlich an mich dachte; wo unsere Seelenkräfte sich begegneten!

Soll das jedoch auch wieder „ein Zufall“ heißen? Nun, dann ist eben dieser Zufall das Wunderbare.

Und eins scheint mir so unerklärlich wie das andere. Von Unerklärlichem freilich will unsere aufgeklärte Zeit Nichts mehr hören.

Das Schillerjubelfest.

Von Dresden aus ging die erste Anregung zur Allgemeinen Deutschen Schillerstiftung. Mit unermüdlicher Thätigkeit wirkten mehrere Männer verschiedenen Standes und Berufes dafür, daß diese (von mancher Seite her auch feindselig behandelte) Idee in's Leben treten könne. Gutzkow sprach der Sache in seinen „Unterhaltungen am h. H.“ mit eindringlicher Beredsamkeit das Wort und forderte mahnend und dringend zu Sammlungen, zur Bildung von Zweig-Vereinen auf. Die innerste Seele des Ganzen, wenn schon weniger in den Vordergrund tretend, war der verstorbene Dr. Julius Hammer, der liebenswürdigste, sanfteste, edelste Mensch; der Poet, dessen „Schau um Dich, schau in Dich“ an Goethe's und Rückert's ewige Sprüche, an Leopold Schefer's „Laienbrevier“ sich anschließt. Ein Mann, obgleich begraben, doch unvergessen fortlebend im Gedächtniß eines Jeden, welcher ihn kannte. Durch Ein-

sammlung einiger Beisteuern, die ich aus Grätz in Steiermark nach Dresden beförderte, entstand in mir der Gedanke: ob es nicht ausführbar sei, auch in obengenannter Stadt eine Filiale zu gründen? Die Sache bot große Schwierigkeiten dar; denn in Wien hatte man bereits vergeblich um amtliche Bewilligung dazu nachgesucht; und die Gräzer Behörden, bei welchen ich anklopfte, schienen durchaus nicht geneigt, unnützerweise vergebliche Schritte zu thun. Doch wagten sie endlich einen Versuch und sandten meine Eingabe gen Wien. Natürlich erhielten wir keine Resolution.

Ich ließ nicht nach. Schon mehrere Jahre vorher hatte ich mir die Erfahrung erworben, daß in solchen Fällen der gerade Weg der beste sei. Weil eben neuerdings bei oftmalß recht unzeitig angebrachten confessionellen Streitigkeiten, Verdächtigungen und Klatschereien immer wieder behauptet wird, die Protestanten in Oesterreich wären, trotz aller anders lautenden Zusagen, vielfältigen Schikanen ausgesetzt geblieben, will ich den Hergang jener mich ermuthigenden Angelegenheit der Wahrheit gemäß erzählen.

Bermöge des jüngst abgeschlossenen Concordates waren die Katholiken berechtigt, von nun an uns Protestanten das Begräbniß innerhalb ihrer Friedhofsmauern zu versagen. Das hieß so viel als: „Ihr habt für eure eignen Ruhestätten zu sorgen!“ Ganz in der Ordnung. Doch die Gräzer protestantische Gemeinde ist nicht reich, hatte sich durch den Ausbau ihrer Kirche in große Kosten gesetzt und vermochte die Ankaufssumme

für ein passendes Stück Land unweit der Stadt nicht sogleich aufzubringen. Ich beschloß folglich, unter Beihilfe deutscher Dichter, Gelehrter und Schriftsteller ein „Album“ für diesen Zweck herauszugeben. Die Aufforderung, solchem Unternehmen thätig beizutreten, durfte ich nicht in die Welt schicken ohne höhere Bewilligung. Das lag in der Natur der kizlichen Verhältnisse. Als ich mich mit meinem Vorhaben auf der Statthalterei meldete, machte man große Augen, und mein gütiger Gönner, Herr Vicepräsident von F. fragte mich (mit anderen Worten zwar), ob ich etwa verrückt worden sei, derlei durch das Concordat veranlaßte Aufregungen noch vermehren zu wollen? Jede Vermittelung wurde freundlich, aber entschieden zurückgewiesen. Das Leben kann's nicht kosten, dachte ich, schob den Entwurf zu meiner Aufforderung in ein Briefcouvert, fügte ein paar Zeilen bei, des Inhalts: „Ew. Excellenz werden mir als ein strenger aber gerechter Mann geschildert; Sie wollen entscheiden, ob ich etwas Unrechtes wünsche“ und adressirte: An den k. k. Polizeiminister Freiherrn Kempen von Fichtenstamm.“ — Wenige Tage nachher war die Erlaubniß in meinen Händen . . . und das Album, Dank sei es der Unterstützung von allen Seiten, gedieh. Auch von katholischer Seite wurde ihm christlicher Antheil gewährt. Nur der Redacteur einer einflussreichen Zeitung, mir übrigens wohlwollend gesinnt, weigerte sich, die Anzeige zu besprechen, indem er mir schrieb: „Verlangen Sie sonst von mir, was Sie wollen, doch Nichts für protestantische Zwecke!“ Erst nachdem ich ihm

erwidert: „Ich hätte gar keinen anderen Zweck, als Geld für einen Begräbnißplatz herbeischaffen zu helfen, weil ich die Bemerkung gemacht, daß unbegrabene Protestanten durchaus nicht besser röchen, als unbegrabene Katholiken“ — erfüllte er meinen Wunsch. Genug, ich hatte das durchgesetzt. Und dessen erinnerte ich mich, wie es mit der Schillerstiftung nicht vom Flecke ging, schrieb an den Minister Alexander Bach; setzte ihm auseinander, welchen günstigen Eindruck es im Auslande machen würde, wenn Oesterreich diesem Vorgange kein Hinderniß entgegenstellte, und ließ ihm das Schreiben privatim auf sicherem Wege zugehen. Bald darauf hatten wir die Bewilligung.

Es waren acht Herren zusammen getreten, die meinen Aufruf mit unterzeichneten: Anton Graf Auersperg (Anastasius Grün), Karl Graf Gleispach, Karl Gottfried Ritter von Leitner, Karl Wilhelm von Martini, Dr. Karl Rehbauer, Dr. Karl Steiner, Dr. Karl Weinholt, F. M. E. Graf Zedtwitz. (Ich entdeckte erst jetzt, acht Jahre nachher, daß unter diesen, mich eingeschlossen, neun Männern sich sieben Karl's befinden.)

Eine Stelle aus besagtem Aufrufe mag hier Platz finden, denn es knüpft sich an sie ein Ereigniß von quasi historischem Interesse.

„Die Bewohner dieser Stadt besinnen sich gewiß „noch auf Herrn Gobard? Eines tabakrauchenden „Müßiggängers Cigarre war schuld, daß dem französi- „schen Lustschiffer sein Ballon verbrannte. Der Mann „sahien um seinen Erwerb gebracht; vernichtet. Was

„geschah? Man eröffnete eine Subscription für ihn,
 „die in ansehnlichen, aber auch in kleinen, ganz kleinen
 „Beiträgen binnen wenigen Tagen eine so bedeutende
 „Summe lieferte, daß Herr Godard sich einen neuen
 „Ballon anschaffen konnte, größer, stattlicher, solider als
 „der verbrannte. Das war gewiß recht hübsch und
 „machte den Gebern, besonders denjenigen, die aus ihrer
 „Arnth mit den kleinsten Münzen (oder Zetteln?)
 „herausrückten, alle Ehre. Aber aufrichtig gesagt: sollte
 „denn, was man aus raschaufloberndem Mitgefühl für
 „das Fortkommen eines ausländischen Aeronauten gern
 „gethan, nicht zehn Mal lieber gethan werden, wo Geist,
 „Seele, Gemüth, wo heilige Pflicht; wo das Bewußtsein
 „laut und vornehmlich redet: Wir sind Deutsche; und
 „deutsche Poesie und Literatur weben das Band, welches
 „ohne Unterschied von Farben und Grenzen alle Deut-
 „schen verbindet!“

(Ich unterbreche hier den Auszug aus unserer An-
 sprache, um von dem durch Gräzer Mildthätigkeit ge-
 schaffenen Luftballon zu berichten, der den Namen
 „Graz“ trug, und welchen Herr Godard, — Hans
 Wachenhusen schreibt ihn, wenn er in seinen Erlebnissen
 beim italienischen Kriege von dieser Perfidie erzählt, irr-
 thümlich: Gontard, — und welchen Herr Godard
 in eben diesem Kriege (1859) benützte, um als Luft-
 Spion gegen Oesterreich Dienste zu leisten. Ein lehr-
 reiches Exempel von Dankbarkeit! Wie viel besser hät-
 ten die Gräzer ihre etliche tausend Gulden verwenden
 können! — Nach solcher Exclamation fahre ich fort:)

„Wer nur einigen Theil hat an den geistigen Ge-
„nüssen, die ein gutes Buch gewährt; wem ernste, be-
„lehrende, erheiternde, rührende Schriften auch nur bis-
„weilen eine trübe Stunde belebten, ihm höhere Freuden
„als die alltäglichen gewährend; ja, wer nur aus Unde-
„rer Munde, wenn er selbst nicht Zeit und Beruf hatte,
„nach Büchern zu greifen, von den günstigen Einflüssen
„vernahm, die vielgelesene Werke auf Bildung und Sitte
„ausüben; . . . der handelt sträflich, sobald er nicht ein
„Scherflein (seinen Mitteln entsprechend) zu diesem Mo-
„numente deutscher Eintracht, zu dieser Stiftung dank-
„barer Pietät liefert. Den Reichen, den Wohlhabenden
„ist es kein Opfer. Und den Armeren, die aus der Hand
„in den Mund leben, die erwerben sollen, was sie
„nothdürftig gebrauchen, denen sei auf's Eindringlichste
„wiederholt, daß gerade ihre paar Kreuzer hier den
„Ausschlag geben. Denn Jene, welchen es auf etliche
„Gulden nicht ankommt, sind bald gezählt. Jene aber,
„welche eben nur die „paar Kreuzer“ entbehren können,
„sind unzählbar. Und die Menge solcher ganz gerin-
„ger Gaben ist es, welche nach und nach große Massen
„bildet. U. s. w.“

Wähne jedoch keiner meiner günstigen Leser, es habe
sich in Grätz und innerhalb Steiermarks Grenzen zum
Besten der Schillerstiftung wiederholt, was für den
großen französischen Windbeutel geschehen. Den alten
Luftballon hatten sie brennen, den neuen wollten sie
steigen sehen; „Da steigt mein Geschenk mit zur Sonne
empor!“ dachten sie. Literarischer Sinn steht dort zu

Landes sehr vereinzelt. Vergeblich hing ich verschiedene Lockvögel aus; schickte ich kleine Beiträge von 50—20—10 Kreuzern ein, damit sie, unter allerlei erfundenen Chiffren und Bezeichnungen von „armen Schülern“ — „stillen Handwerkern“ — „aus Kinder-Sparbüchsen“ und dergleichen in den Zeitungen aufgezählt, Nach-eiferung erwecken möchten. Es gingen Gaben von zwanzig und zehn Gulden ein; es kamen auch wohl welche von einem, zwei Gulden; die Masse biß eben nicht an; die Sache wurde nicht populär, und die Gräzer Filiale wird es nach Jahrelangem Bestehen kaum über 1500 Fl. österreichische Währung im Ganzen gebracht haben. Doch daran war wenig gelegen. Ich hatte nicht viel mehr erwartet. Die Hauptsache war ja nur: das Eis zu brechen. So wie der Gräzer Zweig-Verein bewilliget war, konnte die Gründung des Wiener Vereines nicht verboten werden. Sie erfolgte, bewährte sich glänzend, und damit war ja das Ziel erreicht, meine Aufgabe gelöst. Meine acht Theilnehmer hatten mir die Ehre erwiesen, mich zum Vorsitzenden und Geschäftsführer des Vereines zu ernennen. Wie nun kaum ein Jahr nach Gründung desselben jenes große Säcular-Jubiläum herannahte, dessen Vorbereitungen alle Welt bewegten, sagte mir eine bange Ahnung, daß ich, sofern die Stadt Grätz auf irgend eine Art es mitfeiern wolle, unfehlbar vorge-spannt werden würde. Damit mir eine Zumuthung dieser Art nicht allzu plötzlich kommen und ich einige Frist gewinnen möge, mich vorzubereiten, wendete ich mich an den Magistrats-

Vorsteher Herrn S., der die Stelle des kränkenden Bürgermeisters vertrat, und befragte diesen. Die Antwort lautete: „Nein, da können Sie ganz ruhig sein; Sie werden auf keine Weise in Anspruch genommen werden; wir beabsichtigen Nichts, was einer Schillerfeier ähnlich sähe; wir haben wahrlich andere Dinge im Kopfe!“ Eine Entgegnung, welche wohl begreiflich wird, wenn man erwägen will, daß sie gegeben wurde im Jahre 1859 nach einem eben so unglücklichen als verhängnißvollen Feldzuge. — Nun, ich ließ mir's gesagt sein, und suchte mein Interesse am Jubeltage mit demjenigen unserer (sogenannten) „literarischen“ Gesellschaft zu vereinigen, indem wir ein Bankett vorbereiteten, bei welchem es weniger auf Essen und Trinken, als vielmehr auf Wort und Lied abgesehen sein sollte. Doch die Ruhe war Täuschung.

Merkwürdig genug ging der erste Antrieb zu großartiger öffentlicher Festfeier von — der katholischen Geistlichkeit aus. Der Prälat von Rein (Benedictiner) als Vorstand der höheren technischen Lehranstalt: Joanneum, gab den Lehrern und Studirenden derselben zu verstehen, es sei ihrer unwürdig, zurück zu bleiben. Dadurch theilte sich die Bewegung der Universität mit. Und während ich's mir am wenigsten versah, füllte sich mein Zimmer mit Professoren und Studenten, die mir auf den Kopf zusagten, ich müsse die Festrede halten! Gesträubt hab' ich mich lange genug; habe mich erboten, einem Andern einzuüben, was ich ihm gern aufsetzen wolle . . . vergebens. Es hieß da, sans comparaison, wie in Rozebue's

Kleinstädtern: „Zusehen wollen sie Alle, aber am Pranger will Keiner stehen.“

Die Zurüstungen nahmen gewaltige Dimensionen an. Auf dem „großen Glacis“ ward eine Art Kanzel für mich aufgerichtet, von der ich über den weiten Platz meine Stimme sollte ertönen lassen. Unterdessen gab es Vorfeiern verschiedener Art. Auch das ganz katholische Gymnasium beging Schiller's hundertjährige Geburtsfeier durch eine Schulactus, und der jetzige Director desselben, Dr. Richard Peinlich, ein Priester, bekannt durch seine rigoristischen Fastenpredigten, hielt eine Festrede, deren tiefer Gehalt und feingeistige Form wirklich bewundernswerth waren. Der vielseitig gebildete Mann machte gar kein Hehl daraus, daß es „seinen Gläubigen“ auffällig sein könnte, wenn in diesen Räumen einem keineswegs gläubigen Poeten, einem begeisterten Lobfänger heidnischer Götter, auf solche Weise gehuldigt werde; doch zugleich gab er Gründe für die Huldigung an. Er legte sinnig und lebendig dar, wie in unserer Zeit praktischer Wissenschaft, geschäftlichen Strebens, irdischen Verkehrs, materieller Genußsucht gar viele, auch sonst achtbare Menschen, jeglicher spiritualistischen Richtung entsagend, nur ihrem Vortheil oder leiblichen Wohlbefinden nachjagend, kaum noch Gedanken an ein höheres, geistiges Dasein, kaum Gefühle für überirdische Dinge in ihrer Seele zu hegen Muße finden würden, kämen ihnen dergleichen Lichtblicke nicht auf dem Wege der Dichtkunst, folglich gleichsam der Zerstreuung zu. Und weil es sich nun so glücklich gefügt, daß der am meisten verbreitete,

am tiefsten in alle Kreise deutscher Bevölkerung eingedrungene Dichter, zugleich der idealste, der sittlich-reinste, der stets nach höheren Sphären gerichtete sei; so verdiene Schiller Anerkennung und Dank der Kirche, für die er so manches Herz vorbereitet, vom Gemeinen abgelenkt, dem Höchsten zugeführt, an welcher Er unbewußt mitgearbeitet habe! — Diese Rede ließ Dr. Meinlich später im Druck erscheinen, und überwies den Ertrag des Debits der Schillerstiftung.

Für unser Bankett im Saale der Ressource hatte ich, neben Liedern und Gesängen, eine Art poetischen Ringelrennens angeordnet, wobei eine Anzahl von Damen und Herren, mit unterschiedlichen Citaten aus Schiller'schen Dichtungen abwechselnd, sich gegenseitig antworteten und ergänzten, so daß jede einzelne, ausgehobene Stelle zum Schlagworte der nächstfolgenden wurde, bis sie allgemach zuletzt im feurigen Schlußwort ihre Vereinigung fanden. Das Ding machte sich nicht übel, und ich bedaure den Verlust des Manuscriptes, welches mir ich weiß nicht durch wen abhanden gekommen ist.

Mir war übrigens bei all' diesen Vorfestlichkeiten nicht wohl. Denn meine Verpflichtung: am Hauptabende eine Rede zu — brüllen, lag mir wie der schwerste Stein auf der Brust. Ich rannte, gleich der kürzlich eingefangenen Wachtel im Käfig, in meinem großen Zimmer umher und übte mir das „Gebrüll“ ängstlich ein. Die Mauern bebten zwar dabei — dennoch blieb mir's fraglich; ob mich „die halbe Stadt unter freiem Himmel“ verstehen, oder ob der mit zierlichen Schneeflöckchen dro-

hende Novemberwind meine Rede in alle Lüfte blasen würde? —

Fürstin Christiane Colloredo, welche das im nahe gelegenen Göstinger Schlosse befindliche Lazareth für verwundete Officiere unter ihre Obhut genommen, hielt sich damals zu Grätz auf. Sie und Gräfin Louise Schönfeld wünschten meine Rede zu hören, fürchteten jedoch das Gedränge. Da ich für meine Tochter zu demselben Zwecke mir einige Fenster im Hause des Professor Dr. Clar, am Glacis gelegen, — freilich eine weite Strecke vom Kanzelstande entfernt — erbeten hatte, schlossen sich jene Damen an, und ich hatte die Ehre sie dahin zu geleiten. Es war verabredet worden, daß ich dort harren sollte, bis der lange Fackelzug sich aus der Stadt auf den großen Platz gewunden und gehörig aufgestellt habe; dann erst wollte man mich abholen, damit mich die scharfe Schneelust nicht heiser mache, bevor ich noch loslegte. Und da saßen wir nun, lange, lange wartend. Die Ankunft des Zuges verzögerte sich ungebührlich. Da saßen wir, langweilten uns rechtschaffen... draußen wogte und lärmt die ungeduldige Menge; aus Minuten wurde eine Stunde, noch eine halbe — endlich rief die Fürstin: „Ich kann nicht länger weilen, ich muß hinaus zu meinen Kranken; Holtei soll uns seine Rede hier im Zimmer vorsagen, dann fahr' ich nach Gösting!“ Gern bereit zu gehorchen, hub ich an. Aber weil ich zwei Tage hindurch mich daran gewöhnt hatte, an stündliche Sprech- vielmehr Schrei-Übungen den vollsten Kraftaufwand meiner ausgiebigen Stimme zu setzen,

blieb ich auch hier, in Dr. Uar's kleinem Studirstüb-
chen, dieser Gewohnheit treu und donnerte die ersten
Worte: „Heute vor hundert Jahren ic.“ so furchtbar
heraus, daß Fürstin Christiane und Gräfin Louise
sammt meiner armen Tochter beinah von ihren Sizen
herabsanken. Die erste Wirkung war ein heftiger Schreck
gewesen; die nächste wurde zum unbändigen Gelächter,
in welches ich einstimimte, welches jeden wiederholten
Versuch unmöglich machte. Die Damen entfernten sich,
ohne meinen Vortrag genossen zu haben. Bald darauf
verkündigten Musikchöre die Ankunft des Zuges, und
nach einem Weilchen stellte sich Dr. Ilwoff mit mehre-
ren Studenten ein, die mich in ihre Mitte nahmen und
als Delinquenten durch die Masse zur Hinrichtung escor-
tirten. Ich bestieg das hohe Katheder. Hinter mir hatt'
ich den Stadtgraben, darüber den Schloßberg, vor mir
Fackeldampf und einen von diesem letzteren eingehüllten,
mit theils grell beleuchteten, theils düstern, unzählbaren
Gestalten überfüllten, unübersehbaren Raum. Schwere,
finstere Wolken jagten durch die Nacht; der Sturm
wühlte in meinen langen Haaren, und trieb sie mir in's
Gesicht; doch meinte er's gut, denn er kam mir in den
Rücken, trug den Schall meiner Stimme den Hörern zu;
so glücklich, daß man, was ich sprach, wie mir später ge-
sagt worden ist, bis weit hinein in die Gassen, welche
auf's Glacis münden, deutlich vernommen hat. Nun
durft' ich „loslegen;“ nun that ich's:

„Heute vor hundert Jahren erwartete eine brave,
stille Hausfrau im schwäbischen Städtchen Marbach ihre
Soltei, Charpie. II.

Niederkunft und ward des nächsten Tages von einem Sohne entbunden, welchem jetzt Deutschland, Europa, Amerika hulbigen im Namen Friedrich Schiller. Die Anordner des hiesigen Festzuges, die Genossen desselben, ein großer Theil der auf diesem Platze versammelten Schauer und Hörer empfinden wohl die Wichtigkeit der Stunde und begehren die hundertjährige Jubelfeier mit gerührtem Ernste. Aber es mögen auch nicht Wenige dem Tone der Instrumente, dem Klange der Lieder, dem Scheine lobernder Fackeln nachgefolgt sein, die kaum ahnen, was dieser Aufzug bedeuten soll. Die es nicht wissen können, weil sie im Joche ihres von Arbeit und Mühsal belasteten Daseins Dringenderes zu thun haben, als zu feiern und zu lesen. Erstaunt mögen diese fragen: was geschieht hier? Wessen Bildniß ward aufgestellt? Wer ist der Mann gewesen? Ein Herrscher? Ein Feldherr? Wenigstens doch ein Millionair? Weil sie's gar so sehr mit ihm treiben. —

Nicht doch, meine Freunde; er war nur ein armer Dichter! —

Ein Dichter? Verse hat er gemacht? Bücher hat er geschrieben? Und deshalb? —

Ja, ja, deshalb! Laßt Euch sagen, Ihr Alle, die Ihr den Namen heute vielleicht zum ersten Male hörtet; oder Ihr, die Ihr ihn wohl vernahmt, ohne sonderlich viel dabei zu denken, laßt Euch sagen: Es mag größere Dichter gegeben haben, — einen ebleren, reineren, redlicheren, strenger gegen sich selbst gab es nirgend auf Erden. Er goß heiligendes Feuer in die Adern der Jugend; er ver-

jüngt mit seiner jugendlichen Himmelsgluth das hinwelfende Alter. Darum haben die Jünglinge, die sich hier um sein Bild schaarten, mich alten Mann zu reden aufgefordert, damit Jugend und Greisenthum verbunden den Unsterblichen preisen! Glaub't mir, auch Ihr, die Ihr nicht eine Zeile von ihm kennt; die Ihr vielleicht außer Eurem Gebetbuche kein Buch in die Hand nehmt; die Ihr verwundert fragt: „Was haben wir, was hat unsere Stadt mit Dichtern zu schaffen?“ Ihr Alle seid ihm Dank schuldig! Denn von sämmtlichen Lehrern und Verkündigern der Wahrheit, der Menschenliebe, des Göttlichen *) auf Erden, ist Er einer der wirksamsten gewesen. Er hat guten Samen ausgestreut durch seine Worte; Er hat edle Gesinnungen verbreitet; Er hat Milde und Wohlthätigkeit befördert; Er hat beigetragen, Deutschlands Selbstgefühl zu wecken, zubeleben, der deutschen Stämme Einigkeit vorzubereiten. Er ist eine Zierde der Nation, und andere Völker beneiden uns um ihn. Wer unter uns jemals Gutes erfuhr von treu-gesinnten Seelen, wem Wohlwollen gefällig entgegentrat, wem Hilfe ward in der Noth, wem Dankbarkeit in der Brust wohnt, der danke auch unserem Dichter. Denn dieser hat viel gethan für Menschenwürde, für Unterdrückung eigennütziger Selbstsucht. Seine Lehren sind übergegangen in Thaten. Wenn

*) Bezeichnend ist's, daß dieser Ausdruck Anstoß gegeben hat — (nicht etwa, wie sich vermuthen ließe, bei Mitgliedern der Geistlichkeit) — bei pensionirten Stabs-officieren, deren Einer als Wortführer die Behauptung aufstellte: ich hätte Schiller über Christus gesetzt. — Es ist unglaublich, wie viel Dummheit in der Welt existirt.

wir ihn feiern, so feiern wir eigentlich nur, was in Erdgeborenen an himmlischen Gedanken und Regungen überhaupt lebt und waltet. — Ja, wir blicken empor zum Schöpfer des Weltalls in kindlicher Sehnsucht. Dort ist des Verkürten Heimath. Von dort herabgesendet, ewige Ideen zu verkündigen, trat er in die Erdenwelt und erfüllte seine Sendung, krank, leidend, froh entbehrend, männlichen Muthes reich. Dorthin zurückgekehrt weilt er im Lichte. Sucht ihn bei den Sternen. Er ist ein Stern Deutschlands. Kein Deutschland ohne ihn. Deutschland, und mit diesem Friedrich Schiller, hoch! Dreimal hoch!"

Ein jubelndes Geschrei, — Trompeten-Geschmetter, wirbelnde Pauken . . . die Schaaren verliefen sich, und wir zogen heim, eingeräuchert vom Qualm der Fackeln, schwarz wie die Mohnen. Als ich dann auf stillem Nachtlager weder Schlaf noch Ruhe fand, Alles noch einmal im Halbtraume durchmachte, die Rede mir immer wiederholte und mich recht aufrichtig fragte: ob ich Nichts darin vorgebracht, was meiner Ueberzeugung widerspräche; ob ich nicht auf Kosten der Eitelkeit, welche den Beifall einer großen Hörschaft erstrebte, der Verehrung für Schiller allzu volle Worte geliehen . . . da durste ich mich zwar nach reiflicher Prüfung von jeder Unwahrheit freisprechen, fühlte aber doch im tiefsten Herzen sich regen, was einer Anklage gleich kam. Diese war freilich gegen Diejenigen gerichtet, welche über dem fast gewaltthätigen betriebenen Schillerkultus heute wie sonst vergessen

zu wollen schienen, daß es einen Goethe giebt; sie traf jedoch auch mich, dem der Muth gefehlt, des Größeren hier zu gedenken, während ich von dessen großem Freunde sprach. Ja, ich machte mir ernstliche Vorwürfe über meinen Abfall (wie ich es selbstquälerisch nannte) von der Sache, der ich Anhänglichkeit und Treue gelobt; meinen Abfall von der allerdings an Zahl geringeren, dafür an Bedeutung desto mächtigeren Goethe-Gemeinde. Ich kam mir wie Fahnenflüchtig vor.

Jetzt noch, volle sieben Jahre nachher, frag' ich mich wie damals: welche Ursachen mag es haben, daß die Schillerfeier des Novembertages alljährlich wiederkehrt, indessen der 28. August nach wie vor spurlos vorübergeht oder nur einen kleinen Kreis Auserwählter versammelt?

Ein naheliegender Grund findet sich gewiß in der Jahreszeit. November-Monat ist überhaupt die Blüthe der im Herbst wieder zusammentretenden Geselligkeit; weil er der düsterste, unfreundlichste zu sein pflegt, eignet er sich am Besten für Zusammenkünfte, welche den Tafelreuden gewidmet sind. August dagegen ist ein Ferien-Monat. Jung und Alt befindet sich auf Reisen. Wer's irgend erschwingen kann, zieht in der Welt umher. Kein Mensch befindet sich daheim; folglich wird es schwierig ein größeres Fest zu veranstalten, dem es an Theilnehmern fehlen könnte.

Das mag für eine Entschuldigung gelten — doch nur für eine halbe. Die wahren Ursachen sitzen tiefer. Wäre Göthe ebenfalls im November geboren, seine Geburtsfeier würde darum doch nicht rechte Wurzeln fassen.

Denn die Partei, welche gegenwärtig in Schrift und Rede das lauteste Wort spricht, hat sich einmal Schiller's (mit welchem Rechte das mag sie vor Ihm verantworten, wenn sie kann!) als einer Art von Aushängeschild bemächtigt. Sein Name ist das Feldgeschrei für die „Bewegung“ geworden. Und die Männer, welche diese anregen, aufrühren, treiben, leiten, sind mit seltenen Ausnahmen Antigoethianer*). Ich gebrauche den Ausdruck „Bewegung,“ um einen deutlicher bezeichnenden zu vermeiden; wird man doch verstehen, was ich meine. Ihr hulldigen ja die meisten Tageschriftsteller, denen Goethe geradezu verhaßt scheint. Und viele lassen sich von ihrem Hasse so weit verblenden, daß sie die deutsche Gesinnung des Dichters beargwohnen, der „Götz“ und „Hermann und Dorothea“ schrieb. Weiter kann Parteisucht den Unsinn kaum treiben. Gleichwohl giebt's auch dafür eine Erklärung. Sie läßt sich aus verbissenem Ingrimme deduciren, dessen Urquell ich im Vorspiel zum Faust suche. Darin heißt es:

„Wenn Jenen Langeweile treibt,
Kommt Dieser satt vom übertischten Mahle,
Und was das allerschlimmste bleibt:
Gar mancher kommt vom Lesen der
 Journale.“

*) Ueber die Maßen hat es mich verwundert und erfreut, in einem der berühmtesten Gelehrten, der (wie A. v. Humboldt scherzhaft von sich sagte:) röthlich genannt werden darf, einen leidenschaftlichen Goethianer zu entdecken. Dieser außerordentliche Historiker gehört eben zu obgenannten „Ausnahmen.“

Das können sie ihm nicht verzeihen. Als er es aussprach traf es noch sehr Wenige. Heut' zu Tage ist die Zahl derer, die ihm dafür grollen und Rache hegen, Legion.

Doch, daß ich nicht verleumde! Bei Lichte betrachtet ist's nicht ganz so. Es könnte ja nur von denjenigen Journalisten die Rede sein, die obiges Citat kennen. Und sicherlich giebt es unter den Stimmführern gegen Goethe sehr Viele, die sich um „solches Zeug“ gar nicht bekümmern. Ja, noch mehr: Viele enragirte Schillerianer, welche Schillern nur gehörig preisen zu können glauben, wenn sie Goethe gegen ihn herabsetzen, kennen auch ihren Gözgen höchst oberflächlich, und würden dumm erstaunen, gäbe man sich die Mühe ihnen aus seinen Dichtungen schlagend nachzuweisen, wie fern seine Ansichten von Welt und Staat den ihrigen stehen.

Also lassen wir's gehen! Freuen wir uns, daß Schillers Werth gerechte Würdigung findet; beruhigen wir uns einstweilen mit der Hoffnung, daß Goethe's Zeit erst recht glorreich anbrechen wird; und bleiben wir unserem Wahlspruche getreu: Goethe für immer!

Jean Paul.

(Zum 21. März 1863.)

Gedenken wir des zehnten und elften November 1859, wie durch ganz Europa — überall wo Deutsche weilen, bis über's Weltmeer nach Amerika hinein, — die Feier-

Klänge des hundertjährigen Schillertages jubelnd ertönen; wie eine fieberisch-entzündete Begeisterung alle Stände durchströmte; wie vom Knaben zum Greise, von der Jungfrau zur Matrone ein und dasselbe Lösungswort ausging und erwägen wir dagegen, daß heute vor hundert Jahren in dem bairischen Orte Wunsiedel, unweit der böhmischen Grenze, ein Kind geboren ward, dessen Vater sich Richter nannte, welches in der Taufe die Namen Johann Paul Friedrich empfing so dürften wir staunend ausrufen: Bleibt's denn über dieses Säkularfest ringsum so still? Außer einer musikalisch-deklamatorischen Vorstellung in Baireuth, die durch des Verstorbenen dabei thätigen Schwiegersohn gewissermaßen den Anstrich localer Familienfeierlichkeit bekommt, scheinen sich nirgend öffentliche Kundgebungen von größerer Ausdehnung vorzubereiten? Allerdings berichten verschiedene Journale daneben, daß Baireuther Gymnastasten einen Fackelzug zu dem mit Gasflammen beleuchteten Standbilde Jean Pauls heute Abend unternehmen wollen. Wir haben diese kurze Notiz, bei welcher sich die Wenigsten viel gedacht haben mögen, mit sonderbaren Empfindungen gelesen. Der Mann also, der vor achtundsechszig Jahren schrieb:

„Was soll ich dem stehenden und schreibenden Heere beladener Staats-Hausknechte, Kornschreiber, Kanzellisten u. aller Departements und allen im Krebskober der Staatschreibstube auf einander gesetzten Krebsen, die zur Labung mit etlichen Brennesseln überlegt sind, was soll ich Solchen für einen Weg zeigen, hier selig

zu werden? — — Ein zusammengesetztes Mikroskop zu nehmen und damit zu erschen, daß ihr Tropse Burgunder eigentlich ein rothes Meer, der Schmetterlingstaub Pfauengefieder, der Schimmel ein blühendes Feld, und der Sand ein Juwelenhaufe ist! Diese mikroskopischen Belustigungen sind dauerhafter, als alle theuren Brunnenbelustigungen.“ —

„Daß man kleine sinnliche Freuden höher achten müsse als große; den Schlaftrock höher als den Bratenrock; daß uns nicht große, nur kleine Glücksfälle beglücken ic. Gelingt mir das, so erziehe ich durch mein Buch der Nachwelt Männer, die sich an Allem erquicken: an der Wärme ihrer Stuben und ihrer Schlafmützen — an ihrem Kopfstissen — an den heil. drei Festen — an bloßen Aposteltagen — an den abendlichen moralischen Erzählungen ihrer Weiber, wenn sie Nachmittags als Ambassadricen einen Besuch auf irgend einem Wittwenstuh, wohin der Mann nicht zu bringen war, gemacht hatten — an dem Tage wo eingeschlachtet, eingesotten, eingepökelt wird gegen den grimmigen Winter — und so fort. Man sieht, ich dringe darauf, daß der Mensch ein Schneidervogel werde, der nicht zwischen den Nestern des brausenden, von Stürmen hin und her gebogenen unermesslichen Lebensbaumes, sondern auf eines seiner Blätter sich ein Nest aufnäht und sich darin warm macht. Die nöthigste Predigt die man unserm Jahrhundert halten kann, ist die, zu Hause zu bleiben!“

Der Mann also, der dies unumwunden ausspricht;

der in den Doppelgängen Siebenkäs und Leibgeber, in den ungleichen Brüdern Wult und Walt, im genügsambeseeligten Dorfschulmeisterlein Wuz, im Vogelsteller- sohne Fibel, im Lehrer und späteren Pastor Firlein, in so vielem rührendem kindlichem Stillleben eigentlich die Memoiren seines heiligsten eigenen Lebens niedergelegt; Dieser Mann also, einhundert Jahre nach seiner Geburt, steht in effigie mit Gasen beleuchtet da, und auf vielbefahrenen Eisenbahnen bringt der Dampfwagen etwaige Zuschauer von allen Ecken und Enden herbei. Der Dampfwagen, die „Locomotive,“ — dieses eigent- lichste Motiv, daß eben niemand mehr zu Hause bleiben will.

Fragen wir jetzt noch, weshalb große öffentliche Feierlichkeiten zum einundzwanzigsten März 1863 auf jene Stadt sich beschränken, in der Er zuletzt lebte, in der Er starb, in der sein Denkmal steht. Gewiß nicht; wir brauchen nicht zu fragen; wenigstens können wir uns selbst Antwort ertheilen: Der Mann und seine Werke sind nicht geeignet in unserer Zeit allgemeine Theil- nahme zu erfahren. Ein schrofferer Zwiespalt, als zwischen seinen Grundsätzen, Weltansichten, Lehren, Werken und zwischen der unruhig drängenden, wider- spännstigen, störrisch - stürmischen Hast jetzt waltender Generation herrscht, läßt sich gar nicht ersinnen. Er kann der Menge nicht gefallen, noch weniger ihren Führern. Seine Zeit ist vorüber.

Und sein wir gerecht: Die Form in welche der große hochherhabene Geist sich schriftstellerisch hüllt,

erschwert sein Verständniß, hilft ihn der Gegenwart entrücken. Herr Heinrich Heine schimpfte ihn einmal kurzweg den „konfusen Vielwiffer aus Baireuth.“ Ehrlich gestanden, es steckt etwas Wahres in diesem boshaften Ausdruck. Er besaß zu massenhaften Vorrath, um ihn gehörig zu überschauen, besaß zu wenig büchermacherische Fügbarkeit, um ihn geschmackvoll ordnen zu können. Auch hatte er von der Außenwelt zu wenig gesehen, in ihr zu wenig erlebt, um seine gewaltig und weit-schweifig angelegten Romane mit realer Lebenswahrheit auszustatten. Seine Darstellung irdischer Größen fällt oftmals kleinlich aus; seine Helden werden zu über-schwänglich, seine Heldinnen zu ätherisch, seine Erfindungen verlieren sich bisweilen in nebelhafte Träume. Cynischer Humor prasselt störend, die Frauen zurück-schreckend und verlegend dazwischen. Der ewige Klein-städter schlägt ihn gerade am heftigsten in den Nacken, wenn er grandiose Begebenheiten auszumalen strebt. Das müssen seine innigsten Verehrer zugeben, und thun sie's nicht, so rauben sie sich eigenfinnig die Freiheit, an ihm zu verherrlichen, was herrlich, was einzig; worin er einzig ist!

Wahrlich, es paßt nicht zum Wesen unserer Zeit, es verträgt sich nicht mit der Richtung unserer Jugend, ein-zufahren in die tiefen, gehaltreichen, hinter verwun-derlichen Gewächsen und Dorngebüsch versteckten Schwächte seiner Weisheit, Wahrheit, Tugend und Milde. Dazu haben sie in unserer Zeit keine Zeit mehr. Darum auch begehen sie kein hundertjähriges Jubelfest durch

laute, öffentliche, allgemeine Ausbrüche begeisterter Verehrung. Dagegen läßt sich nichts einwenden.

Doch meinen wir auch nicht zu übertreiben, in sofern wir behaupten, daß in unzähligen kleinen Vereinigungen, in vielen „altmodischen Kreisen,“ wo der „Zopf,“ der allgeschmähte, bespöttelte Zopf (im guten Sinne) noch etwas gilt, heute voll Rührung und heißer Dankbarkeit des Unsterblichen gedacht wird, der so unbeschreiblich große Wohlthaten geübt an unsern Vätern und Müttern und Großeltern, durch jene Samenkörner entsagender Genügsamkeit, bescheidenen Gottvertrauens, stillhäuslichen Frohsinns, die er mit seinen Büchern austreuete. Nein, jedes Band zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist noch nicht zerrissen; aller Glaube an schlichtbürgerliches Dasein, an kleine häusliche Freuden ist noch nicht erstorben in Deutschland. Es giebt noch Seelen, welche ihn festhalten den fromm-einfältigen Grundsatz, daß jedweder Staats- und Welt-Verbesserer in sich und in seinem eigenen Hause zu bessern beginnen soll, und daß nicht von Draußen, sondern von Innen das Heil kommt. Es giebt noch Augen, welche in süßbeglückender Wehmuth, in heiterem Mitgefühl überfließen bei seinen Gemälden aus niedriger armer Menschenwelt. Wir wagen es auszusprechen, — und unsere vorhergeschickten Zugeständnisse Jean Paul'scher Mängel und Fehler berechtigen uns zu solchem Wagnisse, — wir sagen es mit voller Ueberzeugung: in dergleichen Erzählungen ist und bleibt Er nicht nur der größte Dichter seiner, er bleibt der unerreichte Dichter

sämmtlicher Jahrzehnte . . . und Jahrhunderte! So durch und durch deutsch in jeglicher Bedeutung des Wortes schrieb noch Keiner die Geschichten geringer, dürftiger, unbekannter, theils beschränkter, theils Gottbegnadigter deutscher Menschen. So tief ist noch Keiner vor ihm und nach ihm eingedrungen in's Gebiet der Seelen- und Herzens-Kunde. Solch' himmlisch-hohe Lehren hat noch kein Erdensohn gegeben im unscheinbaren Gewande.

„Wirf, sagt ein arabisches Sprichwort, keinen Stein in den Brunnen, woraus Du getrunken. Himmel! in welche Brunnen werden mehr Steine aller Art: Höllensteine, Ecksteine, Stinksteine u. s. w. geworfen, als in den Brunnen der Wahrheit und des kastalischen Quells? Ein dumpfer, dunkler Recensent hat vielleicht in seinem Leben nicht eine einzige frohe Minute dem Dichter geweiht, der ihn mit Himmelstuden trotz aller Fehler überladen; gleichwohl tunkt das Thier die Laxe ein und wirft ohne allen Dank dem Manne giftig und bissig die wenigen Zeilen vor, in welchen es nicht so leicht baden konnte, als in den andern.“

Finden und finden diese Stoßseufzer unseres Jean Paul auf einen Dichter vollste Anwendung, so ist es auf ihn selbst. Auf ihn vor Allen. Wie viele Stink- und Höllensteine sind in seinen kastalischen Quell geworfen worden; und wie viele werden noch immer wider ihn aufgehoben!

Nun, wir wollen nur Märzveilchen brechen, diese seine duftigen Frühlingsgeschwister ihm um das Haupt

zu winden. Wir wollen nie vergessen, nie verleugnen, daß Er uns oft erquickt, gelobt, gestärkt, gereinigt. Wir wollen in treuer Dankbarkeit seiner gedenken, heute, immer!

Wir wollen auch die Hoffnung nähren, daß ruhigere Tage, minder aufgeregte, minder nach Außen strebende Geschlechter den unstrigen vereinst folgen werden. Daß eine Zeit wiederkehren mag, wo stille Sammlung, ausdauernder Ernst, häusliche Zufriedenheit an die Stelle zerstreungssüchtiger, prunkender, nach eittem Rauschgolde trachtender Modelust treten; wo der Jüngling die Befriedigung unklarer Sehnsucht nach schwankenden Idealen wieder in sich, in seiner Brust suchen und finden; wo Mutter und Töchter weniger auf die Peripherie der Crinoline, als auf das Centrum ihres Herzens achten werden. Dann wird man auch von unserem Jean Paul den Staub der Vergessenheit schütteln und wird sich die Mühe nicht mehr verdrücken lassen, Ihn der Brust und dem Herzen in der Brust durch fleißiges Studium näher zu rücken.

Dann, geliebt es Gott, gilt auch Er heute über hundert Jahre als Gemeingut seines Volkes; Er — sammt all' seinen barocken Fremdwörtern, — der deutscheste deutscher Dichter!

Graf Anton Alexander Auersperg.

(Anastasius Grün.)

Als die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ in ganz Deutschland Begeisterung erweckten für den ungenannten Sänger, stahlen sich wohl auch einzelne Abdrücke des reizenden Büchleins durch Grenzcordons und Revisionsämter nach Oesterreich hinein, und wem es gelungen war, eines zu erhaschen, der barg es wie einen sorgsam zu hütenden Schatz vorsichtig an der Brust; nur die vertrautesten Freunde ließ er hineinblicken; nur in kleinem Kreise erlabten sie sich am Genuße des erquickenden Trunkes aus deutscher Dichtkunst reinstem Quell. Ein Mann aber trug das verbotene, streng verpönte Buch offen und frei in seinen Sälen herum, lobte aus vollen Löhnen die hohe Gesinnung, die meisterhaften Verse, wurde nicht müde, jene ihn zunächst berührende „Salonscene“ zu preisen, sich zu ergötzen an den graziösen Dornenstichen der ihm gewidmeten poetischen Rosen. — Dies hinderte nicht, daß ein anderer Mann, minder hochgestellt, doch in seiner Sphäre nicht weniger einflußreich, alle Mittel in Bewegung setzte — und es standen ihm deren viele und vielerlei zu Gebote! — damit der gefährliche Poet ausgespürt werde.

Sämmtliche Censoren Wiens wurden aufgeboten. Vergebens. Da ließ sich keine Fährte entdecken, die eine sichere Beute verheißen hätte. Die Herren schüttelten die Köpfe und seufzten: hier ist Nichts zu machen! Nur

einer unter ihnen schlug den in Censurgeschäften sonst unbeschrittenen Pfad kritischer Forschung ein. Denn er war nicht allein Censor; er galt auch als Aesthetiker, als Kritiker, als lyrischer und dramatischer Autor. Deinhardstein gab seinem Chef die Erklärung ab:

„Wenn, wie man für gewiß anzunehmen pflegt, das Epos: „Der letzte Ritter,“ den Grafen Anton Alexander Auersperg zum Verfasser hat, so ist besagter Graf auch Verfasser der Spaziergänge, beide Dichtungen fließen aus einer Feder.“

Wahrhaftig, gar nicht übel argumentirt für einen Censor! Und die Conjectur spricht für den Scharfsinn des spätern Hofburgtheaterdirectors; freilich nur so lange wir ihn bloß neben seine Kollegen im Amte stellen. Denn an und für sich lag die Verwandtschaft, die innerlichste, beider Dichtungen klaren Augen nahe genug zu Tage. Der letzte Ritter, wie der Spaziergänger . . . echt ritterliche Erscheinungen im edelsten Sinne des Wortes sind ja beide.

Anastasius Grün, kürzlich von einem seiner Verehrer befragt, wie er selbst die Verschmelzung des Grafen Anton aus dem Herrenhause in eine und dieselbe Person mit jenem verkehrten und verfolgten Sänger anschauete, erwiederte offen:

„Die Genesis der Verbindung von Poesie und Politik in meinen Schriften erschöpfend zu erläutern, fällt mir schwer. Wenn ich mein Geistesleben in seiner Entwicklung und die darauf Einfluß nehmenden äußeren Anlässe überblicke, so stoße ich auf eine einzige That-

sache, und zwar schon in meiner frühesten Jugend, welche ich als entscheidend anerkennen muß. Es war wohl im Jahre 1813, — mein Geburtsland Krain, französische Provinz; — mein Vater stand am Fenster und sprach mit meiner Mutter, wahrscheinlich über damalige politische Ereignisse; plötzlich aber sagte er, die Hand auf's Herz legend, mit besonderer Wärme und Betonung: „Ich bin und bleibe ein guter österreichischer Patriot!“ — Wie es im Kinderleben so oft geschieht, daß einzelne, dem Kleinen sogar unverständliche Worte (vielleicht gerade, weil sie kaum halb verstanden wurden!) tief in's Gemüth dringen, sich auf immer einprägen und den Geist zur Forschung anregen, so erging es mir, dem kaum siebenjährigen Knaben, mit den gänzlich dunklen Worten: „österreichisch und Patriot.“ Sie beschäftigten mich später noch lange und oft. Mag denn auch diese an sich unscheinbare Scene im Schlosse „Thurn am Hart“ nicht als der einzige Moment maßgebender Bedeutung für meine dichterische Richtung gelten dürfen, so bleibt sie doch nach meinem eigenen Gefühle der Mittelpunkt, der Kern des ganzen Lebens und Strebens, dem sich spätere Erlebnisse und Erfahrungen mächtig anfügten, um in eines zu verwachsen. Wenn dann der weitere Verlauf meiner Erziehung, die damaligen Zustände meines Vaterlandes, die hyperkatholische Richtung, welche in der K.'schen Anstalt verfolgt wurde; wenn besonders die Wahrnehmungen des Jünglings und jungen Mannes ihn entdecken ließen, welcher Zusammenhang zwischen gewissen kirchlichen und politischen

Politik, Charpit. II. 9

Tendenzen stattfand! . . . wenn endlich solche Wahrnehmungen den jungen feurigen Dichter zur Opposition aufriefen, und er scheinbar als ein Gegner Oesterreichs hervortrat, so ist er doch gewiß immer und unerschütterlich der treueste österreichische Patriot geblieben und war dies gerade dazumal, wo man ihn gern für einen Feind ausgeschrien hätte, mehr als je!“ — So weit er selbst. — Wir wollen unseren Lesern, denen wir sein Abbild nicht darbieten können, doch ein möglichst ähnliches Bild des Mannes geben in seinem persönlichen Wesen und Benehmen; ihn schildern wie er leibt und lebt. Und da müssen wir zuvörderst als höchst bezeichnenden Grundzug die bescheidene Anspruchslosigkeit hervorheben, die ihn schmückt, und die ihn so aufrichtig durchdringt, daß sie bisweilen in Schüchternheit ausartet. Nicht etwa, wie wenn er an seinem Genius zweifelte? Das wäre ja unverträglich mit der Flamme, die ihn beseelt! Auch weicht sie augenblicklich, sobald es gilt, irgend einen ihm gemachten Einwand gegen irgend eine seiner poetischen Produktionen — betreffe dieser die Form oder den Stoff — zu erwidern. Er weiß sich jedesmal voll Beredsamkeit zu vertheidigen und vermag über Intentionen und Ausführung genügende Rechenschaft abzulegen; denn er arbeitet stets fleißig und sorgsam und trogt nie auf seinen Ruf. Eben seine edle Bescheidenheit läßt ihn jegliche Vernachlässigung meiden, und kein mühsam strebender Anfänger kann sorgfältiger an künstlerisch abgerundeten Strophen die Feile prüfen als er, der durch ganz Deutschland und weit darüber

hinaus anerkannte Meister. Doch wie gesagt, für gewöhnlich erfüllt ihn jene heilige Scheu, die den wahren Dichter nimmer verläßt, obgleich sie im Widerspruche zu stehen scheint mit poetischer Produktionslust und mit dem Bedürfniß, vor die Welt zu treten. Fene heilige Scheu, welche einst Goethe so eigenthümlich bezeichnete, indem er sagt:

„In mir sind zwei Naturen; die eine möchte auf alle Berge steigen, hinabrufen: Seht her, ich bin der Goethe! aber die andere fühlt sich verlegen und möchte sich verstecken beim Besuche jedes Durchreisenden, der mich zu betrachten kommt.“

Zunächst dieser gern entsagenden, die leiseste Spur von Ostentation verschmähenden bescheidenen Natürlichkeit zeigt sich bei Anastasius Grün die wohlwollendste, theilnehmendste Freude an den Bestrebungen Anderer. Sie zeigt sich hauptsächlich durch liebevoll eingehenden Tadel desjenigen, was ihm schwach und verfehlt erscheint; Tadel, der aus seinem Munde nie verkehrt, weil er zugleich belehrt und herzlich darthut, daß er aus genauer ernster Prüfung entstanden ist. Man hat dem Grafen Anton Auersperg vorgeworfen, ja man hat sogar drucken lassen, daß er über seinem Cavaliertum den Dichter Anastasius Grün im persönlichen Verkehr und Umgang bisweilen vergesse. Dieser Vorwurf ist simple Verleumdung. Er ist ebenso berechtigt als jener zweite, von literarischen Cliques ausgehende, daß der Spaziergänger sich aristokratisch ihnen fern halte. Letzteres thut er allerdings, doch wahrlich nicht aus Hoch-

9*

muth, sondern lediglich weil er überhaupt größere Gesellschaften flieht, und sich, des echten Gelehrten und Dichters würdig, gern auf wenige Freunde und häusliche Muße beschränkt. Ihn locken ja die glänzenden Zusammenkünfte seiner Standesgenossen ebenso wenig. Und der soll es wagen sich zu nennen, der behaupten will, daß Auerberg jemals einen Schriftsteller, sei es der geringste, als Collegen verleugnet habe! Höchstens wäre zu rügen, daß seine Humanität eine allzu milde wird und gar keinen Unterschied macht in ihrer treuherzigen Hingebung. Er ist weder der berühmte Dichter, noch der altadelige Graf, . . . er ist immer nur der zuvorkommende, gütige, gegen jedermanniglich freundliche Mensch. Dabei verhehlt er nie seine Freude, wenn der Unbedeutendste ihm und seinen Schöpfungen warme Anerkennung entgegenträgt.

Nein, er giebt sich dann wie ihm zu Muth ist, weiset nicht vornehm kalt zurück, was ihm redlich gemeint dargeboten wird, wie manche in stolzer Heuchelei zu thun belieben; vielmehr erwiedert er fröhlich solches Entgegenkommen und spendet für kleine Münzen begeisterten Lobes das gebiegene Gold seines Dankes. Ebenfalls wiederum, wie es dem humanen Dichter geziemt, der so anspruchlos und erhaben sagt:

„Und singend einst und jubelnd
Durch's alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus!“

Er geizt auch nicht mit seiner Zeit, (wiewohl sie ihm

vor allen stets theuer war und jetzt zwiefach sparsam zugemessen ist), wo es darauf ankommt, sich gefällig, fördernd, hilfreich zu zeigen. Diese Bereitwilligkeit, ohne Unterschied jedem Bittenden oder Bedürftigen zugewendet, steigert sich zur größten Aufopferung in Erfüllung schwerer Pflichten, dergleichen andere, sonst hochgeachtete Leute sich gern vom Halse schaffen oder doch möglichst bequem machen; die er aber sich willig auferlegt und wie eine theuere Last kräftig und leichten Sinnes trägt. Was er für arme Verwandte, für elternlose Waisen thut, gewinnt erst volle Bedeutung durch die Art, wie er es thut; brüderlich, väterlich, unermüdblich, ohne zu stöhnen, ohne davon zu reden! Es geschieht immer nur zufällig, daß man ihm auf die Sprünge kommt; und heißt es dann: „Mein Gott, was laden Sie sich auf!“ Dann erfolgt die Entgegnung: „Na, das ist doch natürlich!“

Ebenso hat der Dichter nicht einen Augenblick gezögert, sein heimliches Studirstübchen aufzugeben gegen die Hallen der Herrenhäuser, Landtagsäle, Sitzungszimmer vielfältiger Ausschüsse, Commissionen und Versammlungen. „Die Ziffern ihm zugewiesener Arbeiten über den Steuerkataster hängen wie Bleigewichte an seinen poetischen Schwungfedern!“ Dennoch fällt es ihm nicht ein, sie abschütteln zu wollen, er unterzieht sich resolut der ihm anvertrauten, gewiß nicht zusagenden Mühe mit Eifer und Fleiß. Auch hier bewährt sich der nachhaltige Eindruck jenes väterlichen Erbtheils aus Thurn am Hart vom Jahre 1813. Der „österreichische Patriot“ macht sich in „Steuerregistern“ ebenso geltend wie einst in den

„Spaziergängen;“ und wenn Zahlen und Ziffern nicht so schön klingen und reimen wie A. Grün's Verse, wenn seine jetzigen politischen Arbeiten mit ihren Bleigewichten den kühnen Schwung der Flugfedern hemmen, daß sie nicht über die Grenzen der engen Heimath dringen für diesen Augenblick, . . . was der Spaziergänger angestrebt, das hilft jetzt der Patriot thätig in's Werk setzen. Und das reimt sich denn doch und hat tüchtigen Rhythmus und giebt reinen Klang.

Lasper hat Auersperg im laibacher Landtage wider südslavische Uebertreibungen für deutsche Sache gestritten. Eines deutschen Sängers würdig, der pro domo sua kämpft, ist er aufgetreten, ohne sich dabei von Parteisucht anfechten oder (was so leicht geschehen kann) fortreißen zu lassen. Immer bescheiden und human, wie es in seiner Natur liegt; dennoch kräftig und entschieden, wo er auf Anmaßungen stieß. Nach einer für ihn glorreichen Sitzung ist er von einem der Gegner privatim angesprochen und gewissermaßen angeklagt worden, „daß er gegen Landaleute, gegen Krainer streite, er, dessen Ahnen, so weit ihre Geschichte reiche, stets für Krain die Waffen geführt hätten!“ Darauf hat er verbindlich entgegnet:

„Meine Vorfahren, ich weiß es, haben sich wacker geschlagen wider den Erbfeind, den Türken, folglich wider die Barbarei! Ich folge ihrem Beispiele!“ — Welcher aufrichtigste Verehrer Auersperg'scher Muse gesteht nicht willig ein, daß solche Antwort gerade so poetisch ist wie ein schönes Gedicht?

Dadurch eben ragt dieser edle Mann so ruhmvoll hervor, daß er, ganz Edelmann, ganz Poet, ganz österröcher Patriot, ganz Deutscher, diese scheinbaren Contraste in seiner Person harmonisch zu verööhnen weiß, indem er die Fahne wirklicher Freiheit festhält. Was er darunter versteht, predigt er nicht mit hochtrabenden Phrasen. Er verkündet es durch Lied und That; ein Vorbild allen, welche es redlich damit meinen, und welche nicht in hohler Eitelkeit, Willkür und Selbstsucht, sondern in Achtung für Gesetz und Ordnung, in entsagender Aufopferungsfähigkeit Gleichheit und Freiheit suchen.

Daß solche thatkräftige Gesinnung anerkannt wird in Regionen, wo man sie früher ignoriren wollte, gereicht Oesterreich zur Ehre, gereicht deutschen Herzen zur Freude. Zwei Dichter, unter zwei Herrschern verleugnet, sind unter Franz Joseph auf eine Art ausgezeichnet worden, die den Anhänger der Dichtkunst mit Ehrfurcht erfüllt. Franz Grillparzer und Anastasius Grün, beide zu Mitgliedern des Herrenhauses, zu Pairs ernannt! Welch' ein Sieg der Poesie über die Prosa unserer Tage! Hier sei noch ein Umstand erwähnt, der den willkommenen Uebergang zu Auersperg's jüngster Beförderung darbietet. Das einst in einem Spottgedichte erlogene Märchen vom „Kammerherrnschlüssel“ ist vielfach verbreitet worden, wie es leichtsinnigerweise mit derlei Klatsch geschieht und leider nicht mehr in Erstaunen setzt. Unverantwortlich haben Litterarhistoriker gehandelt, wenn sie auf nichts gestützt, als auf boshafte Verse, in ihre Bücher eintrugen:

„Würde 1838 kaiserlicher Kammerherr!“ Nicht als ob diese Notiz an und für sich etwas Verlegendes enthielte, sondern lediglich deshalb, weil sie unwahr ist. Graf Auersperg ist nie Kammerherr gewesen. Wenn auf diese Anspielungen die Rede kam, pflegte er bisher gewöhnlich zu äußern: „Ich bin um diese Würde nicht eingeschritten; so lange ich ein junger Mensch war, hatte ich kein Geld übrig für die landesüblichen „Taxen;“ und in späteren Jahren . . . je nun, ich meinte, es ginge auch ohne das!“

Sa, Freund Anastasius, es ist gegangen!

Daß aber jetzt der constitutionelle Monarch aus eigenem Antriebe dem Dichter nicht die Kammerherrn-, vielmehr die Geheimrathswürde verlieh, und den „Spaziergänger“ mitten in seinen laibacher Steuerkatakastern zur Excellenz ernannte, dazu dürfen wir dem Empfänger Glück wünschen und dem Geber nicht minder.

Die Empfindungen, von denen bei dieser Kunde nähere Verehrer und Freunde des Grafen Anton erfüllt wurden, sind ausgesprochen in nachstehenden Reimen, mit welchen dieser kleine wahrhaftige Aufsatz schließe.

An Anastasius Grün.

März 1863.

Es ist schon lange, daß es lenzt,
's gab heuer milden Winter.
Nun hat es gar ge-excellenzt!
Das steckte wohl dahinter?

Der Frühling sprach voll Ungebuhd:
„Nicht warten kann ich länger,
„Erfahren soll er blüh'nde Hulb,
„Man kröne meinen Säng'er.“

An Blumen hat der Venz gedacht
Sie haben's falsch verstanden,
Und einen Titel d'raus gemacht,
Den sie um's Haupt Dir wanden.

Doch ist's ein Kranz der Blüthezeit;
Will eben auch nur sagen:
Du hast den Frühling prophezeit,
Darfst seine Krone tragen!

Poet, Du sangest als Prophet
In Dett'reich nicht vergebens;
Aus Deinen Jungendliedern weht
Der Hauch des jungen Lebens.

D'rum trage nun die Excellenz
Lebendig, wirksam, heiter.
Dein Kaiser war der blüh'nde Venz
Und schmückte Dich! Was weiter?

Rede zum dritten August 1863

bei dem in Reinerz üblichen Veteranenfeste.

Dicht am Ufer der Weistritz, auf demselben Flecke, wo heute das kleine Kartoffelfeld sparsame Blüten trägt, stand früher eines jener ursprünglichen Bad-Reinerzer Häuschen, der einheimischen weitverzweigten Familie der Tauge oder Täuge gehörig, als da waren und sind: der Hörnla-Taug, der Hebammrich, der Lügen-Taug, der Plauder- vulgo Plaader-Taug, der stille Taug, der Apotheker-Taug et caetera! und in selbigem Häuschen wohnten vor zwei und fünfzig und vor fünfzig Jahren als Brunnengäste zwei Männer, über die ein paar Worte zu sprechen, den passendsten Eingang meiner kurzen Anrede bilden dürfte.

Der Eine, dessen Enkelin sich eben auch zur Kur hier befindet, war der als preussischer und schlesischer Patriot hochverdiente Ehrenmann, der Regierungsrath Streit, welcher in langem gottgesegneten Wirken für Wissenschaft, Kunst, Humanität und geistige Bildung viel an Schlesien gethan, auch diesem edlen Streben einen Theil seines Vermögens geopfert hat. Der zweite war Jffland, der oft verlästerte, oft über die Achsel angesehene Schauspieler, welchem sein König die Leitung der Hoftheater anvertraute, und welcher in den Jahren schwerster Prüfung, wo leider so mancher höher stehende Staatsdiener solcher Prüfung unterlag, voll mannhafter Ausdauer fest am Throne hielt, in seiner Sphäre tapfer, dem

Feinde ein offener Feind trotz aller Gefahren und Drohungen. Beide, Streit wie Iffland, zweifelten nie, auch nicht während schmachvollster Knechtschaft, an des Vaterlandes Erhebung; sie predigten das Evangelium von Preußens großer Sendung, von dessen Bedeutung für Deutschland, und daß Friedrich des Zweiten Reich berufen sei, Aufklärung, Gerechtigkeit, Kraft und Würde zu verbreiten durch alle Gauen.

Beide, mit Thaten und Worten, wiesen gläubig auf glorreiche Zukunft hin; jener in seinem Amte, in seinen Schriften, in den von ihm gestifteten Provinzialblättern; dieser: im Leben als pflichtgetreuer, gewissenhafter Direktor, — auf der Bühne als Akteur und Theaterdichter, unbekümmert um bedenkliche Konflikte. Von letzterem nur ein Beispiel zum Belege:

Während aus Berlin, welches die Franzosen inne hatten, die Augen reblicher Unterthanen voll banger Besorgniß nach Memel und Königsberg schauten, kam der dritte August heran. Der feindliche Kommandant erließ strenge Befehle, damit jede Feier des Tages unterbleibe! Iffland mußte mehrere Stücke zur Auswahl vorlegen, aus denen für diesen Abend das unscheinbarste bestimmt wurde. Es war das Drama „Clementine,“ in dessen zweitem Akte ein trauernder Vater seit Jahren zum ersten Male das Gemach seiner von ihm getrennten Tochter wieder besucht. Auf diesen Moment richtete der Meister seine Aufmerksamkeit. — Die Herren Franzosen erstaunten schon, da sie massenweise in's Parterre strömten, das Haus bis in die obersten Gallerien von festlich

geputzten Menschen überfüllt zu finden. Der Saal glich einem lebenden Blumengarten. Alle Anwesenden verhielten sich still. Der erste Aufzug ging ruhig vorüber; als aber Iffland im zweiten jenes oben erwähnte Zimmer betrat, trug er eine Rose an der Brust. Er drückte mit der nur ihm eigenen mimischen Gewalt die Empfindungen trauernder doch wärmster Liebe aus, schien mit sehnsüchtigem Blicke den Raum zu durchforschen, bis er ihn zuletzt an die leere königliche Loge beim Proscenium heftete. Dieser näherte er sich, starrte hinein, nahm die Rose von der Brust, führte sie an die Rippen, und warf sie dann nach dem Sitze, den sonst der König einzunehmen gepflegt. In diesem Augenblicke brach ein jauchzender, vom Schluchzen der Frauen begleiteter Jubel aus, und alle Sträuße flogen von den Herzen auf die Bühne. — Kaum fiel der Vorhang, so führten französische Wachen den treuen Mann in's Gefängniß, woraus der Kommandant ihn doch bald wieder entließ mit dem Bedeuten: daß er für seine Person solche Gefinnungen wohl zu schätzen wisse, deren Kundgebung aber auf seinem Posten nicht dulden dürfe!

Derselbe Iffland — so berichtet die Korn'sche Zeitung vom dritten August 1811 aus Reinerz — hat in diesem Saale vor einer kleinen Versammlung anwesender Gäste den Tag, den wir heute still und ernst begehen, durch eine Ansprache gefeiert, die auf bessere Tage hinwies.

Nun denn, so sei mir — ebenfalls einem alten Schauspieler und Schriftsteller — jetzt gestattet, dem Vorbilde des berühmten Künstlers bescheidenlich nachzufolgen.

Ohne mir etwas von seinen übrigen Verdiensten anmaßen zu wollen, darf ich ihm in Einem doch mich kühn an die Seite stellen: in fester unerschütterlicher und uneigennütziger Anhänglichkeit für's preussische Vaterland, folglich auch für's Königshaus. Denn in meinem Geiste sind diese Zwei eben so wenig von einander zu trennen, wie in meiner Seele und in meinem Gemüthe. Ich wiederhole gern, was einer unser begabtesten und wahrhaftesten Schriftsteller, was Georg Heseckel sagt: „Preußen vermag Nichts ohne seinen König; darin liegt seine Schwäche, — aber auch seine Stärke.“ Auf diese Stärke hoffe ich und baue darauf wie auf Gottes Gnade — sei die Gegenwart noch so düster.

Als Iffland jene Rose in die leere Königsloge warf, da war nur der äußere Feind in's Land gedrungen, und wie gewaltsam er herrschte, Herzen konnte er nicht umwandeln, Gesinnungen nicht entkräften. Heute steht es schlimmer. Heute haben wir den inneren Feind im Lande. Und der herrscht tyrannischer als jener äußere gekonnt. Ach, giebt es nicht schwankende Menschen, die sich einschüchtern, an sich selbst irre machen lassen? Wäre das nicht, würden wir sonst auf eine verhältnißmäßig doch geringe Zahl an dieser Tafel beschränkt sein? Wie jener wegen seiner Zerstreung bekannte Schullehrer möcht' ich ausrufen: „Ich sehe Viele, die nicht da sind!“ Ja ja, ich sehe sie vor mir, wie sie seelensgern gekommen wären, fürchteten sie nicht höhnische Bemerkungen. Das entsetzliche Wort „Reaktionair“ schreckt Manchen zurück. Als ob Liebe und Treue, womit wir aufwuchsen, die im heitern

Sonnenlichte sanften Friedens gediehen, als ob sie gleich welken und aussterben müßten, weil sich der Himmel mit schwarzen Wolken umzieht! O, die Sonne bleibt!

Und ob die Wolke sie umhülle,
Die Sonne bleibt am Himmelszelt.

Und Preußens Adler wird wieder aufsteigen zu ihrem Glanze, seinen alten Wahlspruch festhaltend.

Das ist mein Glaube!

Deß zum Zeichen nehm' auch ich die Rose von der Brust, sie niederzulegen vor dem Abbilde unseres Herrschers, in dem wir heute seinen unvergeßlichen Vater ehren; den wir lieben, dem wir treu sein wollen bis zum letzten Athemzuge. Gott sei mit Ihm! Er sei mit Allen, die es redlich meinen, gleich Ihm!

Dr. Johann Kunze.

(1864.)

Am 26. Januar 1808 wurde dem Schullehrer Kunze zu Dirschel in Oberschlesien ein Knabe geboren, den der Vater Johannes taufen ließ und bis zum zehnten Jahre selbst unterrichtete. Sodann schickte er ihn auf's Gymnasium zu Leobschütz, in der Meinung, einen Theologen heranzuziehen. Der achtzehnjährige Jüngling begab sich auf die Breslauer Universität, wo er sich, weil er weder Beruf, noch Neigung für das Priestertum in sich spürte, medicinischen Studien zuwendete, was anfäng-

sich dem Vater ein Geheimniß blieb. Erst gegen Ende des triennii academici wurde es verrathen — und da war es zu spät, mit Gewalt dagegen einzuschreiten. Der junge Kunze beschwichtigte seinen Vater, schlug sich mühsam aber energisch durch, machte es möglich, noch ein viertes Lehrjahr in Berlin zu verbringen und legte nach Beendigung desselben sein Staatsexamen ehrenvoll ab. Als praktischer Arzt setzte er sich anfänglich zu Hultschin i./D. fest. Bald ward er zum Leibarzt des Fürsten Ludwig von Meß berufen. Es finden sich unter seinen Papieren nachstehend erwähnte Angaben über den Erfolg amtlicher Thätigkeit:

1) Fähigkeits-Zeugniß des Ministerii (Gichhorn) zur Qualifikation als Kreisphysikus nach vollbrachter Staatsprüfung. Berlin, 11. Dec. 1841.

2) Ernennung zum Physikus des Kreises Rybnik wegen seiner „bewährten Geschicklichkeit, Thätigkeit, Rechtschaffenheit,“ unterzeichnet Gichhorn. Berlin, 14. Juli 1842.

3) Patent über die Ernennung zum Sanitätsrath, unterzeichnet Friedrich Wilhelm IV. Sanssouci, 25. Oktober 1848.

4) Aufforderung des Ministers von Eadenberg, sich zur Conferenz wegen Reform der Medicinal-Angelegenheiten nach Berlin zu begeben. „Er habe sein Augenmerk u. A. auch auf K. um so mehr gerichtet, weil der Vorschlag des k. Oberpräsidii von Schlesien seinem in K. gesetzten Vertrauen entspreche.“ Berlin, 14. Mai 1849.

5) Verleihungs-Attest der für erfolgte Wirksamkeit gegründeten Impfsmedaille. Oppeln, 21. Mai 1858.

6) Meldung der Breslauer Regierung, daß die Wahl der Stadtverordneten und des Magistrats in Reinerz auf K. gefallen sei, und daß die Regierung ihn als ersten Badearzt daselbst bestätigt habe. Breslau, 30. September 1858.

7) (Auszug.) „Nachdem Sie in den Jahren 1847 — 1850 während der Typhus-Epidemie und während der provisorischen Waisen-Erziehung Ihren oft gefahr-vollen Beruf als Arzt und Kreis-Physikus mit menschenfreundlicher und opferwilliger Hingebung erfüllt haben, sind Sie auch von dieser Zeit ab in Ihrer Stellung als Hausarzt der Bewahr- und Pflege-Anstalt in Rybnik und an den landwirthschaftlichen Waisen-Anstalten zu Poppelau, Birtultau und Schwallowitz Ihren schweren Pflichten mit gleicher Liebe und Umsicht nachgekommen. Sie haben den Typhus-Waisen in allen Phasen ihres großen Elends hilfreich zur Seite gestanden und an ihnen mehr ein wahrhaftiges Liebeswerk, denn eine bloße Pflicht geübt. Dafür wird Sie stets ein schönes Bewußtsein lohnen; dafür gebührt Ihnen aber auch der volle Dank der Staatsregierung u.“ Der Ober-Präsident v. Schleinig. Breslau, 20. Januar 1859.

8) Patent über Verleihung des rothen Adlerordens. Berlin, 5. Januar 1859.

9) Abgangsattest der Regierung zu Oppeln mit Ausdruck besonderer Zufriedenheit über stets bewiesene

nen Dienstleifer und menschenfreundliche Aufopferung.
25. Februar 1859.

10) „Der heute versammelte Kreistag ergreift die Gelegenheit seines Zusammentritts zum Ausdruck lebhaften Bedauerns über Ew. W. Scheider aus dem Kreise. Sie haben in einer Reihe von mehr als sechs-
zehn mühevollen Jahren demselben als k. Kreisphysikus angehört und sich in den schwierigsten Zeiten der Noth, des Glends, der Seuche durch Ihr segensreiches Wirken ein bleibendes Denkmal gesetzt. Die Erinnerung daran wird niemals in den Herzen derer verlöschen, welche Zeugen waren Ihrer aufopfernden Thätigkeit; derer, die Sie mit Hilfe Ihrer Wissenschaft und Pflege von körperlichen Leiden befreiten; — und Deren sind sehr Viele! Möge der Allmächtige, der in seiner Allbarmherzigkeit die Mühen des Arztes segnet, seinen Segen auch Ihrer Person und Ihrem neuen Wirkungskreise im vollsten Maße schenken! Sie aber Ihren Freunden, als welche wir uns betrachten, ein Wohlwollen ferner bewahren, welches wir so gern erwidern! — Rybnik am 28. Juni 1859.

Die zum Kreistag versammelten Stände.“

Der Landrath und achtzehn andere Unterschriften.

Mit diesen guten Wünschen redlich erworbener Achtung entlassen, geleitet von frommen Dankgebeten der unzähligen armen Menschen, denen er wohl gethan, zog er gen Reinerz.

Armer Kunze! Armer, als der Armersten Einer,
Soltei, Charpie. II.

denen Du mit Herz und Hand beigestanden! Du, ein Brunnenarzt!!

Ach, wußte der sonst so klar und verständig sehende Mann denn gar nicht, woran es ihm fehlte, um ein beliebter, gesuchter Brunnenarzt zu werden? Ueberblickte sein scharfer Verstand denn nicht schon vorher all' die kleinlichen Hindernisse, die seiner Wirksamkeit entgegenstanden; ahnete er denn die Kränkungen nicht, welche aus jedem Winkel auf ihn lauerten? —

Ich habe in dem Büchlein: „Noch ein Jahr in Schlessien“ mich, so weit ich's vermochte, ausgesprochen über seine dortige Stellung, und wie es ihm unmöglich gemacht worden ist, durchzugreifen. Der Wahrheit gemäß darf aber auch nicht verschwiegen bleiben, daß er dem üblen Willen, der Bosheit, dem Neide manche leicht anzugreifende Seite darbot. Zunächst ist es seine Kränklichkeit gewesen, die ihn oft unfähig machte, so fest und entschieden aufzutreten, wie die Umstände es erforderten. So ehrenvoll, wie nur je schlecht vernarbte, tief nach Innen gehende Wunden sein können, welche der tapfere Krieger aus gerechtem Kampfe heimbringt, so ehrenvoll waren Kunze's körperliche Leiden. Er hatte sie — erworben, darf ich sagen, rühmlichst erworben auf dem heiligsten Schlachtfelde, im edelsten aller Kriege, gegen Seuche, Noth, Elend und Jammer. Die quälendsten Gichtschmerzen, die den gemarterten Leib durchwühlten, oftmals lähmten, sie schmückten ihn schöner als der Orden, den man ihm verliehen. Doch sie hinderten ihn auch häufig in Ausübung seines Amtes; sie fesselten ihn an's

Krankenlager . . . gerade während des lebhaftesten Brunnenbesuches. Wer sich seines ärztlichen Rathes erfreuen wollte, mußte vor das Bett des Duldbenden, — allerdings immer sanft lächelnden, heiteren und zu lustigen Scherzen stets bereiten Mannes treten. Das war ein großer Nachtheil, den sein Amt, — ein noch größerer, den seine Kasse erlitt; obwohl er nach letzterer wenig — für seine Verhältnisse viel zu wenig fragte.

Befand er sich aber leidlich, vermochte er des Morgens am Brunnen zu erscheinen, Kranke in ihrer Wohnung aufzusuchen, die ärztliche Praxis zu betreiben — lieber Himmel, wie betrieb er sie? O, erbärmlich; ganz erbärmlich! Nein, er begriff seinen Vortheil nicht. Fand er sich wohl jemals, wenn die Postwagen vorfuhren, am Ausladungsplatze ein? Begrüßte er die Ankömmlinge mit demüthigen Blicklingen, sich und seine Dienste ihnen darzubieten? Hatte er für Jeden, für Jede ein gehorsamstes Lächeln, eine bereitwillige Huldigung im Vorrath? Redete er der gnädigen Frau nach dem Munde? Fügte er seine wissenschaftliche Ansicht voll nachgiebiger Unterthänigkeit jeglichem Eigenwillen und Eigensinn? Neigte er sich ehrfurchtsvoll vor hochmüthigen Ansprüchen? Ging er bejahend auf alberne Behauptungen ein? Ließ er a Leute, Betteljuden, in Lumpen gehüllte alte Weiber, die ihm ihre Noth klagten, augenblicklich stehen, wenn irgend ein vornehmer Brunnengast ihn heranwinkte? O Gott, nein; im Gegentheil. Er vernachlässigte eher Diejenigen, von denen etwa ein gutes Honorar zu hoffen war, um Jenen behülflich zu sein, von denen er nichts Unde-

res zu erwarten hatte, als eine Bitte um etliche Groschen auf Arznei oder Brot. Dieser Arzt, hörte man wohl äußern, besitzt durchaus „keine angenehmen Formen!“ Gewiß, er hatte die Rudimente des Handwerks nicht inne. In einer größeren Stadt wäre sein Platz gewesen; wenigstens doch in einer kleineren, welche bedeutende Nachbarschaft zählt; wo er ansäßig, dauernd heimisch, Zeit und Gelegenheit gehabt, sich bekannt zu machen; in seinem Wissen, seinem innersten Werthe gebührend erkannt zu werden; wo das Vertrauen in seine Kunst wie in sein Gemüth über nichtige Ansprüche auf devote Zuorkommenheit nach und nach den Sieg davon getragen hätte, auch bei albern-eitlen Menschen. An einem Brunnenorte, wo Fremde aus Näh' und Ferne, in buntem Wechsel vorüberziehend, nicht lange genug verweilten, da konnten nur die verständigeren, mit schärferem Blicke Begabten in so kurzer Frist seine Bedeutung durchschauen. Wer ihn einmal zu würdigen gelernt, der hat freilich nimmer von ihm gelassen, der ist ihm treu geblieben über's Grab hinaus.

Die traurigste Epoche für ihn fiel in den Sommer des Jahres 1861, da die Saison in ihrer Blüthe stand und er hart und fest darnieder lag. Er litt furchtbare Schmerzen, blieb dabei geduldig und wurde sogar Herr über die Leiden der Seele, die bei Erwägung so schwerer pekuniärer Verluste und bei dem Gedanken an den Triumph mancher Gegner wo möglich noch heftiger sein mußten, als jene des Körpers. Wer ihn da beobachtet

hat, konnte viel von ihm lernen und wird seiner lebenslang mit Ehrfurcht gedenken.

Im Sommer 1863 fand ich ihn wieder auf den Füßen. Er stand seinem Amte vor — doch man sah wohl, daß es ihm nicht leicht wurde. Zu klagen war nicht seine Art. Selten rang sich ein Wort des Grammes von der bedrückten Brust; nur vertrauten Freunden flüsterte er es zu.

Am 7. August nahm er noch Theil beim Abschiedsmahle, welches dem nach Strehlen versetzten Kreisgerichtsrath Rolle gegeben wurde.

Am 13. kam er bei großer Hitze mit andern Freunden in meine weit entfernte ländliche Behausung, mir den Abschiedsgruß bei'm Klange alter Liederweisen zu bringen, war fröhlich und guter Dinge.

Am 14. Nachmittags wurde er aus unserm Kaffeeklubb zu einem plötzlich Erkrankten abgerufen. Wir schieden mit herzlichem Lebewohl und: „auf Wiedersehen!“

Am 15. früh Morgens gegen vier Uhr war er todt. Ein Nervenschlag hatte den edlen Geist vom müden Leibe getrennt. — Sie haben's nun! Sie sind ihn los! Der Platz ist leer, den sie ihm dort nicht gönnten.

Den herrlichsten Nachruf hat ihm der würdige Pfarrer gehalten, der die Leiche unseres Freundes zu Grabe geleitet. Herr Stadtpfarrer Paquot hat auf dem Reinerzer Friedhof das Gedächtniß des unerseßlichen Mannes mit gewaltigen Worten gefeiert. Der Mittelpunkt seiner Parentation ist der Gedanke gewesen: „Heil dem Arzte,

der drei Arzneien gefunden hat; für sich; — für Andere; — für die Ewigkeit! Die erstere hat sich unser Kunze selbst verordnet gegen alle Anfechtungen von Außen, gegen Rabalen und Mißgunst, gegen alle inneren Leiden — sie hieß Geduld! Die zweite brachte er Anderen, und diese bestand nicht allein in seiner Wissenschaft; ihre Wirksamkeit ward erhöht durch den freudigen Muth, die belebende Heiterkeit, die milde Güte, die er an's Krankenbette trug, die den Patienten erfrischte, mit Trost erfüllte! Die dritte hatte er sich bereitet, weil er in den letzten Stunden, wo die Seele mit Bangen der Zukunft entgegenharrt, sich halten konnte an das Bewußtsein reiner Menschenliebe, aufopfernder Wohlthätigkeit, christlichen Erbarmens.“ — Was seine Gegner bei diesen wahrhaften Worten empfunden, läßt sich nicht ergründen. Was die schlichten und armen Leute gefühlt, das haben ihre heißen Zähren verkündiget.

Wo der Priester am offenen Grabe geredet, da werden Kunze's Freunde jetzt einen Denkstein finden, den Bruderliebe dem Verstorbenen errichtet. Und auf diesem Steine ist die Inschrift zu lesen:

Er setzte seines Lebens Kraft
An Ehre, Wahrheit, Wissenschaft.
Sein Herz schlug voll und liebewarm,
Der Armen Freund starb selber arm.
Sanft lächelnd trug er Gram und Leid,
Nun ist er reich in Ewigkeit.

Die Freuden der Armuth.

Erzählung aus dem Leben.

I.

Die Wachtparade war zu Ende, das Musikcorps des ***ten Regiments marschirte ab, und die aus höchst verschiedenen Elementen bestehende Menge, welche den großen Hörerkreis gebildet hatte, verlief sich nach allen Richtungen. Ältere Stabsoffiziere umstanden noch in gesonderten Gruppen einige Generale. Die Herren Lieutenants suchten Bekannte auf, schauten nach Damen aus und entfernten sich paarweise oder zu Dreien, Arm in Arm, auf ihren Gesichtern den unverkennbaren Ausdruck der Besorgniß, wie der vor ihnen liegende lange Nachmittag einigermaßen ergötzlich auszufüllen sei. Eine nicht ganz leicht zu beantwortende Frage, wenn der Monat auf die Reife geht . . . und der Credit nicht im Steigen ist.

Einer der Jüngsten von sämmtlichen Offizieren der Garnison, der Secondelieutenant Robert von Randlau, erst vor sechszehn Monaten aus dem Cadettenhause in's Regiment getreten und in dieser Stadt, ja in der Provinz ohne jeglichen Anhaltspunkt, weil seine Familie einer weitentlegenen Gegend des Landes angehörig gewesen, ging allein durch die belebten Gassen. Er schien absichtlich den Verkehr mit Kameraden zu vermeiden, und ihrerseits geschah Nichts, ihn heranzuziehen, denn es war bekannt, daß er höchst eingeschränkt lebe und vor-

sichtig ausweiche, wo sich Gelegenheit zu Geldausgaben darbot. Wegen seines artigen Betragens, seiner angenehmen Erscheinung, seiner zuvorkommenden Gefälligkeit und seines unermüdblichen Dienstifers war er bei Vorgesetzten und Standesgenossen wohl gelitten. Doch man ließ ihn gehen und sagte: Der Randlau ist ein recht guter Junge, aber eigentlich hätt' er müssen Geistlicher werden!

Auf dem Marktplatze angelangt, stieß er an eine kleine Schaar munterer Studenten, die ihm grade entgegen kam und aus der Bierstube hinreichendes Gelächter brachte, mit „Commißbrotrittern“ Scandal zu beginnen. Robert merkte ihnen das ab, und fest entschlossen, jedes unnütze Rencontre mit Burschenschaftlern zu vermeiden und sein Schwert überhaupt wo möglich nur gegen den Feind des Vaterlandes zu ziehen, wich er bedächtig aus und ging seines Weges, wie wenn er die herausfordernden Geberden, die man ihm zeigen wollte, gar nicht bemerkte . . . da fühlte er plötzlich einen Schlag auf die linke Schulter, und unwillkürlich griff er mit der rechten Hand nach seiner Waffe, als er zugleich denjenigen erkannte, der sich die kleine Vertraulichkeit in bester Meinung erlaubt hatte. Es war der Studiosus juris Paul Zirner, der Sohn eines eben so angesehenen als reichen Bankiers. Dieser ließ seine Collegen nach kurzem „Proßt“ weiter ziehen und schloß sich dem Lieutenant zutraulich an. „Sie hatten wohl nicht übel Lust, Herr von Randlau,“ fragte er, „mir einen rechten Lungenbieß zu versetzen?“ Jener entgegnete: „Das eben nicht; aber ich meinte mich

meiner Haut wehren zu müssen, denn ich besorgte einen Angriff, der weniger der Person, als dem Rocke, den ich trage, gelten sollte! In gegenwärtiger Zeit darf man auf Alles gefaßt sein; nur darauf bin ich's nicht gewesen, Herrn Zirner mit einem blutrothen Mützchen auf den dunkelblonden Locken zu erblicken. Als ich das Vergnügen hatte, Ihre Bekanntschaft bei'm letzten Ressourcenballe zu machen, und da Sie so gütig waren, mich Ihrem Fräulein Schwester als Tänzer vorzustellen, hätt' ich gewiß nicht vermuthet, daß Sie Mitglied dieser Verbindung sind."

„Mein Himmel, das hat sich ohne langes Ueberlegen wie von selbst gemacht. Vater und Bruder sind gewaltig demokratisch, ich bin schon als Primaner für diese Verbindung geworben worden, und nun schlend'r ich mit . . . es kommt auf Eins heraus. Glauben Sie nur, in den Corps ist auch grade keine große Herrlichkeit zu finden."

„Aber dann muß ich wirklich nachträglich noch erstaunen, wie Sie Ihre Gesellschaft bei jenem Balle verlassen mochten, um sich einem „Tyranntenknechte“ zutraulich anzuschließen."

„Wollen Sie die Wahrheit hören? Sie thaten mir leid; der Einzige Ihres Standes in einem Kreise von Civilisten, deren Viele Sie mit scheelen Augen betrachteten, standen Sie ganz verlassen. Der Herr, der Sie als Gast eingeführt, bekümmerte sich nicht um Sie; ich sah, wie Sie Sich langweilten; ja noch schlimmer, ich glaubte in Ihrem einnehmenden Antlitze zu lesen, daß Sie Sich verletzt fühlten. Und weil ich fand, Sie hätten

ein Recht, gekränkt zu sein, näherte ich mich Ihnen. Gleich nach den ersten Worten, die wir gewechselt, gewann ich Sie lieb. Und deshalb hab' ich mich Ihnen auch jetzt aufgedrängt trotz meiner blutrothen Mütze. Meine Schwester wird sich freuen, wenn ich erzählen kann von unserm Zusammentreffen. Sie hat mich öfters gefragt, ob ich Sie seitdem nicht wieder gesprochen habe? Aber man erblickt Sie ja nirgends. Sogar im Theater schaute ich mich vergeblich nach Ihnen um."

„Aufrichtigkeit für Aufrichtigkeit: ich führe mitten in der belebten Stadt ein recht einsames Dasein. Nicht aus Mangel an jugendlicher Lebenslust, sondern weil ich ein armer Teufel bin. Die Meinigen sind verstorben, ich stehe mutterseelen-allein in der Welt, habe Nichts als meinen Sold, und da ich keine Schulden machen will, muß ich nothwendig entbehren. Im Ganzen fällt mir das nicht schwer, und ich würde mit leichtem Herzen auch den Vergnügungen entsagen, welche in Tanzgesellschaften zu suchen sind, wenn nicht..." hier brach er seine Rede ab.

Paul ergänzte sie mit dem Zusätze: „wenn Sie nicht ein leidenschaftlicher Tänzer wären?"

„Auf Ehre, das bin ich nicht. Schon als Cadet, wo wir bisweilen zu Bällen gezogen wurden, mußten mich die Kameraden immer „stupsen," bis ich mich entschloß in ihre Reihen zu treten. Ich hielt mich für völlig gleichgiltig gegen den Zauber, den der Tanz auf so viele Jünglinge übt. Doch nun hab' ich wohl des Zaubers Macht erfahren . . . freilich ging sie nicht von der Sache

aus, sondern von der Person . . ." Hier wurde Robert über und über roth, röthlicher denn Paul's Mütze, und verstummte abermals. Der Andere that, wie wenn er's nicht bemerkte und fragte nach einem Weilchen: „Ist's nicht Unrecht, daß Sie mich nicht besucht haben, Herr Lieutenant? Ich hat Sie doch darum, und wir tauschten unsere Adressen aus.“

„Eben deshalb bin ich weggeblieben; denn als ich später hörte, daß Sie der Sohn eines so großen und prunkvollen Handelshauses sind, gebot mir die Vorsicht, die ich in jungen Jahren schon durch manche trübe Erfahrung gewonnen habe, abzuwarten, ob Sie mich aufsuchen würden. Eine flüchtige Bekanntschaft bei Tanz und Wein, mag sie noch so fröhlich blühen, trägt bisweilen herbe Früchte. Wenn ich auch hoffen durfte, Ihnen willkommen zu sein . . . wie konnt' ich wissen, ob auch den Ihrigen? Das hätt' ich erst durch Sie vernehmen müssen. Ihr Herr Vater steht in dem Rufe, das Militair nicht zu lieben.“

„Ich lud Sie ja auch nicht ein, meinen Vater zu besuchen. Glauben Sie denn, daß ich Sie unfreundlichem Empfange aussetzen möchte? Oder auch nur kaltem? Nein, wer zu mir kommt, braucht die große Treppe gar nicht zu betreten. Er geht durch den ersten Hof und findet im zweiten den Eingang zu meiner Burschenkneipe, wo ich, sicher vor Ueberfall und Nachfrage, treibe, was mir gefällt.“

„Dann wieder droht mir Gefahr, mit Ihren Herren Kollegen zusammen zu treffen, und in meiner Stellung

wäre auch das nicht ohne Bedenklichkeiten. Denn ich würde Mancherlei mit anhören müssen, was ich nicht schweigend hinnehmen darf."

„Das lassen Sie meine Sorge sein. Ich traue mir so viel Einfluß zu, das zu verhüten. Die Burschenschaftler, welche Sie bei mir finden, werden jede Rücksicht für denjenigen haben, den ich ihnen als meinen Freund vorstelle. Es kommt nur darauf an, daß Sie mich berechtigen, dies zu thun."

Robert reichte dem guten Jungen dankbar die Hand und versprach ihm, heute Abend zu kommen. Dann trennten sie sich; Paul, wie er sagte, um „die Beine unter seines Vaters Tisch zu strecken," Robert, um aus der „Menage," die sein Bursche heimgebracht haben würde, ein kaltgewordenes Mittagsmahl zu verzehren.

Es kann nichts Unbehaglicheres geben wie solch' einjames Hinabwürgen ohnehin schlecht bereiteter Speisen, die im besten Falle nach Garküche schmecken und mit ermüdender Consequenz Woche um Woche in unumstößlicher Reihenfolge auf jeden bestimmten Tag wiederkehren. Welch' ein Gegensatz bietet sich uns dar, wenn wir dem angehenden Rechtsgelehrten in seines Vaters Speisesaal folgen! Herr Zirner speiset für gewöhnlich nach zwei Uhr, — nur große Diner's beginnen später — aber auch ohne Gäste hält er auf „seine Kost," in deren Bereitung sein direct aus Paris verschriebener Koch eine Celebrität ist. Außer seiner Frau und Tochter sitzen seine Söhne, Willibald, der ältere, Compagnon des Geschäfts, annoch unverehlicht, und Paul, der jüngere, den wir bereits

kennen, am Tische. Für diese fünf Personen, von denen Frau und Tochter an den meisten Schüsseln kaum naschen, wird eben so luxuriös als copios aufgetragen, und die besten Weine stehen zur Auswahl bereit. Vater und älterer Sohn besprechen entweder Comptoirangelegenheiten, oder sie werfen sich in die Politik, des Monsieur Beaujolais sehr pikante Saucen noch würzend mit schärfstem Tadel der Regierung und mit schonungslosen Ausfällen wider die „Aristokratie.“ Paul dagegen bemüht sich Mutter und Schwester zu belustigen durch allerlei Stadtgeschichten und Theaterneuigkeiten, wie er sie grade auf gelesen hat. Bisweilen, wenn Vater und Bruder sich verspätet haben und er um drei Uhr im Collegium sein soll . . . (ob er sich wirklich dahin begiebt, können wir nicht sagen), . . . wird ihm ein Gabelbrühstück aufgetragen, wobei ihm die Damen als Zuschauerinnen gern Gesellschaft leisten, und bei welchem es desto lustiger zugeht. Heute war es so. Paul besaß die Eigenschaft, essend zu plaudern, ohne daß sein jugendlicher Magen das Geringste dabei entbehren durfte. Mit vollem Munde begann er: „Nun, Bertha, rathe, wen ich vor einer halben Stunde sprach?“

„Was ist das für eine kindische Frage! Kann ich wissen, wo Du Dich herumtreibst und wem Du begegnest? Und interessir' ich mich etwa für Deine Bekannte?“

„Zur Strafe, weil Du so schnippisch antwortest, sollst Du's jetzt auch nicht erfahren.“

„Bin nicht im Geringsten neugierig. Wer war's denn?“

„Neugierig bist Du nicht; aber wissen möchtest Du's gar zu gern.“

„Mutter, frag' Du den ungezogenen Jungen. Dir darf er's nicht verschweigen.“

„Ich begreife nicht,“ sprach Frau Zirner, „was diese Neckerei bedeuten soll? Ist's eine Dame von unserer Bekanntschaft gewesen, die ihm vielleicht Grüße oder eine Bestellung für Dich austrug, dann hat er die Verpflichtung, sich seines Auftrags zu entledigen; sind es aber naseweise junge Herren, die sich erlaubten von seiner Schwester mit ihm zu plaudern, so werd' ich ihn gewiß nicht ermuntern, uns von ihnen zu erzählen. Ich hab' ihm früher schon einige Male erklärt, daß ich es für einen Bruder unschicklich finde, auf diese Weise den Vermittler zu machen, mag er noch so harmlos dabei sein. Ueber Dich soll Paul mit seinen Kameraden überhaupt so wenig wie möglich schwätzen und ihr Geschwätz nicht anhören. Denn es können da mitunter burschikose Aeußerungen gethan werden, die an und für sich durchaus nicht übel gemeint sind, die er selbst sich über andere hübsche Mädchen gestattet, die jedoch ein Bruder, dem seiner Schwester Ehre heilig sein muß, weder hingehen lassen will, noch darf. Das führt dann leicht zu schlimmen Händeln.“

„Wahrhaftig,“ rief Paul, „ich unterschreibe jedes Wort, was Du jetzt gesagt hast, liebe Mutter. Es ist mir immer auffallend gewesen, wenn einige meiner Bekannten, von denen ich weiß, sie haben Schwestern, in leichtfertigem Tone über andere anständige Mädchen

redeten, weil ich mir dachte, wie unangenehm es ihnen klingen mußte, in demselben Tone von denjenigen reden zu hören, denen sie so nahe stehen. Der junge Mann, den sie errathen sollte, ist übrigens keiner meiner „wilden Genossen,“ um Deinen etwas strengen Ausdruck zu gebrauchen, ist überhaupt kein Student, sondern der bescheidenste, anspruchloseste Offizier hiesiger Garnison, mit dem ich noch dazu von ihr weiter Nichts redete, als daß ich des Balles erwähnte, wo er sie, durch mich vorgestellt, zu einer höchst sittsamen Quadrille aufgefordert. Er hat sich nicht einmal erkühnt, mir eine Empfehlung für sie anzuvertrauen; und wenn ich rathen ließ, wer mir begegnet sei, geschah es nur in Erinnerung an ihr damaliges Bekenntniß, sie hätte nie und nimmermehr geglaubt, daß es junge Lieutenants in der Armee gäbe, bei denen sich so viel männlicher Ernst mit solch' zartem Wesen und rücksichtsvoller Artigkeit vereine.“

„Dagegen läßt sich denn freilich Nichts einwenden,“ meinte die Mutter; „doch bitt' ich,“ setzte sie hinzu, „hüte Dich in Deines Vaters oder Bruders Gegenwart ein Loblied dieser Art anzustimmen. Du weißt, welche vorgefaßte Meinungen Beide gegen Alles hegen, was zum Soldatenstande gehört. Und ich besinne mich recht wohl, wie heftig sie die arme Bertha damals ausgescholten haben, daß sie mit einem Offizier getanzte. Zum Glück vertheidigte sie sich mit der Unmöglichkeit, einen Tänzer abzuweisen, der ihr vorgestellt worden, nur im Allgemeinen, ohne Dich als Missethäter zu verrathen. So bist Du mit dem blauen Auge davon gekommen; denn

meinen Strassermon schlugst Du wie gewöhnlich in den Wind.“

„Gewiß nicht! Was Du mir mütterlich mild und liebevoll vorhältst, bleibt fester in meiner Seele haften, als des Vaters, oder gar Willibald's strenger Tadel. Ich habe deshalb auch Nichts gethan, Herrn von Randlau, wie sehr ich mich zu ihm gezogen fühlte, in unser Haus zu bringen; habe mir auch heute bei der überraschenden, mir erfreulichen Begegnung eine Einladung in meine Studentenwirthschaft genügen lassen. Aber begierig bin ich, wie sich Vater und cher frère benehmen werden, wenn sie mich in Uniform hier aus- und eingehen sehen. Denn die Zeit rückt immer näher heran, wo ich daran denken muß, mein Dienstjahr abzuthun, und da meine Augen gut sind, wird man mich nicht für untauglich erklären können, wie es bei Bruder Willibald geschah. Vater wird sich dann an den Anblick gewöhnen müssen; wenn es ihm und seinen Freunden nicht gelingt, binnen sehr kurzer Frist den Staat zu reformiren und das stehende Heer abzuschaffen.“

„Paul! Das sind spöttische Aeußerungen, die einem Sohne nicht ziemen. Ich will doch nicht hoffen, daß Du Dir dergleichen noch anderswo erlaubst?“

„Sei deshalb unbesorgt, liebe Mutter. Ich schweige gern bei politischen Discussionen. Doch weder Willibald noch Vater halten mit ihren politischen Ansichten hinter'm Berge, und Beide sagen ganz andere Sachen, wenn sie gerade im Zuge sind. Das ist jetzt an der Tagesordnung, und da sogar höhere Regierungsbeamte in diesen rich-

sichtlosen Ton einstimmen, weshalb sollten reiche, unabhängige Kaufleute sich geniren? Nur Opposition machen! Das ist die Lösung in der ganzen Welt. So will's der Zeitgeist."

"Ja, es ist eine beängstigende Unruhe über die Menschheit gekommen. Und wohin wird dieser stürmische Drang endlich führen?"

"Zu einer allgemeinen europäischen Keilerei, Mutter; darauf kannst Du Dich verlassen."

"Aber das wäre ja schrecklich! — Das wäre ja entsetzlich," wiederholte Bertha. "Dann ginge Alles drüber und drunter, und da könnt' es wohl gar geschehen, daß auch wir große Verluste erduldeten?"

"Höchst wahrscheinlich, mein süßes Schwesterlein. Das stolze Haus Zirner und Compagnie dürste eben so wenig verschont bleiben von der gewaltigen Erschütterung, die dann zu fürchten wäre, wie sämtliche andere auf ausgedehnten Credit und unübersehbare Speculationen gegründete, künstlich aufgerichtete Gebäude. Wer mag vorher berechnen, wie weit es geht, und wie es endet?"

"Ich denke, Du übertreibst, mein Sohn. Die bürgerlichen und Staatsverhältnisse gehen nicht so geschwind aus dem Reime, mag immer von verschiedenen Seiten daran gerüttelt werden. Und so lange ich lebe, hoff' ich, hält's noch zusammen."

"Aber ich, Mutter?" fragte Bertha ängstlich.

Paul schlug ein lautes Gelächter auf. "Den Letzten, schönes Fräulein Schwester, beißen die Hunde; so lautet Holtei, Charpie. II.

ein altes Sprichwort. Wir werden doch nicht so selbstsüchtige Kinder sein, unserer lieben Mutter ihren Trost zu mißgönnen? Sie soll ihren Wohlstand froh genießen und lange, lange glücklich leben. Und was uns betrifft, wir müssen uns auf Alles gefaßt halten."

"Du hast gut spotten. Ein junger Mann, kräftig, muthig, selbstständig, der fürchtet sich freilich nicht vor Sturm und Wetter, nicht vor Entbehrungen und Gefahren. Aber ein hilfloses Mädchen, verwöhnt und verzogen gleich mir! Was soll ich beginnen, wenn ich nicht mehr reich bin?"

"Nun, hast Du nicht einen zärtlichen Bruder?"

"Der wird Sorge genug haben, sich selbst durchzuschlagen. Was kann der für seine Schwester thun? Nein, ich begreife gar nicht, wie ich leben sollte, wenn ich entbehren müßte, was das Leben schmückt? Au' den anmuthigen Ueberfluß, worin ich aufwuchs; der mich umgiebt, wohin ich blicke. Sage, Mutter, wie würd' uns sein, wenn wir nicht mehr so viel Geld in Händen hätten als wir brauchen? Wenn wir fragen müßten: wie viel kostet Dies oder Jenes, und ist es nicht zu theuer? Wenn der Koch mit einer Köchin, die eigene Equipage mit einer Droschke, die beiden Diener mit einem Stubenmädchen verlauscht werden müßten? Keine Loge im Theater, keine Kammerjungfer, vielleicht gar eine beschränkte Miethswohnung in schmutziger Seitengasse . . . hu, mir schaudert die Haut."

"Das ist noch nicht das Aergste, Bertha. Wir sind Fälle bekannt, wo Leute unseres Schlages gezwungen

wurden, durch ein furchtbares Geschick, ganz und gar ohne Diensthofen zu existiren, in zwei kleinen, niedrigen Stübchen drei Treppen hoch, wo sie selbst ihr mageres Essen kochen, ihre dürftigen Kleider nähen, wo sie Gott noch danken mußten, wenn sie satt wurden, wenn sie im Winter nicht frieren durften! Ja, das ist vorgekommen.“

„Nicht möglich! Und das hat der liebe Gott geschehen lassen? Himmel, welche Ungerechtigkeit!“

„Du bist wirklich naiv, Schwester Bertha. Haben denn die reichen Leute ein Privilegium von oben? Wer viele Jahre hindurch die Ueppigkeit des Wohlstandes genoß, während Tausende um ihn her am Hungertuche nagten, der darf doch nicht über Ungerechtigkeit klagen, wenn die Reihe zu entbehren auch einmal an ihn kommt? Was Einem recht, ist den Andern billig, und wer sich aus dem Vollen nähren und mästen durfte, hat Etwas zuzusehen.“

„Pfui, das sind ja lästerliche Redensarten! Der gleichen lernst Du wohl bei Deinen Studenten?“

„Ich bitte Dich, mein Sohn, lasse nichts Aehnliches Dir entschlüpfen in Vaters Gegenwart; der würde solche Ansichten sehr übel vermerken.“

„Dadurch, liebe Mutter, würd' er nur beweisen, daß es ihm mit seiner Opposition und Demokratie und Fortschrittslehre in der Praxis kein rechter Ernst sei; ein Argwohn, den ich im Vertrauen gesagt, bereits früher hegte, und der, meinen ultraliberalen Bruder, sammt seinem rothrevolutionairen Schimpfen betreffend, schon Gewißheit bei mir wurde.“

„Dein Vater hat noch niemals gelehrt, daß der Mensch die Früchte seines Fleisches nicht genießen dürfe. Er opponirt nur wider die Vorrechte, welche der Geburtsadel und jene hochmüthige Aristokratie sich noch jetzt anmaßen möchten; und darin bin ich völlig seiner Meinung. Was haben denn diese Leute voraus im Vergleich mit uns? Ihre Präensionen sind unleidlich, und die Flügel müssen ihnen beschnitten werden! Weshalb soll denn Gräfin ***, wenn wir zu gleicher Zeit am Schauspielhause oder am Concertsaale eintreffen, den Vorrang behaupten dürfen, und ich so dumm sein ihr nachzustehen? Diese Zeiten sind nicht mehr. Mein Geld gilt so viel als das ihrige, und mein Mann ist reicher als ihr derangirter Graf.“

„Ha, das hat prächtig geschmeckt! Nun wiß' ich mir den Mund, und begeben mich in's Collegium. *Plenus venter non studet libenter.* Draußen ist's warm, im Hörsaal ist's kühl, ein Nachmittagschläfchen befördert die Verdauung . . .“

„Und der Vortrag des Professors?“

„Dringt auch in meinen Schlummer. Den Seinen giebt's Gott im Schlafe. Wohl zu speisen, Mutter, wohl zu speisen, Bertha, empfiehlt mich dem Vater und verflatscht mich nicht bei ihm. Er könnte mich's garstig entgelten lassen, indem er sich weigerte, meine Schulden zu bezahlen.“

„Schulden hast Du?“ riefen Mutter und Schwester ängstlich hinter ihm her; doch er vernahm sie nicht mehr.

II.

Herr Zirner war schon einmal verheirathet gewesen, Elisabeth seine zweite Frau, Paul und Bertha ihre Kinder, Willibald aber, des Vaters Compagnon, ein Sohn erster Ehe, und als solcher eben kein besonderer Gönner der zweiten. Gegen die Stiefmutter bezeugte er sich zwar, wie es einem gebildeten Manne ziemt, artig und achtungsvoll; die Halbschwester behandelte er theils mit herablassender Freundlichkeit wie ein Kind, theils, seitdem sie zur Jungfrau herangewachsen, mit einer gewissen Galanterie, doch Beide ohne rechte Herzlichkeit. Mit Paul machte er gar keine Umstände, legte sich weiter keinen Zwang an, und ließ deutlich blicken, daß er ihm nicht besonders geneigt sei. Paul seinerseits mag wohl auch wenig gethan haben, des älteren Bruders Neigung zu gewinnen. Und doch wäre solche Bemühung ihm vortheilhaft gewesen; denn alle Geldsachen gingen durch Willibald's Hände, welche des Studenten Taschengeld nach Belieben vermehren oder beschränken konnten. Vater Zirner hatte sich den Sohn gewissermaßen zum Wächter gesetzt, weil er durch vielfache Erfahrungen zu der Ansicht gelangt war, sein anerkanntes Talent für Handel und Wandel, sein kühner Speculationsgeist, seine Kenntnisse und seine Umsicht vermöchten ihn nicht sicher zu stellen vor einem gefährlichen Feinde, den er mit sich herumtrug, und den unschädlich zu machen das beinahe sechszigjährige Leben noch nicht ausgereicht hatte. Herr Thomas Zirner gehörte zu den Männern, die wir „Zer-

Freute“ nennen, weil wir in unserer lieben deutschen Sprache, bei all' ihrem Reichthum, keinen besseren, bezeichnenderen Ausdruck dafür haben. Wir sind genöthigt, wie wir vom schärfsten Denker, vom besonnensten Geschäftsmanne sagen: sie haben sich durch diese oder jene Unterhaltung zu „zerstreuen“ gesucht, eben so vom größten Confusionarius und Durcheinandermenger zu sagen: er ist sehr „zerstreut.“ Besitzen wir doch sogar eine allerliebste Rozebue'sche Posse, welche den Titel führt: „Die Zerstreuten.“ In dieser Posse könnte Herr Thomas Zirner ohne Weiteres figuriren zu großer Belustigung des lachlustigen Publikums. Er hat schon Borrath genug geliefert zu einer neuen Auflage. Männer seines Alters, welche sich an ihre gemeinsam verlebte Jugendzeit erinnern, erzählen die tollsten Beispiele zum Belege, daß er nicht erst in späteren Jahren dieser geistigen Nachlässigkeit verfallen sei. So wird von ihm behauptet, wie folgt: Als Commis lebte er in ziemlich dürftigen Umständen, bewohnte mit Einigen seines Gleichen ein Dachzimmer, und bereitete sich sein Abendbrod, wenn es Etwas zu kochen gab, auf dem der Miethsfrau gehörigen kleinen Herde. Eines Abends bestand die Provison in einer Semmel und einem Ei, welches er als „weiches Ei“ verzehren, und weil er damals schon Anlagen zum Feinschmecker verrieth, sorgsam behandeln wollte, damit es weder zu wenig noch zu viel gekocht werde, was bekanntlich oft mißlingt. In dieser Absicht zog er seine Taschenuhr zu Rathe, trotz ihres Unwerthes ihm der größte Schatz, um auf ihr die Secunden abzuzählen, deren

Summe dem Ei die rechte Mitte zwischen weich und hart beibringen sollte. In der Rechten hielt er die Uhr, in der Linken das Ei, aufmerksam lauschend, bis wann das am spärlichen Feuerchen stehende Wasser den Siedepunkt erreicht haben würde. Und als es die ersten Wellen schlug, ließ er in den Topf behutsam seine Taschenuhr gleiten, das Ei aber hielt er vor die Augen und wunderte sich sehr, keinen Fortschritt des Secundenweisers darauf zu entdecken. — Wenn er jetzt mit dieser Geschichte geneckt wird, pflegt er zu erwidern: Ich dachte damals gerade lebhaft daran, wie ich es anfangen müßte ein reicher Mann zu werden, und das mag mich vom Eierfieden allerdings ein wenig abgezogen haben. Uebrigens hab' ich, durch das Gelächter meiner Stubengenossen geweckt, die Uhr aus dem Wasser gefischt, das Ei glücklich bereitet und ein reicher Mann bin ich auch geworden, was Keiner von Jenen zu Stande gebracht. Den Grund zu seinem Reichthum hat das nicht unbedeutende Vermögen gelegt, welches er mit seiner ersten Frau, einer gänzlich ungebildeten, keineswegs angenehmen Erbin, erheirathet. Er war ein hübscher Bursche, und es gelang ihm verschiedenen, hoch über ihm stehenden Bewerbern den Rang bei ihr abzulaufen. Die reiche Fleischertochter zog, ihrem Vater zum Troße, den schmucken Ladenburschen Allen vor, und Monsieur Thomas wußte die ihm gegebenen heimlichen Stellbucheins so trefflich zu benutzen; seine Zerstreung hinderte ihn so wenig Stunde zu halten, daß dem zornigen Vater nichts übrig blieb, als nachzugeben, weil . . . kurz, Thomas wurde

Gatte, und die Frucht dieser eiligst geschlossenen Verbindung war Willibald. Ob der Meister Fleischer aus Aerger, oder ob er in Folge angeborenen Durstes sich dem Trunk ergab? . . . Wer weiß es? Genug, er überlebte die Geburt seines Enkels nur so lange, um bei Willibald's Taufe den letzten Schluck über den Durst zu thun und hinterließ der einzigen Tochter ein Vermögen, welches, mit dem Ertrage des gut verkauften Schlachthofes, die anständige Ziffer fünfundzwanzig sammt drei daranhängenden Nullen erreichte. Thomas Zirner etablirte sich und ging, wie man's zu nennen pflegt, tüchtig in's Zeug. Er machte gute Geschäfte. Man pries ihn glücklich. War er's? In seiner Ehe keinesweges. Madame verrieth durch ihr Betragen außerhalb wie innerhalb des Hauses, daß sie einer Heimat entstamme, wo mit rohem Fleische gehandelt wurde. Sie benahm sich herrisch, ja gemein gegen Thomas, dem sie zu hören gab, ohne ihr Geld wär' er noch ein Hungerleider; sie benahm sich thöricht gegen ihren Sohn, den sie auspuckte wie einen Affen; plump gegen ihre Diensthoten, albern gegen alle Menschen. Thomas schämte sich ihrer, entwich ihrer Nähe, so viel er konnte, und brachte seine Abende in Gesellschaften zu, wo stark gespielt wurde. Dawider eiferte sie heftig und machte geltend, (worin sie nicht ganz Unrecht hatte), es sei ihr Geld, welches er verspiele. Man kann denken, welche Scenen das herbeiführte! Den kleinen Willibald erzog sie zum Spion. Das achtjährige Kind mußte hinter seinem Vater herschleichen, dessen Gänge zu belauern, und Herr Thomas Zirner fand sich

oft in großer Verlegenheit, wenn er am Spieltische Platz nehmend, plötzlich den kleinen Willibald in einem Winkel entdeckte. Um sich seines Schweigens zu versichern, gab er ihm Geld auf Näscherien, und da Papa besser bezahlte als Mama, wurde Mama schlecht bedient. Welchen Einfluß das auf des Knaben Charakter ausübte, ist leicht zu beurtheilen. Er wäre total verdorben worden, hätte Mama nicht das Einsehn gehabt, noch bei Zeiten dem wohlthätigen Fleischermeister nachzuahmen und plötzlich zu versterben wie Zener. Wir dürfen's Herrn Zirner nicht übel nehmen, daß sein Schmerz über diesen Verlust mäßig und bald geheilt war. Das erste Mal, sprach er, hab' ich Geld geheirathet; jetzt, wo ich selbst wohlhabend bin, will ich mir eine Frau suchen. Er war ein Mann nicht viel über dreißig Jahre, von gefälligem Aeußeren, sein Name hatte in der Geschäftswelt schon einen guten Klang . . . er brauchte nicht lange zu suchen. Elisabeth, eines höheren Beamten verwaisete Tochter, griff mit beiden Händen zu, als Thomas Zirner ihr seine Hand darbot. Und diese seine zweite Ehe schlug besser aus wie die erste. Paul und Bertha sind lebendige Zeugen häuslicher Eintracht und Zufriedenheit, welche nur in früherer Zeit bisweilen durch den rasch heranwachsenden, die Stiefmutter mit scheelen Augen betrachtenden Willibald gestört wurde. Nach und nach hatte sich dieser Widerwille gelegt, Gewohnheit hatte das Ihrige gethan, die schon im Knabenalter geldgierige Natur des Jünglings entwickelte sich nach dieser Richtung hin, der Sohn überbot den Vater bald in kühnen Plänen zu viel ver-

sprechenden Unternehmungen, und schon lange bevor sein Eintritt in die Firma als öffentlicher Compagnon erfolgte, konnte er für deren eigentliche Seele gelten. Herr Thomas hatte zur Zeit, wo wir ihn kennen lernen, die Kartenspielwuth fast gänzlich aufgegeben, um sie gegen die Börsenspielwuth umzutauschen, wobei Willibald ihm ermunternd zur Seite stand. Wie durften sich auch die möglicherweise zu erreichenden Gewinnste und drohenden Verluste am Spieltische messen mit jenen großartigen Aufregungen, welche irgend eine (wahre oder erfundene) Zeitungsnachricht hervorzubringen vermochte, wenn auf dem großen Geldmarkte eben so viele Tausende von Thalern auf dem Spiele standen, als bei der in der kaufmännischen Ressource irgend zu veranstaltenden höchsten Whistpartie jemals Groschen. Thomas Zirner und Compagnon glichen, die kleinen Notizbüchlein zur Hand, von ihren Galopins, den Herren Agenten und Mäklern umringt, commandirenden Generalen, welche im Kriege taktische Anordnungen, im Frieden Parolebefehle erteilen. Was sie sprachen, wurde gewissenhaft nachgeschrieben, gehorsam befolgt, willig ausgeführt. Sie waren eine Zeitlang an ihrem Plaze die Könige; deshalb auch schlecht zu sprechen auf jene, die als Fürsten einen Thron inne haben. Diese betrachteten unsere Geldkönige als Nebenbuhler um die ihnen gebührende Regierung. Denn Geld, sprachen sie, regiert die Welt; und da wir den Geldmarkt regieren, so gehört uns die Herrschaft. Daß die Ansprüche, welche hohe Geburt, alte Herkunft sich mitunter noch zu machen erlaubten, besonders verhaßt

sein mußten, versteht sich von selbst. Folglich hatten sie sich, wie bereits angedeutet, der Opposition im weitesten Sinne des Wortes angeschlossen, unbekümmert über die Inconsequenzen, welche dadurch zwischen ihrem politischen wie socialen Glaubensbekenntnisse, und ihrem zur Schwelgerei ausartenden Aufwande hervortraten. Unter denen, die sie als Gesinnungsgenossen begrüßten, mit denen sie stimmten, befanden sich Viele, die sich's zwar gelegentlich an ihrer Tafel vortrefflich schmecken ließen und manchen Becher kostbaren Weines auf's Wohl „so freisinniger, gesinnungstüchtiger Männer“ leerten; die aber darum doch vom Diner sich geraden Weges in diesen oder jenen „Verein“ begaben, um daselbst eine Lehre zu predigen, deren Kern auf totalen Umsturz, und daraus nothwendig hervorgehende Entwerthung jener Papiere deutete, in welchen der splendiden Gastgeber Macht, in welchen die Fundgrube ihres Reichthumes bestand. Vater Zirner hatte Stunden, wo ihm eine Ahnung dieser Widersprüche in seinem Dasein aufdämmerte. Zirner Sohn dagegen wußte dergleichen Besorgnisse zu verschweigen, was ihm bei des Vaters zerstreutem Wesen leicht wurde. Er galt für einen tapferen Demokraten, verstand auch sehr gut diese Rolle so zu spielen, daß er oberflächliche Beurtheiler täuschte. Wenn er die theuersten Pferde besaß, wenn er seine Wagen aus Paris, seine Reissättel aus London verschrieb, was nur Kenner bemerkten, hütete er sich doch sorgfältig, Kutscher und Diener in glänzende Livreen zu kleiden, wodurch er die Masse aufmerksam gemacht und herausgefordert hätte. Wenn er Jagdgerechtigkeiten

pachtete, trug er Sorge, daß die dazu gehörigen Reviere etliche Meilen von der Stadt entfernt lagen. Wenn er sehr bedeutende Summen an feile Weiber verschwendete, mied er doch jedes Aufsehen, und machte seine Geschenke von ihrer Discretion abhängig, indem er Jenen streng untersagte mit ihrer Schande zu prahlen. Und wenn, wie dies nun einmal unvermeidlich bleibt, Gerüchte seiner heimlichgehaltenen Verhältnisse sich erhoben, so schlug er sie kräftig nieder, indem er herb und laut auf die täglich überhand nehmende Corruption des hohen Adels schimpfte. So etwas hift bisweilen!

Im Uebrigen ging Herr Willibald Zirner seine eigenen Wege. Für gewöhnlich kam er zwar zu seines Vaters Mittagstisch, doch die Abendgesellschaften seiner Stiefmutter besuchte er selten oder nie. Bisweilen fand man ihn im Theater, stets vollkommen gleichgültig gegen das, was auf der Bühne gesprochen oder gesungen wurde, dennoch genau unterrichtet von Allem, was vor derselben, was hinter den Coulissen sich begab. Er blieb immer nur ein Viertelstündchen und verlor sich, sobald er eine gewisse Klasse der schönen Welt gemustert hatte. Wo er dann den Rest des Abends und was diesem folgt zubringen werde, das vertraute er auch seinen näheren Bekannten nicht, bei denen er für einen schlauen, mißtrauischen, „heimlichen Sünder“ galt. Doch galt er nicht minder für einen genialen, vom Glück begünstigten Geschäftsmann, für einen Millionair, und sie beneideten ihn, haßten ihn, verlästerten ihn . . . und beugten sich vor

ihm, sich geehrt fühlend, wenn er ihnen die Spitzen seiner Finger zum Symbol perfiden Handdruckes überließ.

Ganz anders stand es um Zirner, den Vater, der, in seinen Kreisen wenigstens, und bei der sogenannten Fortschrittspartei, (allerdings ein sehr ausgedehnter und kaum überschaubarer Begriff für eine von so verschiedenartigen Bestrebungen angeregte Zeitrichtung) allgemein beliebt war, als gutmüthiger, geselliger, lustiger Lebemann. Der hielt nicht hinter dem Berge; der machte kein Geheimniß aus seiner Lust am Genuße; der freute sich seines Reichthums vor der Welt, und gewährte ihr zugleich das Vergnügen sich über die posslerlichen Geschichten zu amüsiren, die er als Zerstreuter von Ruf theils wirklich lieferte, die theils nur auf seine Rechnung erfunden und verbreitet wurden. Man citirte ihn als eine psychologische Merkwürdigkeit, weil er fähig sei, diese Unart seines Geistes zu beherrschen, so lange der Kaufmann, der Bankier in ihm vorwalte; weil er in Ziffern, Zahlen, Rechnungen niemals Verwirrung anrichtete. Doch, setzte man hinzu, macht er sich's in allen andern Dingen desto bequemer, und entschädigt sich für den Zwang, den er sich auf dem Comptoir und an der Börse auslegen mußte, nachher durch die prächtigsten Confusionen. Ein vorzüglich dafür geeigneter Boden fand sich auf dem Landgute, welches Zirner, der Vater, kürzlich aus der Masse eines bankerott gewordenen Hypothekarschuldners angekauft. Dieses keineswegs fruchtbare, doch ziemlich große „Dominium“ lag eine Meile von der Stadt entfernt, in

sandiger Ebene. Auf irgend einen Ertrag durch landwirthschaftlichen Betrieb war nicht zu hoffen; doch das Wohnhaus, von hübschen Baumgruppen umgeben, konnte leicht (wofern nur kein Geld beim Umbau und bei der Einrichtung gespart wurde) in einen reizenden, kleinen Palast verwandelt, aus den verwilderten Anlagen ringsumher konnte durch einen kunstsinigen Gärtner binnen kurzer Frist der anmuthigste Park geschaffen werden. Das genügte dem Käufer. Was fragte Thomas Zirner danach, ob auf den Ackerfeldern „zwei, oder in trockenen Jahren kaum ein Korn“ eingeerntet wurde? ob die ausgedörrten Wiesen nicht Gras genug brachten, so viel Kühe zu füttern als nöthig wären, hinreichend Milch und Butter für die Kühe zu liefern? Das mangelnde Futter mußte gekauft werden, und wer achtete auf solche Kleinigkeiten? „Mandelsdorf“ — (es hatte ursprünglich nomen et omen geführt und „Mangelsdorf“ geheißen; doch einer der vorigen Besitzer wußte das traurige g in ein heitres, an die Mandelblüthe der Bergstraße erinnerndes d umzuwenden!) Mandelsdorf wurde für den geringen Preis von vierzig und etlichen tausend Thalern, von denen obendrein die bereits verloren gegebene Hypothek abging, folglich „spottwohlfeil“ sub hasta erstanden, und Reparaturen, Gartenanlagen, Neubauten und glänzende Einrichtung kosteten „höchstens“ eben so viel. Wie gesagt: nicht der Rede werth.

Die Zirner'schen Damen hätten am liebsten schon den vergangenen Sommer in ihrem neuen Besizthume zugebracht, doch dagegen lehnte sich der sorgsame Haus-

arzt auf. Maler, Stuccaturarbeiter, Tapezierer, Tischler und Anstreicher waren erst im Juni fertig geworden; es schien nicht rathsam, sich „zu exponiren!“ Feuer nun sollte der Einzug vor sich gehen, und durch ein großes Gastgebot feierlich begangen werden. Ein „Einweihungsfestchen, aber aus dem FF,“ sagte Herr Zirner senior, sich seelenvergnügt die Hände reibend.

Es ist in der Stadt über Sommer nicht auszuhalten, riefen Frau Elisabeth und Fräulein Bertha, einmal über das andere; man erstickt. Und auf Reisen, oder in Bädern entbehrt man doch zu viel angewohnten Comfort. Wir beziehen unser Schloß; die Herrschaft Mandelsdorf liegt so nahe bei der Stadt, daß alle Bedürfnisse leicht zu haben sind; da haben wir unser „zu Hause“ und genießen zugleich das Landleben. An Fremdenzimmern fehlt es auch nicht; dafür ist eigens der zweite Stock aufgesetzt worden. Es soll recht „gemüthlich“ bei uns zugehn! —

Willibald lächelte ironisch zu solchen Exclamationen. Sein verächtliches Schweigen sagte deutlich genug, wie geringe Ansprüche er mache, als Theilnehmer dieser „gemüthlichen“ Existenz aufzutreten. Wer mich in dieser Streusandbüchse steht, dem erlaub' ich, mir Tinte vorzusetzen statt Wein, und ich will sie trinken. Einen unsinnigeren Ankauf hat man noch nicht erlebt. Nun, der Alte kann mit seinem Gelde umspringen, wie's ihm beliebt; ich habe nichts damit zu schaffen. Aber wenn er so fortfährt . . . dergleichen Aeußerungen erlaubte sich hier und da der Theilhaber jener berühmten Firma:

„Thomas Zirner & Comp.“ — Auch gab er nicht un-
deutlich zu verstehen, die ganze Herrlichkeit des Hauses
entspringe doch einzig und allein aus dem Vermögen
seiner verstorbenen Mutter, und es könne wohl der Tag
anbrechen, wo er ein Conto pro errata reguliren und
salbiren werde. Niemand von Allen, denen solche be-
denkliche, leicht hingeworfene Drohungen zu Ohren
kamen, fand sich veranlaßt, Herrn Thomas Zirner
darüber Bericht zu erstatten; denn Niemand wollt' es
mit ihm verderben. Doch was ihm verschwiegen blieb,
wurde desto eifriger hinter seinem Rücken besprochen,
und so war es möglich, daß neben des Mannes großem
öffentlichen Credit und Ansehn mancherlei Zweifel und
Bedenklichkeiten im Verborgenen hinschlichen, welche
dann irgend ein gewaltiger Coup, eine kühne, gelungene
Speculation auf einige Zeit wieder verschlechte, doch
niemals völlig vernichtete.

Wenn nun Willibald von den Berathungen, die
man im väterlichen Hause pflog, das Mandelsdorfer
Fest betreffend, sich fern hielt, so zeigte sich sein Halb-
bruder Paul desto bereitwilliger, thätigen Antheil zu
nehmen. Die Liste der einzuladenden Gäste bot erheb-
liche Schwierigkeiten dar. Da gab es ein ewiges Namen-
auffschreiben und Wiederausstreichen, ein Zusammen-
zählen, Abziehen, Zusetzen und Wegnehmen. Getanzt
sollte doch auch werden! Paul hätte für sein Leben gern
mehrere Offiziere auf's Verzeichniß gestellt, um zwischen
diesen seinen Freund Robert mit einzuschwärzen. Die

Damen machten keine Einwendungen. Doch der Vater sprach sein heftigstes Veto aus: „Das hätte mir grade gefehlt, die aufgeblasenen Junker mit guten Bissen zu stopfen, ihnen meine theuersten Weine Preis zu geben, damit sie sich faul und vornehm eilliche Male im Saale herumdrehen, als ob sie uns eine Gnade erwiesen, und dann von ihnen über die Achsel angesehen zu werden! Sie sollen nur in ihre aristokratischen Assembles laufen, wo sie für magere Kost und schlechten Trunk robotten müssen. Wir bleiben unter uns!“ —

Was mit diesem „unter uns“ eigentlich gemeint, und welche Eigenschaften erforderlich gewesen, um in seinem Sinne dafür zu passen, mag der gutmüthige, doch stets zerstreute Festgeber sich wohl selbst nicht ganz deutlich gemacht haben. Er wußte eben nur, wen er nicht bei sich sehen wollte; im Uebrigen ließ er die Mutter mit ihren beiden Kindern im Vereine wählen, prüfen und bestimmen. Bald sprach die ganze Stadt von der Einweihung des Mandelsdorfer Schlosses. Hätten Zirner's belauschen können, was und wie davon gesprochen wurde, . . . nicht allein von den Uebergangenen, die vergeblich auf eine Invitation geharrt, sondern auch von den Eingeladenen; und von diesen zumeist . . . wahrscheinlich würden sie, irgend einen Krankheitsfall vorschüßend, von der Idee abgegangen sein. Das neuangekündigte Prachtwerk Zirner'scher Eitelkeit wurde, schon eh' es erschien, mit boshaften Vorreden geschmückt, welche von mancherlei Gedankenstrichen und Ausru-

fungszeichen aus Willibald's Feder durchschossen waren. Unterdessen schritten die Anstalten im großartigsten Maßstabe weiter, und der vielbesprochene Tag rückte näher und näher.

III.

Robert von Randlau hatte zwar, wie verabredet, jenen Abendbesuch bei Paul Zirner abgestattet; hatte sich auch mit dem heitern, herzlichen Burschen, der ihm sowohl persönlich, wie auch als Bertha's Bruder sehr zusagte, recht angenehm unterhalten . . . war aber ein zweites Mal nicht gekommen. Ihm blieb der Gedanke peinlich, daß er sich gleichsam versthohlen zu dem jungen Freunde schleichen, daß dieser ihn heimlich empfangen müsse. Der dicke Pförtner am großen Eingangsthor, genährt und aufgetrieben von jener Insolenz der Geldaristokratie, welcher jegliche Humanität, bis auf die oberflächlichsten Formen hinab mangelt, und welche sich nur vor Goldesklang beugt oder krümmt, hatte den armen Secondelieutenant, dessen Uniform hinreichend verkündete, daß er nicht im Vorderhause auf Empfang hoffe, einem förmlich beleidigenden Examen unterworfen. Dabei hatt' er ihn, den Schlanken, von oben bis unten mit halb geringschätzenden, halb mitleidigen Blicken gemessen, als wollt' er sagen: Du magst wohl verdammt schmale Bissen essen; da sieh' mich an! Bei uns geht's ein Bißchen anders zu! — Robert, so jung er war, besaß eine Festigkeit des Charakters, die ihn vor jeder Selbsterniedrigung schützte und bewahrte, auch da, wo die auf-

regenden Gefühle mächtig erwachender Liebe ihm zur Entschuldigung gereicht hätten. Er beherrschte sich, und zog sich von fernerm Verkehr mit Bertha's Bruder zurück, weil er es seiner unwürdig fand, eine zufällige Begegnung mit ihr hinterlistiger Weise unter dem Deckmantel der Freundschaft zu erschleichen. Diese Gewissenhaftigkeit machte ihn kälter und zurückhaltender gegen den jungen Zirner, als er innerem Antriebe zufolge sonst gewesen sein würde. Denn, wie schon bemerkt, der muntre Student sagte ihm sonst zu, that auch seinerseits Alles, den ungerechten Groll, welchen sein Vater gegen Offiziere im Allgemeinen kundgab, herzlich auszugleichen. Wo sie sich sahen, wechselten sie wohlwollende Worte, Jeder empfindend, daß Etwas zwischen ihnen stehe, was sie zwar trenne, was sie doch nicht hindern könne, sich gut zu sein.

Am Sonnabend vor dem großen Feste (denn dieses war auf einen Sonntag anberaumt), fand Robert, wie er, zwischen zierlich geordneten Vorräthen des Blumenmarktes einhergehend, die Fülle derselben bewunderte und an deren Dufte sich labte, mitten im buntesten Gewühl den lebhaft gesticulirenden Paul, der den erstaunten Verkäuferinnen höchst anzügliche Bemerkungen über erbärmlichen Betrieb ihres Handels zu hören gab. „Was Teufel,“ fragte er Jenen lachend, „was haben die holden Priesterinnen Flora's Ihnen zu Leide gethan?“

„Die holden Priesterinnen Flora's sollten von Magistratswegen verhalten werden, mit dürren Besenreisern zu handeln, anstatt sich für Blumenmädchen ausgeben

zu dürfen. Denken Sie sich, daß ich auf dem ganzen Markte keine Camellien finde!"

„Das glaub' ich wohl; im August ist ihre Zeit vorüber.“

„Was Zeit! Für Geld muß man Alles bekommen, und zu jeder Zeit. Wenn ich sie bezahlen will und kann, hab' ich Kirschcn und Erdbeeren im Januar. Weshalb jetzt keine Camellien? Ich bin förmlich in Verzweiflung. Meine Schwester verlangt nun einmal weiße Camellien; sie will morgen zum Feste einen Kranz davon im Haare tragen; ich hab' ihr mein Cerevis gegeben. Was soll ich nun beginnen? Bei allen Kunstgärtnern bin ich herumgelaufen; nirgend nur ein dürftiges Knöspschen. Und hier auch nicht. Ich traue mich gar nicht hinaus. Bertha wird mich beschuldigen, es liege an meiner Faulheit. Sie, die mir schon so häufig aus Verlegenheiten geholfen, die jedem Wunsche, den ich äußere, zuvorkommt . . . sie begehrt endlich einmal etwas von mir, und ich kann eine solche Kleinigkeit nicht für sie herbeischaffen!"

„Ihre Damen befinden sich nicht in der Stadt?"

„Das ist ja eben mein Unglück. Sie sitzen schon seit einer Woche in dem vermaledeiten Mandelsdorf. Wären sie hier, so könnte Bertha sich selbst überzeugen, daß ich keine Schuld trage.“

„Sie wird in Ihre Versicherungen keinen Zweifel setzen, Paul! Und sanft, wie sie ist, wird sie mit einem Kranze von zarten weißen Rosen auch vorlieb nehmen. Davon haben Sie hier ganze Massen zur Auswahl.“

„Es bleibt mir freilich nichts Anderes übrig. Aber

ich werde mich schämen wortbrüchig vor ihr zu erscheinen.“

„Fahren Sie heute noch hinaus?“

„Ich werde wohl müssen; aber so spät wie möglich; damit sie nicht Zeit findet mich auszuschelten.“

„Es wird so schlimm nicht sein . . . viel Vergnügen!“

— Dies rufend, entfernte sich der Lieutenant raschen Schrittes und ließ den Studenten die ihm dargebotenen Rosen musternd zurück.

Aber wohin begiebt sich Robert? Welch' seltsamen Weg schlägt er ein? Durch Gassen und Gäßchen eilt er einer abgelegenen Stadtgegend zu, wo selten Spaziergänger zu erblicken sind, wohin sogar das Geräusch und Gewühl städtischen Treibens nicht dringt; wo eine stille, wenig bewohnte Vorstadt sich in einzeln stehende kleine Häuschen hinter kleinen Gärtchen verliert und auflöst; wo Leute zu hausen scheinen, die keinen Anspruch mehr an's Leben machen, außer den, wenn auch in Dürftigkeit, es doch in Ruhe zu beschließen.

„Hier herum,“ sprach Robert zu sich selbst, „muß es sein, wo ich dieser Tage den mit Knospen und Blüten geschmückten Camellienbaum sah; vor dem Fenster an einem der nächsten Häuser . . . wenn ich nicht geträumt habe? Zwar, das wäre schon möglich. Denn wie ein Träumender geh' ich ja oft umher, wenn ich an Sie denke; und an Sie dacht' ich . . . aber nein; grade weil ich beim Anblick der jetzt selten Blumen mir sagte, wie schön sie auf Bertha's dunklen Locken prangen würden! grade darum kann es kein Spiel der Einbildung gewesen

sein; und war's auch nicht, denn siehe, da steht der Baum in voller Pracht! Nun heißt's die rechten Worte finden, die der Besitzer Herz erweichen. Mit Geld allein wird's bei solchen Blumenfreunden, die ihre Lieblinge so sorgsam pflegen und so glücklich erziehen, nicht gelingen. Und überdies . . . ich hab' ihnen keine großen Schätze zu bieten."

Er schritt einigemale vor dem offenen Fenster auf und ab, seine Bewunderung recht zur Schau tragend, damit die beiden alten Leute im niedrigen Gemach, ein Mann und eine Frau, ihn bemerken möchten. Doch diese, wahrscheinlich an dergleichen, ihren kleinen schwebenden Gärten dargebrachte Huldigungen schon gewöhnt, ließen sich in ihren häuslichen Geschäften nicht stören. Sie gingen ab und zu, ohne den Herrn Lieutenant sonderlich zu beachten. Erst als dieser, voll Ungebuld die Unterhandlungen zu beginnen, den Kopf zum Fenster hinein steckte, und mit einschmeichelnder Stimme fragte: „Sagen Sie mir, wie fangen Sie's an, jetzt noch so köstliche Camellien hervorzuzaubern?“ regte sich der gerechte Stolz des schlichten Paares, und Beide traten herzu, ausführlichen Bescheid zu ertheilen. Das Gewächs habe über Winter gekümmert und getränkt; im März und April, während seine Geschwister überall blühend lebten, sei es dem Absterben nahe gewesen; doch einige „Kunststreich“ Begießungen (ein Familiengeheimniß) haben es vom Tode gerettet; im Monat Juni hab' es sich völlig aufgerafft, und nun hole „das gute Ding“

fleißig und eifrig nach, was es im Frühjahr versäumen mußte.

Sie redeten von der Pflanze wie von einem Lieblingskinde, welches am Rande des Grabes gestanden hätte und ihnen neu geschenkt wäre; wobei sie nicht unterließen ihren andern grünen Kindern, die sich auf hölzernen Gestellen vor und neben ihnen thürmten, beschwichtigende Blicke zu gönnen, als wollten sie ihnen nicht wehe thun.

Durch diese Pietät wurden Robert's Hoffnungen gar sehr herab gestimmt. Er begriff, daß er hier mit großer Vorsicht zu Werke gehen müsse, sollten die redlichen Leute seinen Wunsch erfüllen. In edlen Seelen waltet stets ein inniges Mitgefühl für zarte Empfindungen, mögen sich diese noch so kindlich, ja kindisch darstellen; nur selbstsüchtige, rohe Naturen versagen den liebenswürdigen Schwächen ihrer Mitmenschen theilnehmende Achtung. Und hätte Robert alle Taschen von Goldstücken angefüllt getragen, er wäre nicht im Stande gewesen, mit einem schönen Gelbangebot zu beginnen. Er leitete folglich (immer durch's Fenster) das traulichste Dreigespräch ein, worin er bald erfuhr, der alte Ottmar, eines Gärtners Sohn, sei selbst gelernter Gärtner gewesen, bis man ihn vor wenigen Jahren wegen Alter und Kränklichkeit aus dem letzten Dienste entlassen. Mit dem, was er sich in mehr als vierzigjähriger Mühwaltung zusammengespart, hab' er sich dies Häuschen gekauft, und „seine Alte“ habe ihre paar Groschen, die sie

von den Eltern ererbt, dazu gelegt. Freilich wohl hat's noch nicht zugereicht, fuhr er fort, und etliche hundert Thaler Schulden, die wir mit fünf Procenten verzinsen, hasten noch auf dem Grundstück. Das machte weiter nichts, und sind wir ganz erträglich durchgekommen, nur daß anjeto die Wohnung über uns, eine Treppe hoch, leer steht, schon in's zweite Quartal; das macht ein garstig Loch in die Rechnung; denn wer die einzelnen Groschen genau zählen und jeden dreimal umdrehen soll, eh' er sie weggiebt, dem dürfen keine Thaler ausbleiben.

„Aber wie geht es zu, daß sich kein Miether findet?“

„Miether fänden sich genug und melden sich tagtäglich; nur daß sie uns nicht gefallen. Verdächtiges Volk können wir in unserem Häuschen nicht gebrauchen. Hier muß Ordnung, Sauberkeit, Ruhe und Fleiß herrschen. Meine Alte denkt in diesem Punkte grade so wie ich. Sie spart sich's an Kaffee und Zucker ab, ich am Tabak . . . na, haben wir doch unsere Blumen!“

Robert's Ausichten auf Eroberung der heiß ersehnten Camellien schwanden immer mehr. Dennoch wollt' er nicht völlig entsagen, und um Frist zu gewinnen, bat er, man möge ihn die leerstehende Wohnung in Augenschein nehmen lassen; vielleicht fände er Gelegenheit, sie einer stillen, anständigen Familie zu empfehlen?

„Nu, damit,“ meinte Ottmar, „wird's wohl gute Wege haben; die Familien, mit denen solch' ein „adrettes“ Offizierlein bekannt ist, werden sich schwerlich entschließen hier zu wohnen, am Ende der Welt und in

Stübchen wie die unsrigen. Indessen wenn Sie die paar Stufen hinaufsteigen wollen . . . müde wird Sie's nicht machen."

Es waren zwei Zimmer, eine Kammer und eine Küche; reinlich gehalten, weiß übertüncht, um Weniges höher als die Räume im Erdgeschos, dabei hell, behaglich, heimlich.

„Hier fehlt nichts,“ rief Robert, „als der grüne Schmuck Ihrer Gemächer, dann müßte sich's gut leben zu Zweien oder Dreien. Päg' Ihr Häuschen nicht so weit ab von meinen Berufswegen, ich würde mich glücklich fühlen, hier zu wohnen. Wie hoch schlagen Sie den Miethzins jährlich an?“

„Von Leuten, die keinen Unfug machen und für uns passen, würd' ich nicht mehr verlangen als achtundvierzig Thaler.“

„Das ist ja halb geschenkt.“

„So viel brauch' ich auf Steuern und auf die Zinsen an meinen Hypothekengläubiger. Damit begnüg' ich mich. Wenn's nur schon da wäre! Nächstes Quartal sieht's garstig aus. Fehlen mir noch zwölf Thaler; die müssen bis zum Michaelisternin zusammengekrakt sein.“

„Die könnten Sie spielend erwerben, wenn Sie . . .“

„Was, Herr Lieutenant?“

„Wenn Sie eine Scheere hervorsuchen und die Blüten des Camellienbaumes mit selbiger abknipsen wollten. Es werden mindestens ein Duzend daran offen stehn, und einen Thaler für jede durch die Bank giebt der Kauflustige mit Vergnügen. Bleiben Ihnen noch eben so

viele Knospen und Knöspschen, die binnen vierzehn Tagen auch Blüthen sind und den Abgang ersetzen."

„Also darauf war's abgesehen?"

„Ja, ehrlich gesagt, deshalb bin ich heute herausgelaufen. Es liegt mir viel, viel mehr als Sie denken können, an Blumen dieser Gattung zu einem Kranze; nirgend giebt es welche; ich besann mich, an Ihrem Fenster gesehen zu haben . . ."

Der Alte sah den in gespannter Erwartung dastehenden schmucken Offizier zweifelnd an.

„Junger Herr," sagte er, „ich traue der Sache nicht und schlage sie Ihnen rundweg ab; sie verträgt sich nicht mit meinem Gewissen."

„Alter Mann, ich bin weder reich, noch leichtsinnig. Ich bin ein blutarmer, aber ein ordentlicher Mensch. Ich lebe von meiner Gage und habe keinen Pfennig Schulden. Mehr brauch' ich nicht zu sagen. Sollten Sie aber an meiner „Solvenz," wie die Kaufleute sagen, zweifeln? Hier, überzeugen Sie sich: zwei Fünfsthalerscheine, ein harter Thaler, und an kleinerer Münze wenigstens noch drei . . . Sie sehen . . ."

Jetzt mengte sich Frau Christine Dttmar in's Gespräch: „Alter," sprach sie, „laß mich meinen Senf auch dazu geben. Können wir wissen, ob nicht das ganze zukünftige Schicksal des jungen Herrn grade von dieser Gabe abhängt? Der liebe Herrgott führt die Seinen wunderbarlich. Immer möglich, daß an unsre Blumen die Entscheidung für des Offiziers ganzes Leben geknüpft ist. Er will vielleicht sein letztes Geld daran wenden . . ."

„Das soll er eben nicht; und ich darf's nicht annehmen.“

„Nein, das soll er auch nicht! Und Du sollst's auch nicht, Alter, Du sollst ihm die Blumen schenken!“

„Das kann ich nun wieder nicht annehmen. Eh' ich sie geschenkt nehme, eh' ich redlichen, kümmerlich-lebenden alten Leuten ihre einzige Freude raube, ohne ihnen einen kleinen Ersatz dafür bieten zu dürfen, gebe ich meinen Plan auf; das ist gewiß.“

„Wir wollen's einrichten, daß jeder Theil seinen Willen hat. Du schneidest ihm die Blumen ab und er giebt uns fünf Thaler; da behält er noch so viel, daß er zum trocknen Brot einen Bissen Braten schmausen kann, und für uns sind die fünf Thaler eine hübsche Hilfe. Sind Sie damit einverstanden?“

Robert zögerte.

„Es ist ein Vorschlag zur Güte,“ rief Ottmar; „gieb mir die Scheere her!“ Bevor noch Robert wiederholte Einsprache thun konnte, waren die Camellien schon von ihren Mutterästen getrennt, mit kunstfertiger Hand in eine schützende Umhüllung von Papier geschlagen, Frau Ottmar hatte einen Fünfsthalerschein an sich genommen, das übrige Geld in Robert's Ledertäschlein geschoben, und dieses zwang sie ihm freundlich auf, während ihr Mann ihm die Blumen überreichte. „Gott gebe,“ sprach der Letztere, „daß meine Alte richtig prophezeit; daß unsere Pfleglinge Ihnen Glück bringen!“

„Ich bleib' in Ihrer Schuld,“ sagte Robert herzlich, doch schon auf dem Sprunge. Und hinaus war er mit

den erbeuteten Schätzen. Als er von der Straße noch einmal durch's Fenster hinein dankte, erwiderte die alte Frau: „Wenn Sie glauben, daß Sie uns etwas schuldig sind, können Sie die Schuld leicht abtragen: Sie brauchen uns nur gelegentlich einmal Nachricht zu geben, wie Ihr Geschenk aufgenommen wurde.“

„Ein Wort, ein Mann!“ klang es aus der Ferne zurück.

* * *

In Mandelsdorf sah es aus, wie es am Vorabend eines üppigen Festes nicht anders sein kann; in der Küche wurde geschlachtet, gewürzt, gerupft, abgehäutet, abgeschuppt, gebacken, gesotten, gerührt; der „Chef“ (so beliebten diese Herren sich von ihren Lehrlingen und Hilfsmädchen tituliren zu lassen, indem sie das „de cuisine“ unterschlagen) hezte seine deutschen Sklaven und Sklavinnen mit französischen Flüchen umher, schrie nach der Ausgeberin, die er „vieille carcasse“ schimpfte; warf mit vollen Händen frische Butter in's Herdfeuer; schrie wie ein Befehlner; und ließ den Inhalt jener Weinflaschen, die er für Gelatinen, Compote und Cremes requirirt, zur Hälfte durch seine Gurgel rinnen. Der Gärtner, noch ganz niedergeschmettert von den Vorwürfen, mit denen er überschüttet worden, weil seine Camelliensträucher keine Blüten trugen, das heißt: längst abgeblüht hatten, schleppte im Schweiß des Angestriches Näpfe und Kübel in den Tanzsaal hinauf, um diesen, so wie die daran stoßenden Gesellschaftszimmer so viel wie thunlich in Gärten umzuwandeln. Im obern, neu auf-

gesetzten Stockwerke waren leuchtende Stubenmädchen beschäftigt, Gastzimmer einzurichten, sie mit hundertei kleinen Bequemlichkeiten auszustatten, in denen holde Tänzerinnen, ihre Toiletten zu repariren, einen ungeführten Zufluchtsort finden sollten.

Frau Zirner und Bertha hatten wohl einige Wanderungen durch all' diese Schaupläge convulsivischer Thätigkeit unternommen, doch ohne tieferes Eingehen in die Ausführung ihrer Anordnungen, was ihnen zu langweilig und umständlich gewesen wäre. Sie saßen jetzt, den wundervollen lauen Abend genießend, in dem zeltartigen Vorbau, welcher die zum „Schlosse“ führende Freitreppe bedeckte, und schwelgten in der langen Liste der Eingeladenen, Namen für Namen wiederholend, jedwem ein Kleckschen anhängend. Herr Thomas Zirner war mit der Dämmerung angelangt. Er wiegte sich auf amerikanischem Schaukelstuhl, blies den Rauch einer „Sechsgroschen-Cigarre“ voll Behagen von sich, verfolgte die zartgekräuselten blauen Wölkchen mit Kennerblicken auf ihrem leichten Zuge nach den in hohen Glasglocken brennenden Kerzen hin, über denen sie sich dann langsam verzogen. „Rauch ist alles ird'sche Wesen!“ flüsterte er einigemale, worüber seine Tochter sehr erstaunte, und ihn fragte: „Aber Vater, wie kommst Du darauf einen Dichter zu citiren?“

„Weiß ich's? Die Worte drangen sich mir unwillkürlich auf. Es ist mindestens dreißig Jahre her, daß ich nicht mehr daran dachte, und jetzt erinnere ich mich lebhaft; Schiller's Stegessäfest war mein Lieblingsgedicht,

wie ich in Deinem Alter seine Verse verschlang. Sonderbar! So lange haben sie von Ziffern und Rechnungen verdeckt in meinem Gedächtniß begraben gelegen und jetzt auf einmal . . . hat sich Paul noch nicht blicken lassen?"

„Der wird sich heute nicht mehr zeigen. Er gab mir das Wort, nicht ohne Camellien oor mir zu erscheinen; wahrscheinlich sind sie ihm erst für morgen früh versprochen worden. Desto besser; dann sind sie noch ganz frisch, und brauchen nicht erst in den Keller gestellt zu werden.“

„Glaub' ich doch kaum, daß er sein Wort zu halten vermag. Wo giebt es jetzt Camellien?"

„Für Geld giebt es Alles.“

„Das ist freilich wahr; doch nur bis auf einen gewissen Grad. Daß ein Baum oder Strauch über Nacht Knospen und Blüthen hervorbringen sollte, ist mir unwahrscheinlich; sogar wenn ihm eine Million versprochen würde.“

„Mach' mir doch nicht bange, Vater. Ich muß Camellien haben; mein ganzer Anpuß ist darauf eingerichtet; mir wäre der morgige Tag verdorben ohne Camellien.“

„Du bist ein Kind. Ist's nicht völlig gleichgiltig . . .“

„Das verstehst Du nicht, Thomas. Ihr Männer versteht von solchen Sachen überhaupt nichts.“

„Und Ihr Weiber vergeßt, für wen Ihr Euch schön macht. Die feinen Nuancen entgehen denjenigen, denen Ihr gefallen wollt.“

„O Vater, wer sagt Dir denn, daß wir uns ge-

schmackvoll kleiden, und alle Sorgfalt auf unsere Toiletten richten, um Euch zu gefallen? Wir bestreben uns, und lassen's uns die größte Mühe kosten, den Neid unserer Freundinnen zu erwecken. Für Euch Herren wäre bald Etwas gut genug."

"Das muß ich loben. Da redet doch einmal Eine aufrichtig. Sobald Du diese Absicht eingestehst, bin ich befriedigt. Ihr treibt's mit Euren Toiletten, wie wir mit unsern Geschäften. Ein Bißchen Schadenfreude ist immer dabei, wenn es uns gelingt, einen fetten Bißchen den besten Freunden vor der Nase wegzuschnappen, und dann von ihnen beneidet zu werden. Das ist der Lauf der Welt. In solchen Surprisen ist Willibald Meister."

"Apropos, von Willibald: werden seine Gestrengen sich nicht herablassen, dem ländlichen Feste in Mandelsdorf ihrer huldreichen Gegenwart Ehre zu schenken?"

"Weit entfernt von solcher Herablassung. Willibald hat vorgestern einen Ausflug nach Hamburg gemacht; die Wahrheit einzugestehen, hauptsächlich um nicht hier sein zu dürfen. Denn daß er einige Geldsachen vorhabe, die eben so leicht brieflich abgewickelt werden könnten, halt' ich für leeren Vorwand."

"Nicht sehr schmeichelhaft für uns."

"Was ist da zu reden? Es liegt in seinem Wesen so. In eleganter Gesellschaft fühlt er sich nun einmal nicht heimisch; chacun à son goût! . . . Heda, guter Freund, was beliebt?"

Dieser Zuruf galt einem Menschen, der sich vergeblich bemühte, das Thor jenes aus dickem Eisendrath geflocht-

tenen Gitters zu öffnen, womit der grüne Platz vor dem Hause umgeben war. Man sah ihn im Dunklen nur undeutlich. Er antwortete zurück, und zwar mit heiserem, unverständlichem Tone: „Ich kann den Drücker am Schlosse nicht finden.“

„Ist auch nicht von Nöthen. Scheert Euch von dannen, und ohne Aufschub, sonst werd' ich Leute rufen, die Euch Beine machen. Es sezt Nichts, verlaßt Euch d'rauf.“

„Ich verlange gar Nichts, Herr; ich bringe Etwas.“

„Höchstens einen Bettelbrief.“

„Ich bringe Blumen für's Fräulein.“

„Ach, das ist ein Bote von Paul; erlaube, Vater!“

— Schon eilte Bertha hinab, und ließ sich über die pfeilartigen Stäbe des Eisennezes ein Carton reichen.

„Paul ist doch ein braver Junge!“ rief sie ihren Eltern zu. Und dem Boten, der eine blaue Blouse trug und eine Mütze mit breitem Schilde tief in's Gesicht gedrückt hatte, sagte sie freundlich: „Wartet einen Augenblick, ich schick' Euch ein gutes Trinkgeld.“

„Bin bezahlt, reichlich!“ entgegnete Jener . . . und man hörte ihn rasch davonlaufen. Wär' es aber nicht finster gewesen, so würde man ihn wohl gesehen haben, wie er leise wieder näher schlich, auf den Fußspitzen behutsam über den knirschenden Kiessand des Fahrweges schreitend, und wie er sich hinter Gebüsche verbarg, aus denen er beobachten konnte, was im Zelte vorging. Bertha öffnete den Carton und ließ ein lautes: „Sieh, Mutter, wie schön!“ erschallen. Sogar Herr Zitrner

stimmte in die Bewunderung der Damen und in Bertha's Anerkennung für die Verdienste ihres Bruders ein: „Das hätt' ich dem Jungen nicht zugetraut, daß er einen so schwierigen Auftrag so glorreich auszuführen Umsicht und Geduld besitze. Er muß förmliche Entdeckungsreisen durch sämtliche Handelsgärtnerereien unternommen haben!“

Es wurden dienstbare Geister herbeigerufen, eine Schüssel mit feuchtem Sande angefüllt wurde gebracht, in diesen steckte Bertha die Stiele der Blumen und befahl, sie in dem kühlsten Winkel des Kellers zu bergen. „Dann,“ sagte sie triumphirend, „werden diese Prachtstücke morgen frisch sein, wie wenn sie eben erst abgeschnitten wären; und keine Andere wird ihres Gleichen tragen. Oh, der gute, liebe Paul! hätt' ich ihn hier, wie wollt' ich ihn abküssen!“

„Ich vermuthe,“ sprach der Vater, „Du wirst sehr bald in der Lage sein, diesen Wunsch zu befriedigen, denn ich höre einen Reiter die Straße entlang traben, der sich uns nähert.“

„Das kann Paul nicht sein, lieber Mann. Weshalb hätt' er dann erst einen Expressen mit den Camellien herausgejagt, die er leicht selbst befördern konnte?“

„Und dennoch ist er's, denn er wendet sich den Stalungen zu, wie Ihr bemerken werdet. Jetzt hält er an . . . jetzt steigt er ab . . . jetzt übergiebt er sein Pferd dem Kutscher . . . jetzt geht er quer über den Hofraum . . . jetzt bellen ihn die Hunde an, die der Wärter schweigen heißt . . . jetzt steht er am Gitter . . . jetzt . . .“

„Bertha, laß' mich ein! ich komme mit dem vermaledeiten Drücker nicht zu Stande! Aber wähne nicht, mein Ungeschick rühre davon her, daß ich Deine Camellien trüge. Ich komme mit leeren Händen.“

„Und ich empfangе Dich mit vollem Herzen,“ rief die Schwester, indem sie ihn zärtlich umarmte.

„Du bist ausnahmsweise ein galanter Bruder gewesen, mein Sohn, und Du verdienst alles Lob.“

Auch der Vater lobte ihn und fragte angelegentlich, welcher Gärtner ihm so ausgesuchte Waare geliefert? Denn solchen Mann, setzt' er huldvoll hinzu, muß man protegiren.

„Habt mich nur zum Besten,“ erwiderte Paul Kleinfaut. „Ich muß Euren Hohn demüthig über mich ergehen lassen und mich mit dem Bewußtsein trösten, daß ich mir die ersinnlichste Mühe gab, Bertha's Eigensinn zu befriedigen. Meine Schuld ist es nicht, daß Du morgen mit einem Kranze von weißen Rosen vorlieb nehmen sollst. Wenigstens werden es die zartesten sein, die sich in dieser Nacht erst aus Knospen zu Blüthen aufthun, und ich habe Sorge getragen, daß sie kurz vor Beginn des Balles eintreffen.“

Die Eltern und die Schwester blickten ihn und sich fragend an. „Rappelt's bei Dir, Paulus? Was lamentirst Du von weißen Rosen, als ob ein Leichenschmuck bestellt wäre? Hast Du mir nicht die herrlichsten Camellien geschickt, die jemals auf dunklen Haaren prangten? Hab' ich Dir nicht für jede einen schwesterlichen Kuß gegeben?“

„Ich? Dir geschickt? Camellien? Gestatte mir eine „Retourchaise,“ und lasse mich fragen, ob's nicht bei Dir rappelt? Wer hätte Dir meine Sendung überbracht?“

„Ein fremder Mensch; eine Art Dienstmann. Vor zehn Minuten. Die Blumen sind eben erst in den Keller gebracht worden.“

„Und sagte der „fremde Mensch,“ wer ihn schickte? Sagte er, daß sie von mir kämen?“

„Das grade nicht. Aber von wem sonst sollten sie kommen?“

„Ja freilich, von wem sollten sie kommen? Es wußte ja Niemand . . .“ hier hielt er plötzlich inne und schwieg verlegen.

„He?“ fragte der Vater, „Du verstummst? Bist Du wirklich nicht der Geber, und vermuthest Du einen andern?“

„Es könnte nur Robert gewesen sein, dem ich allerdings auf dem Blumenmarke mein Leiden klagte.“

„Wer ist Robert? Ich kenne keinen Robert.“

„Ein Freund von mir; ein sehr netter, stiller, junger Mann!“

„Einer von Eurer Burschenschaft?“

„Das nicht. Er ist . . . er dient als Militär . . .“

„Ich will doch nicht hoffen!“

„Es ist der Lieutenant von Randlau.“

„Ein Offizier? Ein Herr von Dings da? Und der kennt meine Tochter? Der untersteht sich . . . Bertha, was weißt Du von dem Patron?“

„Bertha kennt ihn weiter nicht, lieber Vater. Und er

hat gewiß nicht die Absicht gehabt, ihr ein Geschenk anzubieten. Wahrscheinlich suchte er mich auf, um mir den glücklichen Fund mitzutheilen, und fand mich nicht, weil ich bis spät Abend noch umher lief und fragte . . . da hat er denn . . . es ist so gut, wie wenn ich die Blumen geschickt hätte!“

„Den Hecker auch! Ich will dergleichen Freundschaften nicht. Solch' ein übermüthiger Verschwender und zudringlicher Junker darf sich nicht unterstehen . . .“

„Robert ist keins von Beidem. Er ist ein bescheidener, gänzlich mittelloser Offizier.“

„Wovon lebt er denn?“

„Von seiner Gage, und ohne Schulden.“

„Und wie hoch beläuft sich denn diese seine Gage?“

„Auf vierundzwanzig Thaler im Monate, denk' ich.“

„Vierundzwanzig Thaler? Donnerwetter, so viel geb' ich ja meinem ersten Hausknechte! Und davon will er Geschenke machen? Blumen kaufen, die als Raritäten mit einem Thaler pro Stück nicht theuer genug bezahlt sind! Meiner Tochter? Herrn Thomas Zirner's einziger Tochter? Ich dächte, was mir wäre! Die Camellien werden heute Nacht noch zurückgesendet. Augenblicklich soll der Kutscher satteln . . .“

„Aber, lieber Vater, ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich ihm seine Auslage baar wiedererstatte. Es soll übermorgen mein erster Gang sein, wie ich zur Stadt komme. Er betrachtet die Sache ja gewiß nur als eine mir erwiesene Gefälligkeit, und denkt dabei nicht an Bertha.“

„Meinst Du das ebenfalls?“ fragte Zirner seine Frau. „Zuverlässig!“ versicherte Frau Elisabeth. Doch wäre ihr Gemahl nicht „zerstreut“ gewesen, wie gewöhnlich, es hätte ihm nicht entgehen können, daß ihr „zuverlässig“ höchst unzuverlässig klang.

„Also von ihm?“ seufzte Bertha, da sie sich zur Ruhe begab.

IV.

Bei der Ausdehnung, welche das gesellige Treiben unserer Tage gewonnen hat, ist die Möglichkeit verloren gegangen, nur einigermaßen vorher zu sagen, aus was für innerlich getrennten und sich widersprechenden Farben eine Zusammenkunft bestehen wird, die, unter dem Titel „große Gasterei“ von reichen Leuten veranstaltet, jedenfalls wie ein Zeitbild betrachtet werden darf. Mögen die Veranstalter noch so sehr bemüht gewesen sein, nur zu „ihrer Partei“ gehörige Familien einzuladen, diese sogenannte Partei bietet in ihren verschiedenlichsten Schattirungen schon an und für sich die schroffsten Gegensätze dar; und was die „einzelnen Herren“ betrifft, ohne welche denn doch nicht getanzt werden kann, wird es unvermeidlich, allerlei Concessionen zu gestatten, soll die Hälfte tanzlustiger Damen nicht sitzen bleiben. Auch in Mandelsdorf fand sich diese Nothwendigkeit bestätigt. Herr Zirner hatte zwar unerbittlich festgehalten an der Ausschließung jeglicher Militäruniform, doch im Uebrigen war er nachgiebig genug gewesen, und hätte in der „Pause“ irgend eine städtische oder staatliche „Wahl“

vorgenommen werden sollen, mancher seiner Gäste dürfte mit demselben Munde, dem der Hausherr Leckerbissen und Champagner darbot, wider ihn gestimmt haben. Dieser Zwiespalt erstreckte sich nicht allein auf die Tänzer, von denen die meisten wohl überhaupt an Politik zuletzt dachten; er reichte bis in die Reihen der älteren Männer, von denen einige nicht hatten „übergangen werden können,“ weil sie Paul's Professoren, wenn gleich in diesen Kreisen als „Conservative“ verschrien waren. Zirner's hatten durch deren Einladung ein Opfer gebracht, und, seltsam genug, meinten Jene ihrerseits ein Opfer zu bringen, indem sie die Einladung nicht zurückwiesen.

Der Tanz hatte begonnen, im Saale drehten sich wilde Paare, schmetterte dröhnende Blechmusik, surrte und brauste lärmendes Gewühl. Die Nebenzimmer blieben theils leer, theils waren sie von Spieltischen besetzt, an welchen eifrig und aufmerksam gearbeitet wurde. Hier und da saßen, in sichere Ecken zurückgezogen, Gruppen von Malcontenten, denen die Karten verhaßt, das Tanzgewühl unleidlich waren, und die hier ein Asyl gesucht, wo sie ohne Furcht vor Rippenstößen und Fußtritten „ein vernünftig Wort“ reden könnten. Da entdecken wir unter Anderen den Commerzienrath, einen der Professoren, und einen praktischen Arzt; ihre Namen sind uns unbekannt, doch, um ihre Gespräche zu belauschen, brauchen wir nicht zu wissen, wie sie sich schreiben.

Die drei Herren begegnen sich sonst auf ihren gewöhnlichen Berufs- und Lebenswegen selten oder nie und haben sich heute in diesem Schmollwinkel wohl nur

zusammen gesetzt, weil sie Jeder den Anderen hier zu finden erstaunt sind. Denn sie gehören sämmtlich der liberal-gemäßigten Richtung an und erblicken eben kein Heil in den Lehren, zu welchen Zirner und Consorten sich bekennen. Hören wir ihnen zu.

„Wenn der Sohn des Hauses,“ so beginnt der Commerzienrath, „den Wissenschaften obliegt, wie heute dem Tanze, dann muß er ein großer Gelehrter werden.“

— Der Professor schmunzelte: „Damit hat's gute Wege; allzusehr strengt er sich beim studiren nicht an.“

— „Im Uebrigen aber,“ äußerte der Doctor, „verschere ich als Hausarzt, der manchen Blick in's Innere der Familien thut, ist er ein gutgearteter Junge, nicht eingebilbet auf Reichthum, nicht angesteckt von Prunksucht und wenig geneigt zu ausschweifenden Vergnügungen. Daß er heute ein Bißchen über die Schnur haut, schieb' ich weniger auf seine Lust an der Sache, als auf seine Absicht, das Fest durch feuriges Beispiel zu beleben. Und ein solches ist heut zu Tage auf einem Balle nöthig.“

„Ja, unsere jungen Männer!“ sprach der Commerzienrath; „das sind wunderliche Heilige.“

„Waren sie sonst etwa besser?“ fragte der Professor mit einer Beimischung von Bitterkeit. „Sie wollen doch nicht etwa behaupten, unsere junge Welt habe im Vergleiche zu der früheren keine Fortschritte gemacht? Das vermag ich zu beurtheilen. Riesensfortschritte!“

„Zugegeben; es wird mehr, und hauptsächlich Mehrerlei gelernt, als zu unserer Zeit. Die enormen Eroberungen, welche positive Wissenschaft gemacht, sind

natürlich auch den Schülern zu Gute gekommen, und auf Schulen dritten und vierten Ranges werden Knaben sattelfest in Gegenständen, über die vor dreißig Jahren die Gelehrten noch sehr schwankend waren. Doch befürchte ich, diese frühzeitige Sicherheit in Realien habe dem jugendlichen Charakter der Gegenwart wenig Vortheil gebracht. Wo ist die Pietät, welche die Jugend in früheren Zeiten für Autoritäten hatte? Wo die kindliche Hingebung an Treen und Ideale? An Wissen haben die jungen Leute zugenommen, aber auch an irdischen Bedürfnissen; sie haben an Zuversicht gewonnen und an harmlosem Glück verloren. Sie können unmöglich anders sein, wie sie sind.“

„Das will ich auch nicht leugnen,“ fuhr der Arzt fort, „mir sind Erscheinungen, wie ich sie jetzt häufig erblicke, mehr befremdend als angenehm. Deshalb ergöbte ich mich an Ausnahmen, und wenn mir ein offener, munterer Junge vor Augen tritt, der sich seines Daseins freut, der weder docirt noch politisirt, der ältere Männer gewähren läßt und nicht Alles besser wissen will, dann fühl' ich mich höchst nachsichtig gestimmt gegen seine Fehler. Deshalb halt' ich große Stücke auf diesen Paul, dem ich's hoch anrechne, daß er in diesen Umgebungen geblieben ist, was heut zu Tage so wenig Jünglinge bleiben: ein großes, ungeziertes, heiteres, wenn gleich mitunter unartiges Kind.“

„Ja,“ entgegnete der Professor, „und sein Wesen gefällt auch mir. Dennoch schwebt über seinem Haupte ebenfalls der Fluch, der künftigen Erben großer Reich-

thümer selten erlassen zu werden scheint. Der junge Mann wendet seine Fähigkeiten auf kein richtiges Ziel, vernachlässigt die Studien, führt ein müßiges Dasein und wird es auf diesem Wege schwerlich weiter bringen, als dereinst, ein sogenannter „wohlhabender Particulier,“ zweierlei Beschäftigungen obzuliegen.“

„Und diese wären?“

„Coupons abzuschneiden, Coupons auszugeben.“

„Jedenfalls eine bequeme Existenz,“ lachte der Arzt. „Ich versichere, meine Herren, daß ich bisweilen, wenn ich abgehext und ermattet von des Tages Mühen, kurz nach Mitternacht aus dem Schlafe gestürmt und bei nassem kaltem Wetter vor's Thor zu einem Sterbenden geholt werde, eine ähnliche wünsche.“

„Deren Sie, bei Ihrem Eifer für die Wissenschaft, bei Ihrem Thätigkeitstriebe, doch sehr bald überdrüssig sein dürften.“

„Beides kann auch in Paul Zirner sich zeigen, eh' er zum Manne reift.“

„Schwerlich, bester Doctor, so lange er nur an Vaters Geldkasten zu klopfen braucht, um jeden Wunsch erfüllt zu sehen.“

„Hm, hm!“ ließ der Commerzienrath vernehmen. Die zwei Herren wußten nicht, ob er dadurch Etwas andeuten, oder ob er sich räuspern wollte. Sie warteten ein Weilchen, und da Nichts weiter folgte, fragte der Arzt ungeduldig: „Meinen Sie, verehrter Herr, daß „Anklopfen“ könne einstmals vergeblich geschehen?“

„Einstmals? . . . Mit diesem Worte verbindet sich

ein höchst dehnbarer Begriff, der in weite Ferne reicht. Ich fürchte (und hier schoben sie ihre Stühle dicht zusammen und flüsterten, anstatt leise zu sprechen), ich fürchte, wir können es mit „bald“ vertauschen.“

„Was ist denn vorgefallen?“

„Vorgefallen ist eigentlich noch Nichts. Trotzdem ahne ich das Schlimmste. Ist es nicht eine sich häufig wiederholende Erfahrung, daß traurigen Ereignissen, gewaltsam hereinbrechenden Schicksalen, mögen diese nun ein ganzes Land, mögen sie Einzelne betreffen, trübe Anzeichen und Vermuthungen vorangehen? Daß sich oft Gerüchte bilden, die nicht den geringsten Grund zu haben scheinen, die haltlos in der Luft schweben, die dann plötzlich, über Nacht, wahr geworden sind, ehe noch Diejenigen, die sie verbreiten halfen, selbst daran glaubten? Mir ist zu Muth, als müßten wir mit Nächstem den Sturz dieses großen Handelshauses erleben. Vielleicht entspringen meine Befürchtungen auch nicht so ganz allein aus düsterm Ahnungsvermögen. Vielleicht sind sie zuerst erregt worden durch zufällig entdeckte Schwindeleien, die sich der jüngere Compagnon der hochgeachteten Firma, gewiß hinter seines Vaters Rücken, zu Schulden kommen läßt. Zwei ihnen gehörige, außerhalb der Stadt gelegene Speicher, in welchen, wie es auf dem Comptoir heißt, für mehr als hunderttausend Thaler Waare liegen soll, enthalten Nichts als leere Tonnen und Kisten. Dahinter kam ich durch einen aus dem Dienst gelaufenen Arbeitsmann, der allerdings ein Taugenichts scheint, den ich

auch kurz abgefertiget habe, dessen Berichte nichts desto weniger einige Wahrscheinlichkeit hatten. Dazu kommt nun noch die vor einigen Tagen erfolgte „Geschäftsreise“ des Herrn Willibald Zirner, die, in Zusammenhang mit den Beschuldigungen jenes frechen Schwägers, beinahe den Anschein heimlicher Flucht gewinnt. Ich habe mit mir gekämpft, ob ich dem ehrlichen, confusen Vater meinen Argwohn geradezu mittheilen sollte. Doch bei näherer Ueberlegung gab ich es auf. Steht es, wie ich fast befürchte, dann käme jegliche Warnung doch zu spät.“

Diese trauliche Mittheilung des Commerzienrathes hatte beide Hörer mit Unruhe erfüllt. Sie empfanden jenes peinliche Gefühl mitleidiger und dabei doch unwilliger Besorgniß für Menschen, die man ihrem Untergange entgegen — tanzen, jubeln, schwelgen sieht, und bei deren Anblick man sich fragt: sind sie mit Blindheit geschlagen, weil der Himmel ihnen zürnt? oder sind sie wahnsinnig genug, sich nur betäuben, die Welt täuschen zu wollen? Das Letztere konnte hier nicht der Fall sein, denn die Fröhlichkeit des Hausherrn trat in lauteſter Aeußerung hervor ohne eine Spur von Zwang oder Verstellung. Der Mann hatte gewiß keine Idee von Gefahr, die seiner Existenz, seiner Ehre drohen könnte. Er überbot sich in Aufmerksamkeiten für sämmtliche Gäste, durchstrich vorsorgend alle Räume, forschte gewissenhaft nach, ob es nirgend an Etwas fehle, und so gelangte er auch an unsere drei Schwarzseher, die er aus ihrem Hinterhalte aufstöhrte und freundlich scheltend an-

trieb, sie möchten die halbe Stunde bis zum Souper doch lieber im Tanzsaale zubringen, wo so schöne Kinder sich lustig drehen.

Sie folgten seiner Aufforderung, ohne sich gerade in's eigentliche Gewühl zu begeben, betrachteten durch offene Thüren den Tanz und kamen überein in gerechtem Grimme gegen den täglich überhandnehmenden Luxus, der, in Mandelsdorf ohnehin schon auf die Spitze getrieben, was Meubles, Spiegel, Lustres und Tapeten betraf, durch die wahnsinnige Pracht der Toiletten noch weit überboten wurde. Der Professor und der Arzt dankten Gott aus tiefster Seele, daß ihre Frauen über die Nothwendigkeit hinweg gealtert wären, sich den Ansprüchen der Mode zu unterwerfen, und Er mit Töchtern sie gnädiglich verschont habe; der Commerzienrath aber stöhnte: „Die meinigen sind wirklich recht vernünftige Mädchen und sehen selbst ein, daß es auch einem wohlhabenden Vater zu arg wird, sie all' diesen furchtbaren theuren Unfinn mitmachen zu lassen. Dennoch können sie sich nicht völlig ausschließen, müssen theilweise nachahmen, was rings um sie her getrieben wird. Sehen Sie die junge Zirner an. Wie sie da neben ihrem Tänzer, einer Prinzessin gleich, majestätisch gelangweilt, ihre Schritte abmißt! Erblicken Sie an ihr etwas von unbefangener Heiterkeit und wahrer Freude? Scheint es nicht, als wär' es ihr nur darum, ihren Fuß und Schmuß zu produciren? Wie das steift und knarrt und rasselt und rauscht! Der Umfang ihrer Reiströcke ist unermes-

lich, und mit den Stoffen, die dazu verschnitten sind, hätte man, da unsere Frauen heranwachsen, sechs hübsche Mädchen reich und zierlich bekleiden können. Und wofür dieser Luxus? Damit morgen der Glitterstaat bei Seite geworfen werde, gleich dem welkenden Kranze von Camellien — der übrigens das Hübscheste an ihr ist! — denn mehr wie einmal trägt heut zu Tage eine elegante Dame keine „Robe.“ Da ich noch ein lustiger Springinsfeld war, hatten unsere gesuchtesten Tänzerinnen zwei, höchstens drei Ballkleidchen, mit denen sie wechselten und oft mehrere Winter hindurch ausreichten; doch dabei zeigten sie sich viel vergnügter und zufriedener wie diese Modejournalpuppen.“

„Der Herr, welcher ihr den Arm reicht, scheint sich angelegentlich um sie zu bewerben?“

„Das thut er, und zwar nicht allein im Tanze. Er gehört zu den Heirathscandidaten, die Geld suchen.“

„Ein recht netter Mensch! Auch ein Handelsbesißener?“

„Keinesweges; ein Beamter, der, wenn mich nicht Alles täuscht, rasche Carriere machen wird. Er ist sehr . . . klug. Jetzt spielt er den Liebenden und versichert wahrscheinlich die holde Bertha, daß ihres Vaters Reichthum ein Greuel in seinen Augen sei, weil er ihn hindere, ohne Weiteres um ihre Hand anzuhalten. Ob er es thun würde, wenn der traurige Umschlag erfolgen sollte, den ich befürchte? Das ist eine andere Frage. So viel weiß ich durch meine Töchter, von allen Anbetern, die sie

umschwärmen, gilt er ihr für den willkommensten. Gebe Gott, daß seine Gesinnung eine echte sei und etwaige Proben bestehe!“

„Ein frommer Wunsch, bester Herr Commerzienrath; aber . . . die Musik verstummt. Ältere Herren reichen älteren Damen den Arm; das jüngere Völkchen drängt sich bunt durcheinander. Man zieht paarweise in den Speisesaal. Ist's Ihnen genehm und Ihnen, Professor, dann bleiben wir beisammen. Vielleicht entdecken wir ein kleines Tischchen, an welchem wir uns so breit machen wollen, daß Eindringlinge keinen Platz mehr finden. Es soll Ihr Schade nicht sein; dem Hausarzt widmen die Diener besondere Aufmerksamkeit, unter meiner Protection sollen Sie keinen Mangel leiden, der gewöhnlich recht fühlbar wird, wenn um den Hungernden und Dürstenden Alles im Ueberflusse schwimmt.“

„Das ist immer mein Schicksal,“ klagte der Professor.

„Halten Sie nur zu mir.“

Wir dürfen es den drei Herren nachrühmen, daß sie von der Protection, welcher sie seitens der Dienerschaft unter des Hausarztes Regide theilhaftig wurden, nur mäßigen Vortheil zogen; daß sie den Weinen, die in Strömen flossen, wenig zusprachen; daß sie folglich mit nüchternem Urtheile sich ihr Mißbehagen kund geben konnten, als das laute Geschrei der Trinker zuletzt in Gebrüll überging und Toaste ausgebracht wurden, deren Tendenz auch dem freisinnigsten Politiker einige Bedenklichkeit erregen mußte. Wie die Damen sich in den

Tanzsaal flüchteten — freilich ohne denjenigen Theil ihrer Tänzer, der es vorzog, bei der Flasche zu bleiben, und mit jenem anderen Theile, dessen Haltung nicht mehr vollkommen zuverlässig erschien — da stahlen sie sich unbemerkt von dannen, suchten Jedweder seinen Miethkutscher auf, erweckten ihn mühsam, und fuhren heim.

V.

Herr Thomas Birner gehörte unter die seltenen Naturen, bei denen, auch im vorgerückten Alter, eine durchschwelgte Nacht weder Uebelbefinden noch Abspannung erzeugt. Während die meisten seiner Gäste in jämmerlichem Zustande der Morgendämmerung und ihren städtischen Berufsgeschäften entgegen duselten, bestieg er seinen offenen unbedeckten Phaeton, den er selbst lenkte, und sauste, mit der Peitsche salutirend, an den von verschlafenen, fröstelnden Tänzerinnen, von überfatten Trinkern angefüllten Kutschen fröhlich vorüber, um der Erste auf dem Comptoir zu sein. Niemals fand er sich munterer, nie besser disponirt „für's Geschäft,“ und seiner Zerstreuung sogar vermochte er Herr zu werden, die muthigen Pferde mit fester Hand, mit sicherem Blick zügelnd und leitend auf schmalem Fahrwege. „Sie vertragen Nichts,“ sprach er zu dem hinter ihm sitzenden Stallknecht, indem er auf seine werthen Freunde wies.

Paul war in Mandelsdorf zurückgeblieben. Dort lagen sie, Mutter, Schwester, er, sämmtliche Dienerschaft in tiefen Schlaf gesunken, wie man ihn eben nur nach

überstandener Lustbarkeit schläft. Es sah fürchterlich im Hause aus. Es gab keine Stube, kein Stübchen, wo nicht Alles durcheinander geworfen worden wäre. Gegen zwölf Uhr erhoben sich nach und nach die Mägde, Stubenmädchen, Kammerjungfern, und schlugen vorläufig ein durch Sordinen gedämpftes Lamento auf beim Anblick solcher Greuel. Die Livreedieners, zwei an der Zahl, (denn von den zur Aushilfe gemietheten Lohnlaken aus der Stadt befand sich keiner mehr im Schlosse; diese Edlen schlofen ihre gestohlenen Käusche bei unterschiedlichen Dörfern aus!) kamen später erst dazu. Sie verstärkten den Klagechor, daß er endlich doch bis zu Madame Zirner drang und sie herbei lockte. Diese nahm es leicht. „Was ist zu thun? Geschehn ist's einmal. Neue Ueberzüge, neue Fenstervorhänge . . . ob ein paar hundert Thaler mehr oder weniger auf die Tapezierrechnung kommen, es geht unter Einem!“

Bertha und Paul stellten sich erst eine Stunde später ein. Sie setzten sich zusammen zum Frühstück auf die Terrasse und nahmen nun in erquicklichem Dreigespräch den gestrigen Tag, die jüngstvergangene Nacht kritisch-historisch durch. Darüber wurden sie bald einig, ein Fest, welches sich diesem vergleichen dürfe, sei wohl noch nie und nirgend gegeben worden! Aber man hatte das auch anerkannt. Scheidend hatten männliche wie weibliche Gäste, Eltern wie Kinder ihre Huldigungen dem Hausherrn und der Hausfrau dargebracht. „Und so sind,“ rief Bertha, „die großen Summen, die Vater daran gesetzt, doch nicht verloren, weil wir überzeugt sein dürfen,

uns und unserm Hause so viele treue Freunde auf's Neue gewonnen und befestiget zu haben!“

„Ja,“ fuhr die Mutter fort, „es ist ein erhebendes Bewußtsein; wir werden allgemein geehrt, geliebt, bewundert. Das ist des Reichthums Zaubermacht, die solche Zuversicht gewährt.“

Paul schüttelte dazu den Kopf. „Ich weiß doch nicht,“ sprach er kleinmüthig, „ob darauf besonderer Verlaß ist. In die Dankbarkeit glänzend bewirtheter Gäste mischt sich immer eine gehörige Dosis von Neid gegen diejenigen, denen ihre Verhältnisse gestatten, großen Aufwand zu machen. Und jene, die sich's gestern am besten bei uns schmecken ließen, schimpfen vielleicht heute am lautesten über uns.“

„Sollten sie wirklich so niedrig gesinnt sein,“ lachte Bertha, „wir können's leicht verschmerzen. Die Gemeinheit trifft sie, nicht uns. Haben wir doch dabei einen vergnügten Tag genossen.“

„War Dein Vergnügen in Wahrheit recht groß, Schwester? Ich hab' Dir nicht viel davon abgemerkt. Ueber Dein ganzes Wesen schien vielmehr eine gewisse Wehmuth verbreitet, und es störte mich fast in meiner Lustigkeit, die Deinige, wo sie sich zu zeigen bemühte, für erzwungen halten zu müssen.“

„Da weiß ich nicht, was Du willst, mein lieber Paulus! Bin ich denn nicht gewesen wie gewöhnlich, wenn ich mich amüßte?“

„O Gott, nein. Und ich bin fest überzeugt, Dein Tagebuch . . . Du führst es ja doch regelmäßig fort?“

„Gewissenhaft. Seit der Confirmation bring' ich an jedem Morgen Erlebnisse wie Ereignisse des vergangenen Tages zu Papier. Sogar heute hab' ich's nicht versäumt.“

„Nun also . . . diese Blätter, liehest Du mich hineinblicken, würden mir Recht geben; Dir fehlte Etwas . . . und trugst doch die erschnittenen Camellien!“

„Möglich, daß es grade diese waren, die mich verstimmt! Warum sollt ich's Dir und unserer guten Mutter verheimlichen: ich mußte, wenn die schönen Blumen gepriesen wurden, des armen Gebers gedenken, der sein bescheidenes Abendbrot einsam verzehrte, während hier die Gläser klangen und Strauß'sche Walzer zum Tanze riefen.“

„Das ist hübsch von Dir,“ sagte Paul, ihr die Hand reichend, „und wird den ehrlichen Robert freuen!“

„Ich hoffe doch nicht, daß Du ihm davon reden willst?“

„Weshalb nicht, Mutter?“

„Weil das den Herrn Lieutenant auf Gedanken bringen könnte, die ich unstatthast finde. Du wirst seine Auslagen für die Blumen berichtigen; wirst ihm zu verstehen geben, daß Bertha sie für ein Geschenk ihres Bruders hält; und wirst ihn nicht ahnen lassen, daß wir von seiner Vermittelung etwas wissen.“

„Ist's aber nicht hart, ihn für seine Bemühungen nicht ein Wort des Dankes hören zu lassen?“

„Danke in Deinem Namen, so viel Du willst. Bertha gab Dir den Auftrag. Daß er ihn übernehmen

wollte, bleibt seine Sache, und Du hast Dich mit dem Freunde abzufinden. Menge uns nicht hinein!"

„Doch eigentlich nur, weil er arm ist!"

„Ja, deshalb. Denn wär' er reich, dann würd' es ihm nicht einfallen, sich an eine Familie zu drängen, deren Oberhaupt zur ausgesprochensten Opposition gehört. Dann würd' er sich zu seines Gleichen halten. Man kennt diese Taktiker . . . Und jetzt wollen wir ein Bißchen spazieren gehn, wollen im Schatten des Birkenwäldchens uns den Staub des Tanzsaales vollends von der Brust athmen. Komm', Bertha! Und Du, Herr Studiosus, begiebst Du Dich in die Arme Deiner alma mater, oder wie Ihr das Ding nennt!"

„Heute nicht mehr. Die Collegien werden ohnehin dieser Tage geschlossen. An ein paar geschwänzten mehr oder weniger ist Nichts gelegen."

„Gut, daß der Vater Dich nicht hört!"

* * *

Der Tag war in müßigem Wohlbehagen verbracht worden. Im Hause, zuvörderst in den Wohnzimmern, hatten schläfrige Dienstboten nach und nach die Ordnung so weit hergestellt, daß sich darin leben ließ. Frau Zirner und deren Kinder genossen mit angenehmen Empfindungen jene ungestörte Ruhe, welche vergnügungsfüchtigen Leuten oft zur Qual wird, welche aber nach durchtobter Nacht ausnahmsweise gefällt. Sie waren mit der Dämmerung schlafen gegangen. Paul erwachte am Dienstage frühzeitig, von gesundestem Schlummer erquickt, in voller Jugendkraft und heiterem Muth. Wäh-

rend Mutter und Schwester noch hinter zugezogenen Vorhängen und geschlossenen Falousteen in den Tag hinein träumten, ließ er sich sein Pferd satteln und trabte seelenvergnügt nach der Stadt, die ihre neblichte Morgenhülle erst abzustreifen begann. In vergoldeten Kuppeln und Zierrathen brachen sich die Strahlen der hell aufsteigenden Sonne. Der Morgen war herrlich, doch in den Abend hinüber sah's düster aus, wie wenn ein stürmischer Tag drohe. Finstre Wetterwolken ballten sich und drängten sich zusammen und thürmten sich auf, entfernten Gebirgen ähnlich. Das wird eine gründliche Wäsche geben, rief der muntere Reiter; ein Glück nur, daß es bis heute gewartet hat! Vorgestern hätt' es uns die ganze Lustbarkeit verdorben! — Dann ließ er liebliche Bilder an seiner Phantasie vorüber ziehen: Tänzerinnen, die ihm besonders gefallen, mußten vor ihm erscheinen. Was er dreien von ihnen leise zugeflüstert, wiederholte er sich. Was sie ihm erwiedert, rief er sich in's Gedächtniß. Nach und nach verblühen diese zierlichen Gestalten, nur eine vierte behielt Farbe und Form; eine vierte, die aber nicht der Mandelsdorfer Gesellschaft gehörte. Eine Fremde . . . und sie schwebte lächelnd vor ihm her, bis er die ersten Häuser der Vorstadt erreichte. Da entfloß sie vor dem Geräusch der Wagen und Schubkarren, welche neben ihm auf holperichem Steindamme rasselten. Er lenkte grade sein Pferd von der Hauptstraße ab, um in eine Seitengasse einzubiegen, die ihn rascher nach dem elterlichen Hause führen sollte, da kamen ihm drei Studenten entgegen, welche die Absicht zeigten, ihm den Weg

zu vertreten. Ihnen auszuweichen hätte für Feigheit gedeutet werden können, deshalb rückte er sich fester im Sattel und nahm, auf spöttische, sogar beleidigende Neckereien gefaßt, eine herausfordernde Stellung an. Das wird wohl meine erste Paukerei werden! sprach er vor sich hin, nicht ohne einiges Wohlgefallen an der Sache. Doch diese kampflustige, auf seine „gute Klinge“ begründete Regung sollte bald niedergedrückt werden, als die furchtbare Anrede sein Ohr traf: „Stolzirt der Sohn des infamen Betrügers noch zu Rosse in der Stadt herum? Abgestiegen von der Mähre, unverschämter Laffe!“

„Was soll das heißen?“ schrie Paul, vor Schreck und Wuth bebend.

„Das soll heißen,“ antwortete man ihm, „daß Ihr Vater einen niederträchtigen Bankerott gemacht, daß er eine Anzahl redlicher Menschen um das ihrige betrogen, daß auch mein Vater sein Vermögen bei Euch verloren hat, daß er zum Bettler geworden ist, daß Ihr sammt und sonders in's Zuchthaus gehört, daß Ihr nichtswürdiges Gefindel seid, alle miteinander!“

„Ich erkläre Sie für einen verleumderischen Schurken und denke Ihnen diese Erklärung mit blutigen Zügen in's freche Angesicht zu schreiben. Sie wissen, wo Sie mich finden.“

„Das weiß ich nicht, denn Euer Haus ist versiegelt, und Sie werden unfehlbar das Weite suchen, wie bereits Ihr Vater und Bruder gethan. Besser, wir machen's hier auf frischer That ab und holzen den Bengel gehörig

durch, damit wenigstens Einer von der Sippschaft empfängt, was ihm gebührt!“ — Dabei erhob der Zornige den Stock und drang auf den Reiter ein. Dieser gab dem Pferde die Sporen, machte sich Lust und sprengte wie rasend davon. Fast bewußtlos ließ er dem Thiere freien Lauf, und dieses eilte seinem Stalle zu. Ein Blick genügte dem jungen Manne, ihn von der Wahrheit jener entsetzlichen Kunde zu überzeugen. Die Gewißheit weckte ihn aus dem traumähnlichen Zustande und brachte ihn zur klarsten Ansicht. Es war, wie wenn ein von Goldflittern durchwirkter rosenfarbiger Schleier, der so lange grauenhafte Geheimnisse verhüllt gehalten, plötzlich weggezogen würde; wie wenn eine längst gehegte Ahnung, immer nur von täuschenden Stimmen über-tönt, sich jetzt erfüllte. Fremde Männer, Wächtern gleich vor geschlossenen, mit großen Siegeln belegten Thüren stehend, blickten ihn forschend an. Von den Dienern des Hauses zeigte sich einzig der Pförtner, der ihm das Reitpferd abnahm, um es einem Andern zu übergeben, welcher als Aufseher für die Stallungen eingesetzt schien und auf die Frage nach Herrn Thomas Zirner achsel-zuckend entgegnete: „Verschwunden!“ Während dieser das Thier wegführte, raunte der Pförtner dem Sohne des Hauses zu: „Ihre Zimmer, Herr Paul, sind nicht mit versiegelt; die sind im großen Lärm vergessen worden; hier nehmen Sie geschwind den Schlüssel.“

Da stand nun der in Ueberfluß und rauschenden Vergnügungen aufgewachsene Jüngling und starrte auf die burschikose, doch reiche Ausstattung um sich her, woran er

seine kindische Freude gehabt, und worauf er sich etwas eingebildet hatte. Jetzt sah er diese Zeugen prunkender Verschwendung wie Feinde an, die sich gruppenweise zusammengesunden und um ihn her aufgestellt hätten, ihn zu höhnen: kostbare Tabakröhre, Meerschäumköpfe, Bernsteinmundstücke, künstlich geschnittene Cigarrenpfeifen, orientalische Waffen verschiedenster Gattung, mit Edelsteinen und Gold verzierte Stöcke und Reitgeräten, französische Schießgewehre neuester Construction, amerikanische Revolvers, alte damascirte Pistolen, elegant geschäftet, mit modernen Schlössern versehen. Auf letzteren weilten seine Augen besonders. Von ihnen erwartete er Hilfe in verzweifelter Noth. Nicht als ob er daran gedacht hätte, die vor wenigen Minuten erlittene Beschimpfung im Zweikampfe, Kugel gegen Kugel, abzuschütteln . . . ein Studentenduell mußte mit scharfen Klängen ausgefochten sein! — nein, diese Angelegenheit erschien ihm jetzt geringfügig, kleinlich vor dem großen Gedanken, der in seiner Seele aufstieg. Was konnte irdische Rache demjenigen noch bedeuten, der sich aus diesem Leben in's Reich der Ewigkeit sehnte? „Ich kann's nicht überleben,“ rief er klagend aus; „Gott wird mir verzeihen!“ — Und er senkte das tödtliche Blei in's Feuerrohr, hielt die Mündung auf die Brust, wollte abdrücken . . . da wurde sein Arm von kräftiger Hand ergriffen und festgehalten. Robert stand neben ihm. „Selbstsüchtiger,“ sprach dieser, „bist Du allein? Hast Du nicht Mutter und Schwester?“ — Paul widersetzte sich nicht. Er ließ die Pistole sich entwenden und fügte

sich gehorsam, da der Freund ihn mit sanfter Gewalt zum Ruhebett zog. Schweigend blieben sie neben einander sitzen. Dann hub Robert an: „Ich weiß Alles, vielleicht mehr als Du, der den gestrigen Tag auf dem Lande zubrachte. Dein Vater, darüber sind auch seine Gegner einig, fiel der berechnenden Schlaubeit seines unwürdigen ältesten Sohnes zum Opfer. Man schilt ihn unvorsichtig, leichtsinnig, doch kein redlicher Mann klagt ihn böser Absichten an, Jeder bedauert ihn als den Betrogenen. Deinen Halbbruder allein treffen Schuld wie Schande, doch leider wußte Herr Willibald sich sammt seinem Raube gerechter Strafe zu entziehen. Wie ich höre, haben Eure Gläubiger bereits Anstalten getroffen, ihn zu verfolgen, aber es ist wenig Aussicht vorhanden, seiner habhaft zu werden, weil er allzubeträchtlichen Vorsprung hat. Ihr seid verarmt, mein lieber Freund; gänzlich verarmt. Man wird Euch Alles nehmen, höchstens werden Deiner Mutter einige Schmucksachen bleiben, die sich als ihr persönliches Eigenthum ausweisen. Dir, armer Junge, vielleicht die theuren Spielereien, welche Deine Burschenwohnung zieren und nur geringen Ertrag liefern, wenn sie in der Hast an den Nächstbesten verschleudert werden müssen. Dennoch darfst Du jetzt auch das kleinste Erträgniß nicht verschmähen, und ich biete Dir meine Vermittelung an, honette Käufer dafür zu suchen, die nicht knickern. Ueberlasse das mir. Und verführe auch sonst mit mir in Allem, wozu Du mich brauchen kannst. Ich besorge sehr, von Denen, die sich's bei Euch behagen ließen, werden Wenige ihre früheren Ansprüche als Haus-

freunde geltend machen wollen. Nimm also mit mir vorlieb. Viel kann ich freilich nicht thun . . . ich denke, ein redlicher Wille ist auch was werth; und den hab' ich!"

Weinend warf sich der Student an des Lieutenants Brust und schluchzte: „Du hast schon das Höchste gethan, da Du jetzt, als Bruder mich anredend, den feigen Selbstmord verhinderst. Hast mir meine Verpflichtungen gegen Bertha und unsere Mutter in's Gedächtniß gerufen; bist mein Wohlthäter geworden. Doch wenn ich leben soll, wozu ich entschlossen bin, mit Gottes Beistand und an Deiner Freundeshand, dann muß ich erst den Schimpf abstreifen, der mir heute widerfuhr. Auch im tiefsten Mangel will ich Nichts auf mir sitzen lassen, was meine Ehre kränkt.“

Robert billigte das. Nachdem Paul ihn genau von dem Vorgange unterrichtet und ihm die Namen der Beleidiger aufgeschrieben hatte, sagte er: „Auch darin vertraue Dich mir an; ich gelobe Dir, Deine Rechte wahrzunehmen und sie dermaßen zu vertreten, daß auch nicht ein Stäubchen auf Dir haften soll. Du hast für's Erste keine Zeit, Dich um solche Nebendinge zu bekümmern. Du mußt die Stadt verlassen und Dich zu Denen begeben, zu denen Du gehörst, denen Du vom Himmel als Erörter bestellt bist. Jetzt gleich . . .“

„Nein, das verlange nicht! Bei hellem Tage kann ich mich nicht in den Gassen der Stadt erblicken, kann ich nicht mit Fingern auf mich zeigen lassen.“

„Begreiflich! Bleibe hier, bis es dunkelt. Dann geb' ich Dir das Geleite nach Mandelsdorf. Unterdessen

will ich hórchen und forschen, ob vielleicht die Spur Deines Vaters entdeckt worden ist. Glücklicherweise bin ich heute dienstfrei. Mein Bursche soll die Menage mit der spärlichen Mahlzeit hierherbringen; einige Nahrung mußt Du zu Dir nehmen, sei's auch widerwillig, Du wirst Kräfte brauchen! Wir essen mitsammen. Halte Dich eingeschlossen und öffne nur, wenn die Parole „Robert“ gegeben wird. Und damit Dir die einsame Zeit besser vergeht, sondere Deine Kleider, Wäsche, was überhaupt zum Unentbehrlichen gehört, von den vorhandenen Nipp-sachen, Spielereien, Raritäten und sonstigen Werthstücken, packe das Zeug zusammen und gieb meinem Burschen eine gute Ladung mit. Die zweite wollen wir heute Abend wegtragen und im Vorübergehen bei mir niederlegen. Das ist keine unredliche Handlung; denn was Du als Geschenk empfangen, oder für Dein Taschengeld erworben hast, gehört nicht in die Crida.“

„Mensch, was thust Du für mich! Wie soll ich Dir danken?“

„Mit einem Worte kannst Du mir danken. Wußte Deine Schwester, wer die Samellen gebracht, und hat sie dennoch getragen?“

„Ja!“

„Wirklich? Nun stehst Du, jetzt hab' ich Dank und Lohn vollauf im Voraus für Alles, was mir etwa gelingen wird, Dir Gutes zu erweisen!“

* * *

Die Wetterwolken, die sich schon früh Morgens im Westen gezeigt, waren im trágen Laufe eines schwülen,

hangen Tages mächtig angeschwollen, thürmten sich immer höher und dunkler auf, und sie hüllten schon lange vor Sonnenuntergang die staubige Stadt in Dunkelheit. Voll Erwartung auf den Ausbruch heftiger Ungewitter, beobachteten ängstliche Städter was sich über ihren Häuptern vorbereitete, darum gelang es unsern jungen Freunden desto leichter, unbemerkt das Freie zu erreichen. Kaum befanden sie sich außerhalb der letzten, zur Vorstadt noch gehörigen, vereinzeltten Häuser, als das Unwetter zu toben begann. Es war ein Orkan damit verbunden, wie er selten in unsern Gegenden erlebt wird. Er riß Dächer von den Hütten, warf Bäume darnieder, und würde auch mit Paul und Robert keine Umstände gemacht haben, hätten diese als gewandte Turner nicht verstanden, ihm sowohl gestählte Muskelkraft wie nachgiebige Geschmeidigkeit entgegen zu setzen.

„Mir thut,“ sagte Paul, während der Sturm eine kleine Pause machte, „mir thut der Aufruhr der Elemente wohl; er übertäubt den Aufruhr meiner Empfindungen.“ „Auch ich bin ihm dankbar,“ sprach der Lieutenant (der sich abermals in einen Arbeitsmann travestirt hatte), „denn er trocknet mir die dünne Blouse auf dem Leibe und die Haut dazu, indem er beide durchnäßt. Auch kühlt er mich gefällig ab. Ich käme sonst vor Hitze um.“ — Die letzten Silben wurden schon wieder verschlungen vom Gebrüll des Sturmes, welchem der Donner secundirte. Mühselig kämpften sich die zwei durch Regengüsse und überschwemmte Fußpfade, die sie immer nur beim grellen Leuchten der Blitze wieder auf-

fanden. Wahrscheinlich hatten sie sich mehrmals geirrt und falsche Wege eingeschlagen, denn es waren einige Stunden vergangen, bis sie endlich das Mandelsborfer Gehöfte entdeckten. Die Kraft des Gewitters schien gebrochen, der Orkan zu landesüblichem Winde herabgesunken, der Wolkenbruch in mäßigen Regen übergegangen. Robert erinnerte sich des kleinen Pförtchens durch welches er neulich einen näheren Eingang entdeckt hatte; doch wie er sich dahin gewendet, hörte der ihm folgende Paul sein lautes: „Bertha?“ und gleich darauf: „Hier liegt ein Leichnam!“ — Dieser Ausruf war von einem Blitze begleitet, und Paul erkannte seinen Vater. Sie hoben den Bewußtlosen empor, überzeugten sich, daß er noch lebe, daß nur völlige Erschöpfung ihn befallen habe. Seine von Dornen zerrissenen Kleider zeigten deutlich, wie er sich den Tag über in Gestrüpp und Hecken verborgen gehalten. Offenbar hatte auch er die Finsterniß abgewartet, um unter ihrem Schutze den Schauplatz seiner letzten Verschwendungen zu erreichen, und war dicht vor der kleinen Pforte den Anstrengungen im Streite wider Wind und Wetter unterlegen. Er murmelte wenige Worte, die bewiesen, daß er seinen Sohn erkenne. „Zur Mutter!“ stammelte er. „Zu Bertha! Bei ihnen sterben! Wer ist der Fremde?“ — „Ein Freund,“ erwiderte Paul. „Ein wahrer Freund!“ wiederholte Robert. Und sie trugen ihn in's Schloß, wo Frau Zirner mit Bertha, obgleich Mitternacht vorüber, beisammen saßen, der furchtbaren Ereignisse harrend, welche den zu ihnen gedrunghenen, verworrenen,

sich widersprechenden Gerüchten endlich ein Ziel setzen und schreckliche Gewißheit bringen mußten.

VI.

Kurze Auszüge aus Bertha's Tagebuche.

Vom 15. October. Gestern haben wir die neue Wohnung bezogen. So eng, so dürftig ausgestattet, erscheint sie mir dennoch ein Aufenthalt für Selige, im Vergleiche zu den Mandelsdorfer Zimmern, deren Pracht mir stündlich andeutete: wir würden nur aus Mitleid und gnädigem Erbarmen einstweilen darin geduldet. Ach, mit quälender Ungeduld hab' ich die geschlossene Kutsche erwartet, in der unser Paul uns abzuholen kam. Mutter meinte, es würde wohl heute zum letzten Male gewesen sein, daß wir in einer Kutsche führen. Künftig heißt es, wie Paul sich ausdrückt: auf eignen Füßen stehn . . . und gehn! Ich fürchtete mich vor der Nacht, daß mir träumen könnte, wir wären noch reiche Leute und im Ueberflusse! Aus solchem Traume zur Wahrheit erwachen müßte furchtbar sein!

Vom 16. Die Sonne schien durch's kleine Fensterchen und erweckte mich nach langem, gutem Schlafe, der mich wunderbar gestärkt hatte, so daß ich mich einigermaßen erheitert fand. Paul war schon ausgegangen, ohne auf den Kaffee zu warten. Ich bin zu unserer Hauswirthin hinabgegangen, die mir Unterricht erteilte, wie man bei der Bereitung des Kaffees zu verfahren hat. Ich stellte mich frecht ungeschickt an, so daß sie lachen

mußte. Anfänglich ärgerte ich mich darüber, nach und nach fand ich mich selbst possierlich und lachte lieber mit . . . zum ersten Male seit Vaters Tode. Eine recht gute, treuherzige Frau, die alte Gärtnerin Dittmar! Als ich sie bat, sie möge mich doch geschwind ein Bißchen kochen lehren, versicherte sie: das wäre nicht so leicht, und wofern die Bestellung unserer kleinen Küche mir anvertraut sei, dürften alle drei zu kurz kommen. Sie that mir den Vorschlag, mit ihnen für's Erste gemeinschaftliche Sache zu machen; das heißt: unsere bescheidenen Einkäufe nach den übrigen zu regeln, mit ihnen aus einem Topfe zu essen, zugleich aber ihre Gehilfin bei Zurichtung der Speisen zu werden. Auf diese Art würde ich die nothwendigsten Kenntnisse in Bereitung einfacher Hausmannskost erwerben und nach fleißiger Übung im Stande sein, eine nahrhafte Suppe und wohlschmeckendes Gemüse ohne Dienerin auf den Tisch zu bringen. Ich bin also wohlbestallte Küchenmagd geworden und danke der alten Frau von ganzer Seele, daß sie Geduld mit mir haben will. Nebenbei ist es ein bedeutendes Ersparniß für unsern Etat. . . Ach, aber meine armen Hände! Unzählige Male hab' ich mir die Finger verbrannt. Dafür versicherte Paul, so gut habe ihm niemals eine Gänseleberpastete geschmeckt, als unser Stückchen mageres, blaßes Kuhfleisch mit gelben Rüben; und Mutter nannte mich weinend ihre wackere Bertha, die Gott segnen möge. Da schmerzten die Brandblasen an den Händen nicht mehr.

Vom 17. Gestern Abend zeigte mir unser Haus-

wirth seine hübschen, wohlgepflegten Blumensträucher und Gewächse, die er seine Kinder nannte. Vor einem ganz besonders schönen Camellienbaume blieb er stehen, sah mir bedeutsam in's Gesicht und sagte dann: der trägt weiße Blüten. Heuer hat er ausnahmsweise viele gehabt, die grade noch zurecht gekommen sind, eine schöne junge Dame zu schmücken. Ich möchte wissen, was aus dem artigen Offizier geworden sein mag, der die Spätlinge mir gleichsam abbettelte? Er hat sich nicht mehr blicken lassen bei uns, und das thut mir und meiner Alten recht leid, denn es war ein gar lieber Mensch. Einem Andern hätt' ich die Blumen gewiß nicht überlassen. Wenn ihm nur kein Unglück zugefallen ist! Er hatte fest versprochen, und wieder ein Mal zu besuchen, und er sah wirklich nicht aus wie Einer, der sein Wort bricht. — Aus diesen Aeußerungen des Blumenvaters Ottmar hab' ich nun erfahren, daß der Kranz, den ich beim letzten (!) Balle getragen, aus dem Häuschen stammte, welches wir jetzt bewohnen. Wahrscheinlich ist Paul durch Herrn von Randlau hither gewiesen worden, und wir verdanken diesem, wie ich ihm die seltenen Camellien verdanke, nun auch die abgelegene Wohnstätte, in welche wir flüchten durften vor falschen Freunden und schadenfrohen Gaffern. Aber weshalb hat sich denn Paul's Freund nicht mehr gezeigt? Er kann uns nicht meiden wollen, weil wir verarmt sind! Besinn' ich mich doch, daß er es gewesen ist, der in jener fürchterlichsten Nacht meinen Vater uns zuführen half. Ich weiß, daß seine Verkleidung mich in

Erstaunen setzte; daß ich sie und ihn dann gleich vergaß, vom Anblick des Sterbenden bewältigt; daß Randsau, nachdem ich zur Besinnung gekommen war, sich längst entfernt hatte. Und weiter hab' ich Nichts mehr von ihm gehört. Paul vermeidet ihn zu erwähnen, und ich . . . wagte nicht nach ihm zu fragen. Ich will doch Muth fassen? Will nicht undankbar sein aus Ziererei.

Vom 18. Ja, auf diese Blätter mag niedergeschrieben werden, was mich mit innigem Schmerze erfüllt, und die von Thränen halbverwischten Lettern mögen bezeugen, wie tief mir's zu Herzen geht. Paul wollte anfänglich mit der Sprache nicht heraus. Hab' ihn lange bitten müssen, bis er mir die Wahrheit enthüllte. Gott, wie traurig! Also das ist der Lohn reiner, uneigennütziger Liebe, aufopfernder Hingebung, treuer Freundschaft? Für meinen Bruder, den Pflicht und Herz an's Sterbebett des Vaters fesselten, ist er tapfer eingetreten, hat Beleidigungen, dem Freunde widerfahren, auf sich genommen; hat Duelle für ihn bestanden; ist dafür zur Gefängnißstrafe verurtheilt worden, weil seine Kameraden und Vorgesetzten erklärten, er habe sich unnützerweise in fremde Händel gemischt, die dem Regimente keine Ehre brächten; und muß, wenn er frei wird, seinen Abschied nehmen wegen einer kleinen Geldschuld, für deren prompte Ausgleichung er das Ehrenwort verpfändete und nicht augenblicklich lösen konnte. . . . Eine Schuld, die er in den Tagen der ersten Verwirrung nach unserem Sturze einging, um die Summe voll zu machen, deren Paul bedurfte; um uns durch diesen nützlich zu werden

Und mein Bruder hat davon keine Ahnung gehabt, eh' es zu spät war! — Ich möchte verzweifeln, wenn ich's recht durchdenke. Das ist fast der härteste von allen Schlägen des Schicksals, die uns trafen.

Vom 19. Mutter ist einig mit mir: Was uns von kleinen Schmucksachen übrig blieb aus dem Verkaufe der werthvolleren Gegenstände, mit deren Erlös wir unsere jetzige anspruchlose Einrichtung bezahlten, muß noch veräußert werden, damit Paul Randlau's verleumderischen Gläubiger auf einem Brette befriedige. Läßt sich auch dadurch sein Austritt als Offizier leider nicht mehr rückgängig machen, darf es doch nicht von ihm heißen, er habe sein Wort gebrochen. Das wär' ein schlechter Lohn für so viel Edelmuth! In meine Gebete schließ' ich ihn dankbar ein, wie wenn er mein Bruder wäre.

Vom 20. Mit meinen praktischen Studien am häuslichen Herd geht es erträglich. Frau Ottmar versichert, ich zeige mich anständig und mache rasche Fortschritte. Auch find' ich schon Freude an solchen Beschäftigungen und fühle mich befriedigt, der Mutter so viel Mühe als möglich abzunehmen. Ach, die Noth lehrt nicht allein beten; sie lehrt auch arbeiten.

Vom 21. Mein Bruder läßt sich's recht sauer werden. Es muß ihm bei seinem lebhaften Temperamente und verwöhnt, wie er doch ebenfalls war, unglaublich schwer fallen, sich mit den kleinen Jungen herumzuquälen, denen er Unterricht ertheilt. Natürlich kann dies nur in Familien geschehen, die eingeschränkt leben und selbst
Solte!, Charpie. II.

nicht viel übrig haben; denn in großen Häusern würde man einen Privatlehrer, der als solcher eben seine ersten Versuche anstellt, weder angenommen, noch dürfte er gewagt haben, sich ihnen anzubieten. Er erwirbt nur wenige Thaler im Laufe der Woche, doch mit welch' freudigem Stolze bracht' er die ersten fünf in unsere Wirthschaftskasse! Wie unermüdlich arbeitet er dann in die Nächte hinein an seiner eigenen Ausbildung!

Vom 22. Es ist mir überraschend und desto erfreulicher, daß ich mich so schnell in die neue, mir völlig fremde Lebensart finde. Mancherlei Entbehrungen drücken mich zwar ein wenig, und bisweilen zucken Regungen gekränkter Eitelkeit gleich einzelnen Bligen in mir auf, wenn ich häusliche Beschäftigungen verrichte, welche unseren Kammerjungfern zu „niedrig“ gewesen wären. Doch jene Rückfälle in hart bestrafte Uebermuth legen sich gewöhnlich bald, und es überkommt mich dann, wie zur Belohnung für standhafte Ausdauer, ein Gefühl der Befriedigung, welches sich nicht beschreiben, sich mit nichts Anderem vergleichen läßt. Nur einen Schmerz kann ich nicht besiegen, und wenn dieser wach wird, schwinden die besten Vorsätze beruhigender Entsagung oft auf Stunden dahin. Er entspringt aus der Erinnerung an diejenigen, die sich für unseres Hauses getreue Anhänger, die sich für meine besten Freundinnen ausgaben, die ich dafür hielt, und die jetzt eben so wenig nach uns fragen, als ob sie uns niemals gekannt hätten. Dieser Schmerz hat zugleich etwas höchst Beschämendes. So haben wir persönlich jenen gar Nichts gegolten? So

ist es nur der Aufwand gewesen, der thörichte, den meine Eltern machten, und von dem die „treuen Anhänger“ ihren Theil an Genüssen und Vergnügungen zu nehmen liebten? Alle Versicherungen der Freundschaft und Liebe für Mutter und mich waren erheuchelt? Oh, ich könnte sie verfluchen, die herzlosen Leute!

Doch blick' ich dann in mein eigen Herz; gesteh' ich mir ein, wie oberflächlich, trotz allem Austausch zärtlicher Gegenversicherungen, eigentlich meine Zuneigung für diese Personen insgesammt gewesen; denk' ich daran, wie häufig meine Eitelkeit und mein Stolz ihnen zu verstehen gaben, sie hätten es hoch zu schätzen, daß sie durch den intimen Verkehr mit einem Hause wie das unsrige ausgezeichnet würden; versetze ich mich in ihre Lage, und mach' ich mir deutlich, daß unser prahlerisches Betragen geeignet war, Neid und Mißgunst hervorzurufen . . . dann absolvire ich sie und klage unsern Unverstand an.

Lieber Gott, braucht es denn immer erst so gewaltiger Mahnungen, bis man zu Verstande kommt?

November.

Vom 5. Sind das trübe Tage! Um vier Uhr müssen wir schon das Lämpchen anzünden, bei dessen mattem Scheine Mutter und ich nähen, um doch auch Etwas zu erwerben, um nicht hinter Paul zurückzubleiben. Es geht noch schwach damit, weil die Arbeit für verwöhnte Fingerchen gar grob ist; aber dafür ist sie einträglicher wie feine Näherei, wenn wir nur in der Übung sein und sie rascher fördern werden. Frau

Ottmar hat sie uns zugewiesen, doch erst nach langer Weigerung. Die brave Frau fand es „solcher Damen“ unwürdig, dergleichen „Commissbeschäftigung“ zu übernehmen. Auch Mutter schauderte anfänglich zurück. Mein Entschluß gab den Ausschlag, und ich bereue nicht, daß ich es durchgesetzt habe.

Die Ottmar'schen sind auch darin gütig für uns, daß sie uns gestatten, Antheil zu nehmen an ihren im Ganzen eingekauften Provisionen, die wir im Einzelnen ungleich theurer bezahlen müßten.

Vom 12. Es war kindisch, daß ich wähnte, mit allerlei aus dem großen Schiffbruch geretteten Spielereien und zwecklosen Ueberresten moderner Eitelkeit unsere dürftigen Räume zu zieren. Jene Erzeugnisse des Luxus paßten so wenig zu der auf bescheidenste Ansprüche beschränkten Einrichtung, daß ihr Anblick mir wehe that. Jedwedes einzelne Stück trat als mein Ankläger auf. Wir haben uns kurz entschieden. Paul hat den ganzen Kram an einen Tröbler losgeschlagen, freilich für ein Spottgeld im Vergleiche zu den hohen Preisen, die einst dafür gezahlt wurden. Der Ertrag reichte dennoch hin, für's ganze Jahr die Wohnungsmiethc zu berichtigen. Ottmar's ist dieser Vorschuß willkommen gewesen, und uns gewährt es Trost, den redlichen Menschen auch eine Gefälligkeit erweisen zu können. Ist mir doch, als fühlte ich mich jetzt noch einmal so heimisch im stillen Häuschen. Wie hübsch und traulich sitzt sich's darin bei dem abscheulichen Wetter! Wie friedsam verfließen die langen Abende, wie rasch, weil unser Fleiß sie verkürzt! Und

legt dann Paul seine Bücher bei Seite und kommt aus seinem Stübchen zu uns, . . . und ich stelle die Schüssel mit dampfenden Kartoffeln auf den Tisch! . . . ja, wir scherzen schon wieder; sogar die Mutter lacht bisweilen mit. Es giebt Stunden, wo mich bedünkt, wir hätten gar Nichts verloren.

Vom 20. Ob es andern jungen Mädchen in ähnlichen Verhältnissen ähnlich ergeht, wie mir's erging, daß sie sich gedankenlos vom Wirbel drehen und treiben lassen, ohne zur Besinnung und zur Erkenntniß ihrer selbst zu kommen? Ohne jemals zu erwägen, daß müßiges Wohlleben, leere Gefallsucht, bequeme Zeitverschwendung den höheren Bedürfnissen geistig begabter Wesen doch nicht genügen können? Daß uns Gott zu etwas Besserem geschaffen hat? Ich hatte mich bei'm Haschen und Jagen nach ermüdenden Vergnügungen selbst verloren; mich und meine Seelenkräfte. Ich sammle sie und mich, eingeengt, entbehrend, sinnend, und freue mich zeitweiligen Mangels, sobald es meinem Fleiße gelingt, ihn der Mutter zu verbergen. Wo sind die Migränen geblieben, die mich sonst so häufig plagten? Es fehlt mir an Zeit zum Kränkeln. Was ist aus den eingeildeten Nervenleiden geworden, gegen welche der Arzt ironisch-kopfschüttelnd Stahlbäder verordnete? Die Gesundheit des Körpers kommt auch der Seele zu Gute. Ich erfahre erst jetzt, was reine Heiterkeit ist, die ich nur dem Namen nach kannte. Ja, wäre nicht das wehmüthige Gedächtniß des unglücklichen Vaters . . . und genau betrachtet hat auch dieses etwas Wohlthuendes.

Ich darf mich trösten, daß sein sanfter Tod ein Glück für ihn gewesen ist. Er hätte sich in ein Dasein, wie wir es führen, nicht einleben; er hätte, belastet mit der Schmach, welche sein unwürdiger Sohn über das Haus gebracht, nicht existiren können. Vielleicht wäre gar Willibald's Schuld durch's Geseß an ihm bestraft worden? Er ist sterbend gefänglicher Haft entgangen, der liebe Gott hat ihn zur ewigen Freiheit geführt. Mich aber hat Seine Gnade noch einmal in die Schule geschickt, damit ich nachhole, was ich bei meinen Lehrmeistern nicht erlernt hatte.

Vom 23. Es ist doch eigen! Wenn ich so neben der schweigenden Mutter, mit ihr um die Wette, in demselben Stoff stichle; und wenn unzählige Bilder aus jener Zeit an mir vorüberfliehen, sich drängend, jagend, eins das andere verdunkelnd, da versinken plötzlich alle wieder in's Nichts; ich vermag sie nicht festzuhalten, weiß mich kaum zu erinnern an die Gesichtszüge derer, die uns am nächsten standen, mit denen wir den lebhaftesten Verkehr hatten. Doch Robert von Randlau macht sein Anrecht auf mich geltend. Ihn erblick' ich immer gleich deutlich im hellsten Lichte; sein Bild verwischt sich niemals; es mischt sich nie unter die übrigen; es steht fest und klar vor mir. Und hab' ihn doch selten gesehen! Nur einmal mit ihm gesprochen! Was bringt ihn mir nahe? Ist's, daß er sich als Paul's wahrer Freund gezeigt? Ja gewiß, deshalb acht' ich ihn. Daß er leiden muß für seine Treue! Deshalb bedaur' ich ihn. Doch diese dankbare Achtung, dieses Bedauern erklären nicht hin-

reichend, was ich für ihn empfinde; was ich schon empfand, bevor er noch Beweise seines seltenen Edelmutheß gegeben. Wäre mein Gefühl? . . . Oh, ich will gern vermeiden, es tiefer zu ergründen. Fort mit allen Gedanken an ihn! Mögen sie noch so lieblich sein, sie können den Frieden der Seele nicht ersetzen, der vor ihnen zu weichen droht. Armuth — Entfagung — Arbeit! Die drei Worte bleiben meine Losung. Beglückte Liebe paßt nicht zu ihnen: und unbeglückte darf ich nicht in mir aufkommen lassen. Kein Seufzer darf die Mutter fürchten machen, ich ertrüge unser Geschick minder leicht und gern. Nur von meiner Heiterkeit nährt sich die ihrige; nur weil ich das Unvermeidliche fröhlich hinnehme, gewinnt sie Muth, sich geduldig zu fügen. Der erste Augenblick, wo sie mich wanken sähe, wäre der Beginn langen Elendes.

December.

Vom 12. Vergangenes Jahr erweckte der erste Tag des Christmonats eine Menge unbegrenzter Wünsche in mir, die ich auf langen Zetteln zusammenstellte, voll kühner Zuversicht, daß alle erfüllt werden müßten. Welche Masse ganz überflüssiger Gegenstände, die sehr viel gekostet und mir sehr wenig Freude gewährt haben! Und wie undankbar bin ich gewesen im hell-erleuchteten Saale, wo Tisch neben Tisch für uns geschmückt, von Geschenken überhäuft, aufgestellt waren, als mir dies und jenes nicht behagte, weil ich mir's anders gedacht hatte. Wie herzlos vernahm ich Paul's Bemerkung, daß an diesem Festabend

so viele arme Leute ihren Kindern gar Nichts schenken könnten; daß sie im Dunkeln frieren und hungern müßten, während bei uns unzählige Leckerbissen von unzähligen Kerzen beschienen wurden! „Solche Leute sind's nicht anders gewöhnt!“ hab' ich ihm grausam erwidert. Pfui über jene Bertha! Um wie viel schöner ist's doch in diesem Jahre! Kaum hatte sich Mutter gestern Abend zur Ruhe begeben, ging ich nach Paul's Stübchen, und wir begannen unsere kleinen Einkäufe zu besprechen, zu ordnen, unsere Vorbereitungen für den Christbaum zu treffen. Keine Nuß, kein Blättchen Schaumgold, kein Bogen buntes Papier, kein bemaltes Kerzchen, was nicht mit unseren mühsam erworbenen, zurückgelegten Pfennigen bezahlt wäre. Im Ganzen für etliche und vierzig Groschen Waaren. Das wird ein stattlicher Baum werden, den wir für die Mutter auspußen wollen! Und dann müssen noch drei kleine Bäumchen angeschafft werden für die drei Kinder unserer blassen, kränklichen Nachbarin gegenüber. Die zwei Mädchen bekommen warme, dicke Jacken, von brauner Wolle gestrickt, und der Junge einen Rock aus Paul's altem Flausch zugeschnitten. Eine Jacke ist schon fix und fertig, an der zweiten fehlen nur noch die Ärmel. Für den Rock des Jungen verlangt der Flickschneider im Eckhäuschen neben uns zwei und einen halben Thaler. Die treiben wir auch noch auf.

Vom 15. Paul hat Alles übernommen, was in's Gebiet der „Basterei“ schlägt, wie er's nennt, damit ich unterdessen meine Strümpfe für die Mädchen fertig bringe. Er schneidet Bildchen aus, klebt bunte Papier-

fahnen zusammen, versilbert Äpfel, vergoldet Nüsse und fügt Ketten aus kurzen Endchen Stroh auf dünne Fäden, an denen rothgefärbte Eierschalen mit kurzen Inschriften schweben sollen. Das glatte, gelbe Stroh nimmt sich beim Lampenlichte schon hübsch aus. Wie wird's erst glänzen, wenn all' unsere Wachskerzen leuchten! Er behauptet, das wäre seine Erfindung und prahlt damit. Ich bin ihm aber auf die Sprünge gekommen und hab' ihm auf den Kopf zugesagt, Strohkettens- und Eierschalen-Schmuck gehöre ursprünglich den Kindern, die am Sonntage Kätare mit ausgeschmückten Nadelholzbäumchen von Haus zu Hause singen gehen. Da war er entlarvt, gab das Plagiat lachend zu und gestand mir endlich: er hätte als Knabe oft die unwiderstehlichste Lust verspürt, sich jenen Bettelsängern anzuschließen und mit ihnen gemeinschaftlichen Chorus zu machen! Damals, sagt' er, durften dergleichen Gelüste nicht aufkommen, weil wir für reicher Leute Kinder galten. Jetzt würd' es uns Niemand untersagen, doch ich fürchte, wir sind schon ein Bißchen zu erwachsen. Oder hättest Du Neigung? fragt' er mich. Ja, erwiderte ich ihm, ich könnte mich entschließen, mit Dir vor die Thüren derjenigen zu treten und sie spöttisch anzusingen, die in unserem Hause zu schwelgen liebten und nach dem Tode des Vaters vergessen haben, daß seine Wittwe darbt. Da wurde Paul sehr ernst und unsere Scherze verstummten.

Vom 16. Der Christmarkt steht in voller Blüthe. Ich hab' mich gestern Abend (um Paul's Ausdruck zu gebrauchen) „rechtschaffen verummelt,“ mich möglichst

unkenntlich gemacht, und bin an seinem Arme durch die glänzend erleuchteten Reihen unzähliger Buden gegangen. Da begegneten wir dem alten Bürgermann, dessen Enkel auch Privatschüler meines Bruders sind. Der Mann ging ein Stückchen mit uns. Er schien wenig erbaut von all' der Herrlichkeit. „Sehen Sie,“ sprach er, „das ist ungleich schöner und großartiger wie vor Jahren. Es herrscht dabei Sauberkeit und Ordnung vor, und hat höheren Schmuck erhalten, der sonst nicht vorhanden war. Schon die gewaltigen Gasflammen geben der Geschichte einen gewissen Glanz. Und doch ist mir, wie wenn etwas fehlte, und ich denke mir: würde ich heute wieder ein Kind, könnt' ich nicht mehr empfinden, was ich als Junge empfunden habe, wo ich mich zwischen jenen ehemaligen, unregelmäßigen, meist ärmlichen, schwachbeleuchteten Budenreihen durchdrängte. Es kommt mir jetzt zu prächtig vor, zu sehr nach dem Lineal abgemessen, zu modern mit einem Worte. An den Begriff „Weihnachtsmarkt“ knüpft sich in meiner Erinnerung ein Anschein von Dürftigkeit, der gewissermaßen dazu gehörte. Wir wären die Talgstümpfchen, die einst solch zusammengestoppelten Kram im Halbdunkel ließen, ungleich lieber als die flackernden Flammen, welche jetzt Tag aus Nacht machen. Man sieht zu klar, die Täuschung ist verschwunden, mit ihr der Zauber des Geheimnißvollen. Wir Jungen schlüchtern, wenige Groschen in der Tasche, schüchtern umher, höchlichst gespannt, was dafür zu haben sein werde. Unsere Nachkommen machen diese Angelegenheiten geschäftlich ab, gleich geübten Rech-

nern, die sich nicht verblüffen lassen. Die Ausstattung ist elegant geworden; das kindliche Vergnügen ist abhanden gekommen. Vor den Buden prangen die Firmen der Verkäufer, jeder Knabe weiß, wo ihre Häuser stehn, sie sind nicht (wie dereinst) aus dem Boden emporgestiegen, nur um Christmarkt abzuhalten und dann wieder zu verschwinden; sie sind wohlhabende, angesehene Leute, sie thronen im Strahle des Gases, das Licht strömt ihnen aus denselben Röhren zu, welche allabendlich die Straßenlaternen speisen. Da giebt's Nichts mehr zu entdecken, Nichts mehr zu erstaunen, sich verblüffen zu lassen . . . und war dies nicht die Hauptsache?" — So redete, wenn auch vielleicht in minder gewählten Worten, der einfache Gewerbsmann, und nachdem er geendet, fragte er, ob wir noch gedächten Einkäufe zu machen. „Die armen Kinder, uns gegenüber,“ antwortete ich, „sind bedacht; und weiter reichen die Kassen nicht!“ — „Was schenken denn diese zwei großen Kinder ihrer Frau Mutter?“ — „Die bekommt einen schönen Christbaum!“ — „Sonst nichts?“ — Wir schwiegen. „Das geht nicht,“ rief er aus; „wissen Sie was, Herr Zirner: ich hab' auch früher für Ihren seligen Papa gearbeitet (der Mann ist Sattler), und er hat mich prompt bezahlt. Hab' recht hübsch an ihm verdient. Jetzt müssen Sie sich mit meinen Enteln quälen. Ihr Stundengeld wird Ihnen erst zu Ende des Monats ausgezahlt . . . der Mamma sollen Sie durchaus ein Geschenk machen. Kaufen Sie ihr, was sie ein Bißchen freut! Nehmen Sie, was ich auf Abschlag gebe; Sie bringen's schon beim Unterrichte wieder ein.“ —

Oh' Paul sich besinnen konnte, hielt er etliche harte Thaler in der Hand, und der alte Sattlermeister hatte sich im Menschengewühl verloren.

Vom 20. Ich blätterte in meinem Tagebuche und machte die Entdeckung, daß sich fast Alles, was ich seit länger als drei Monaten darin eingeschrieben, um Geld und Geldangelegenheiten dreht. Im ersten Augenblick erschrak ich darüber; wollte mir Vorwürfe machen wegen einer so niedrigen Gesinnung. Müßte man nicht fähig sein, sprach ich zu mir selbst, sich über einen Gegenstand zu erheben, dessen Wichtigkeit grade mir doch recht klar eingeleuchtet, seitdem ich auf so traurige Weise belehrt worden, wie vergänglich und unzuverlässig die Macht dieses irdischen Gözen ist? — Aber bei näherer Betrachtung bin ich zu ganz entgegengesetzter Ansicht gelangt. Ich habe das Bewußtsein gewonnen, Geld und Gold sei nur dann verächtlich, wenn es uns für das Höchste gilt; wenn wir es als Mittel betrachten, ein geist- und seelenleeres Treiben durch seine Hilfe auszufüllen; wenn wir, was blindes Glück uns zuwendete, gedankenlos vergeuden, selbst- und genußsüchtig, ohne bessere Zwecke. Sobald das Geld aber mühsam, reblich erworben, gewissenhaft zusammengehalten, nur benutzt wird, entsagungsmuthig und pflichtgetreu ein genügsames Dasein vor äußerstem Mangel zu sichern; sobald wir im Kleinen gut machen, was wir einst im Großen verdarben; sobald an jedweder Kupfermünze die Erinnerung thätigen Fleißes haftet, verwandelt sie sich, ihrem inneren Werthe nach, in ein

schweres, reines Goldstück, die gemeine Prosa des Geldes schwindet, an ihre Stelle tritt die Poesie der Armuth.

Vom 25. „Heiliger Abend!“ Es war der heiligste meines jungen Lebens. Die beschenkten Kinder lohnten uns durch ihr Entzücken. Unsere Mutter gestand, daß sie sich noch nie so beglückt gefühlt habe! Sie sei stolz, versicherte sie, auf Paul und Bertha; „sie verdiene gar nicht, solche Kinder zu haben!“ Ach, welch' himmlischer Klang ertönte mir in diesem Weihnachtsliede!

Aber von wem kam das räthselhafte Geschenk, welches für Paul bei Ottmar's abgegeben worden ist? Ein Fabrikarbeiter hat es gebracht. Das kleine Packet hatte die Form eines Buches, als solches wies es sich denn auch aus, und wie Paul die Hülle öffnete, erkannte er die Geschichte von „Siebenkäs, Leibgeber und Venette.“ Am Schlusse derselben ist die Zeile: „Und die Leiden unseres Freundes hatten ein Ende!“ roth unterstrichen. — Von meinem Namensvetter Jean Paul, rief der Bruder, indem er mir's zureichte. Ich entdeckte, darin blätternnd, den rothen Strich und bemerkte zugleich, daß Paul auch erröthete. Natürlich hab' ich vermieden, durch indiscrete Fragen ihn in Verlegenheit zu setzen. Lies Du's nur, sprach er, ich kenn' es schon! Da hab' ich denn gelesen und gelesen von zehn Uhr Abends bis jetzt, und je tiefer ich mich in diese Mischung von grellem Scherz und rührender Wehmuth hineinlas, desto deutlicher wurde mir der Gabe Sinn. Wer daraus nicht lernt, die kleinen Freuden der Armuth zu schätzen, der muß kein menschliches

Gefühl haben; und auch ihre Leiden lächelnd ertragen lehrt dieses Buch. Vielerlei in der Erzählung ist mir ungenießbar geblieben wegen seiner barocken Form; nur manches Humoristische hab' ich verstanden, manches hat mich abgestoßen. Aber der Kern ist göttlich; die Form ist ja nur Schale. An der inneren, weißen Seite des Einbanddeckels steht mit blassen Bleistiftzügen, weniger geschrieben als hingehaucht: „Suchet, so werdet ihr finden!“ — Was mag das bedeuten? Bezieht sich's auf des Buches Inhalt? oder . . . ?

Vom 26. Paul hat das überklebte Blatt abgelöst. Darunter lag in seines Papier gefaltet ein Hundertthalerschein. Auf dem Papier stand, abermals kaum lesbar: „Für Mutter und Schwester!“

Mein Bruder entfärbte sich. „Nein, ich darf's nicht annehmen,“ flüsterte er, ging in sein Gemach, schrieb lange, begab sich zu Ottmar's hinunter . . . bald darauf sah ich ihn nach der Stadt eilen. Rührt die geheimnißvolle Sendung etwa von einem Mädchen aus unseren ehemaligen Kreisen her, die sich auch für den verarmten Sohn des Hauses noch interessirt? Es waren deren drei, denen er auf seine Weise den Hof machte. Von denen ist's keine; dafür bürg' ich . . . Eine gänzlich unbeachtete? Ein Blümchen, welches im Verborgenen blühet? . . . Gleichviel. Er hat Recht, dieses Almosen zurückzuweisen, denn ein solches ist's. — Dennoch thut er dadurch einem warmen Herzen vielleicht sehr weh!

Vom 30. Es hat ihn heftig angegriffen. Auch ist

er schon seit etlichen Tagen leidend und will's nicht Wort haben. Wenn er nur nicht ernstlich erkrankt! Gott erbarme Dich!

Vom 31. Mein liebes Tagebuch, für Dich wird mir im neuen Jahr wenig Zeit bleiben. Nur mit flüchtigen Worten soll festgehalten werden, was sich begiebt, damit ich einst, wenn wir die Noth überstehen, nachlesen könne, an welchem Tage dies und jenes Leiden mich beugte, an welchem (will's Gott) die Hoffnung bei uns wieder einkehrte!

Paul liegt schwer danieder, unser Arzt erklärt's für ein gefährliches Nervenfieber. Der gute Doctor! Schüchtern und verzagt bin ich in später Nacht bei ihm eingedrungen, zweifelhaft, ob er mich noch kennen wolle, die ihn so oft geärgert? Außer Athem von schnellem Laufen durch lange Gassen stürzte ich in sein Studirzimmer. Er empfing mich wie seine Tochter, ließ gleich anspannen, dankte für mein Zutrauen. Ja, es giebt gute Menschen!

Januar.

Vom 2. Gestern, am Neujahrstage, ist auch die Mutter krank geworden. Nun hab' ich vollauf zu thun. Ich wundre mich über meine Kraft, über meine Besonnenheit, die mich den Kopf nicht verlieren läßt. Gott ist in dem Schwachen mächtig.

Vom 13. Fast wird's mir zu viel. Unsere Mutter darf nicht erfahren, wie schlecht es um Paul steht; sie

will mich immer in ihrer Nähe haben. Und die Gärtnerin weiß sich mit meinem armen Bruder und seinen rasenden Fieberphantasieen keinen Rath.

Ich möchte immer bei beiden Kranken zugleich sein. Aber welche Wonne steht mir bevor, wenn sie genesen!... Nur etliche Stunden ruhigen Schlafes möcht' ich wieder einmal genießen.

Vom 15. Wenn die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten. Wie ich gestern Abend auf den Zehen von der schlummernden Mutter weg schlich, um nach Paul zu sehen... wer saß am Bette? Sein Freund Robert! Ich erkannte ihn anfänglich kaum, weil er in Civilkleidern ganz fremd ausah. Doch als er mich anblickte, erkannt' ich ihn gleich! Er winkte mir entgegen, daß ich schweigen solle, und bedeutete mich, schlafen zu gehen. Frau Ottmar habe ihm gelobt, läspelte er, diese Nacht hindurch bei meiner Mutter zu bleiben; er werde Paul nicht verlassen; ich bedürfte endlich einmal ungestörter Ruhe. — Da gehorchte ich ihm. Sein treues Angesicht hat mich in Schlaf gelächelt, und ich bin wie neugeboren aufgestanden.

Vom 22. Paul's Fieber hatte gestern den höchsten Grad erreicht. Der Arzt sah bedenklich drein und mir entging nicht, daß er mit Robert zischelte. Ich hielt mich auf's Aeußerste gefaßt. Mitten in des Bruders tolle Phantasieen und quälende Visionen, wo er immer den seligen Vater gegen Willibald's boshafte Anfälle vertheidigen wollte, trat ein lichter Moment. Er schien bei klarer Besinnung, nannte Herrn von Randlau und mich

mit Namen, dankte für unsere Pflege mit brechender Stimme, ergriff unsere Hände und vereinigte sie. Wer mag einem Sterbenden widerstehen? Ich ließ ihn gewähren. Dann gab er mir unverständliche Aufträge für „sie!“ Ich fragte ängstlich, wen er mit dieser „sie“ meine. — Sie, sie, die mich liebt, wiederholte er mehrmals . . . und verfiel wieder in seine martervollen Träume.

Vom 23. Der Himmel sei gepriesen! Die Gefahr vorüber, Paul gerettet, schwört der Arzt.

Vom 24. So lange wir den theuren Bruder und Freund zu verlieren fürchteten, hat Herr von Randlau weder über sein Geschick, noch über seine Verhältnisse zu mir geredet. Er hat mit ausdauernder Hingebung sich der Krankenpflege geopfert, bestrebt, jegliche Mühe und Beschwerde mir abzunehmen, und ist, so zu sagen, aufgegangen in eifrigster Vollziehung ernster Pflichten, die er sich freiwillig auferlegt hatte. Gestern sprach er zum ersten Male von sich und gab mir zu hören, daß er, nach versöhnendem Ausgange seiner dienstlichen Angelegenheiten mit ehrenhaftem Abschiedszeugniß entlassen, eine gute Anstellung gefunden habe als Correspondent bei dem Besitzer großer Fabriken, welche unweit der Südvorstadt eine kleine Stadt für sich bilden. Es sei das gewissermaßen ein Vertrauensposten, den er indirect meinem Bruder verdanke. Das war mir unverständlich. Er setzte auseinander: sein rücksichtsloses Einschreiten für Paul sei Veranlassung dazu gewesen. Die Tochter jenes Herrn Richmann habe davon gehört, und sie

habe ihn dem Vater, der zunächst einen zuverlässigen Menschen gesucht, als höchsten Zutrauens würdig empfohlen. Ob sie und Paul sich persönlich kannten, wisse er nicht bestimmt; vermuthet jedoch, Auguste Richmann sei mit der im Delirium genannten „sie“ gemeint gewesen. Auf meine Anfrage, wie sich sein hiesiges Krankenwärteramt mit dem jüngst übernommenen Amte eines Correspondenten vertrage, erklärte er, man habe ihm Erlaubniß dazu gegeben. Diese sei nun, mit der dringenden Gefahr, erloschen; er müsse sich voll verdoppelten Fleißes seinem Berufe zuwenden; denke jedoch, öfter eine Abendstunde bei uns zuzubringen, wosfern mir seine Gegenwart nicht lästig werde. Ich hab' ihm erwidert, wir würden uns herzlich freuen, wenn er seinen Freund so oft wie möglich besuche! Auf Paul's viel-sagendes Zusammenfügen unserer Hände in der grauenhaften Fiebernacht hat er sich nicht die leiseste Anspielung erlaubt.

Vom 28. Mutter ist außer Bett; sie vermag schon mit mir an Paul's Lager zu sitzen. Er erholt sich langsam, aber, wie der Arzt meint, desto sicherer.

Februar.

Vom 1. Robert stellt sich pünktlich gegen Abend ein und erfrischt uns alle durch sein Gespräch. Was für schöne Stunden verdanken wir ihm! Sie wären noch schöner und heller, würden sie nicht bisweilen verbunkelt durch die aus der Ferne drohende Besorgniß vor der Apothekerrechnung. Unser großmüthiger Arzt, der für

seine Mühe Nichts fordern will, hat für's Erste dort gut gesagt. Jetzt geht es an stärkende Arzneimittel. Auch ein oder zwei Spitzgläschen vom besten alten Ungarwein darf der Genesende täglich nehmen. Ich bin so glücklich gewesen, einige Flaschen des vorzüglichsten mit dem Gelde bezahlen zu können, welches mir der Goldarbeiter für meine letzten zwei Ringe gab. Jetzt trag' ich keinen Ring mehr. Wozu auch? Mutter und Paul achten nicht darauf. Robert's Scharfblick ist es nicht entgangen. Er scheint sich darüber zu freuen.

Vom 7. Die beiden Bürgerfamilien, deren Kinder Paul unterrichtete, haben unaufgefordert das Stunden-geld für vergangenen Monat geschickt, und unser alter Freund vom Weihnachtsmarkt ist selbst gekommen, sich zu erkundigen, wie's dem Bruder geht.

Vom 9. Randalau ist ein guter, kluger, zartfühlender Mensch. Daß er mich wahrhaft liebt, davon hält sich auch Mutter überzeugt. Paul hat es ja längst gewußt, ohne daß Jener eine Silbe darüber zu sagen brauchte. Nun, mir ist's auch nichts Neues. Aber wie steht's denn mit mir? . . . Alberne Ziererei! Mag es hier prangen in großen, festen Lettern: Ich lieb' ihn mehr als mein Leben! Und ich darf den Meinigen bekennen, was noch vor einem Jahre tief in's tiefste Herz hätte verschlossen bleiben müssen.

Ich darf's laut gestehen! Gesegnet sei unsere Armuth!

Vom 11. Ein neues, reines Blatt für das Ereigniß des gestrigen Tages. Auguste Richmann hat mich auf-gesucht und ist ohne lange Einleitung auf die Sache

eingegangen, welche sie zu mir führte. „Ich will,“ so begann sie, „die Schwester eines jungen Mannes kennen lernen, an dessen Krankheit außer Ihnen, seiner Mutter und seinem Freunde wohl Niemand schmerzlicheren Antheil genommen als ich. Woher diese Theilnahme rührt, muß ich Ihnen eingestehen auf die Gefahr hin, lächerlich zu erscheinen. Mein Vater ist ein Mann, der sich kühn emporgearbeitet, mit Nichts große Unternehmungen gewagt, und umsichtig wie er ist, glücklichen Erfolg gewonnen hat. Geistige und gesellige Bildung besitzt er nicht, wohl aber Herz und Verstand. Ich bin aufgewachsen, wenig unterrichtet, mir allein überlassen, denn die Mutter starb nach der Geburt des zweiten jüngeren Bruders, und ich mußte vom zehnten Lebensjahre an bei den zwei kleinen Knaben ihre Stelle vertreten. Ich habe neben der Hauswirthschaft Mancherlei für mich gelernt, viel Gutes gelesen, doch von gesellig-verfeinertem Umgange schloß mich des Vaters Unbekanntschaft mit solchen Ansprüchen aus. Als ihm nun plötzlich der Gedanke aufstieg, eines wohlhabenden Mannes Tochter müsse sich der Welt zeigen, und als er mich auf einem halb öffentlichen Ball von vornehmerem Zuschnitt einzuschwärzen beschloß, fragte er nicht danach, ob ich mich zu benehmen wisse, ob ich tanzen könne, ob ich dahin passe. Er begnügte sich, mir anzukündigen, was er vorhabe.

Da stand ich nun im großen Kreise, wie ein geschmacklos aufgepußtes Opferlamm, verlassen, dem Gespött mitleidloser Stuger preisgegeben. Schön bin ich nicht, wie Sie sehen. Was an mir etwa erträglich ist, kann nur

Geltung erwerben, wenn die Statue sich belebt. Das that sie wahrlich nicht in dem Gemüthe, welches mich nur schwindlich machte. Mehrere Tänzer wollten es dennoch mit mir versuchen. Einer nach dem andern gab mir unter höhnlichem Vorwande den Kaufpaß! Mein Vater bekümmerte sich nicht um mich; er war von Geschäftsfreunden in Anspruch genommen. Ich drückte mich gedemüthigt in eine Ecke; hätte am liebsten geweint.

Da fand sich ein Studiosus zu mir — ich wähnte, er heiße Fuchs, weil ich ihn vorher von andern Studenten so hatte anrufen hören — der setzte sich neben mich und sprach wohlthuende Worte:

„Es fehle mir an Uebung, sonst würd' ich eine leichte, elegante Tänzerin sein; es käme nur darauf an, daß mein Tänzer mir nachzuhelfen verstände; ich solle mich nicht grämen über die Ungezogenheit einiger Herren; und ob ich's nicht mit ihm versuchen wolle, um jene zu überführen, daß die Schuld an ihnen läge.“

Wie bezaubert, ließ ich mich von ihm in die Reihen ziehen. Es gelang ihm wirklich, einige Male mit mir ohne Anstoß umherzuwalzen, dann rief er lächelnd: Nun ist unsere Ehre gerettet, und brachte mich wieder auf meinen Platz. Doch eh' er mich verließ, flüsterte er mir freundlich zu, ich möchte heute keine Aufforderung mehr annehmen und überhaupt keinen Ball besuchen, eh' ich nicht eintigen Unterricht im Tanzen genommen. Ich will von nun an nie mehr tanzen, entgegnete ich lebhaft. Er sah mich erstaunt an. Welche wunderbare Umwandlung in Ihren Zügen! sprach er. Ich blickte verlegen zu

Boden. Er verbeugte sich und ging. Später, wie ich im Arme gesuchter Tänzerinnen ihn schweben sah, erkundigte ich mich bei einer älteren Frau in meiner Nähe, wer er sei. Er ist Ihnen nicht vorgestellt, sagte diese, und hat Sie dennoch aufgefodert? Das ist stark. Dergleichen erlauben sich nur solche übermüthige Geldmenschen. Er ist der Sohn des „Millionärs“ Zirner.

Ich hatte sein Benehmen gegen mich ganz anders ausgelegt und habe seitdem, was ihn betroffen, mit Aufmerksamkeit dankbar verfolgt. Als ich erfuhr, wie sich ein Herr von Randlau für ihn geschlagen, und wie hart dieser unbemittelte Offizier büßen mußte, was er in feuriger Freundschaft gethan, suchte ich dem edlen Freunde durch meinen Einfluß auf den eigenen Vater nützlich zu werden. Das gelang. Dagegen mißrieth ein allerdings ungeschickter Versuch, Ihrem armen Bruder bisweilen die Sorge um Schwester und Mutter zu erleichtern. Er entdeckte die ungenannte Spenderin der ersten Sendung, die wahrscheinlich sein Ehrgefühl verletzte, und stellte mir den kleinen Beitrag für Ihr Hauswesen zurück. Das schüchternete mich ein. Diesmal wend' ich mich an Sie! An die gute Bertha, die meines Vaters guter, fleißiger Geheimschreiber und Vertrauter, unser von Randlau, verehrt gleich einer Heiligen. An Sie wend' ich mich, an die Schwester, und bringe in meines Vaters Namen den Antrag für Ihren Bruder Ihnen: Er möge Hauslehrer bei meinen Brüdern werden! Er soll, wenn er darauf eingeht, unbeschränkte Freiheit

für seine Person behalten — das bitt' ich besonders hervorzuheben! — soll in Allem sein eigner Herr sein. Und er darf auf des Vaters Erkenntlichkeit, als auf die eines schlichten, rechtschaffenen Mannes rechnen. Bringt Herr Paul Zirner unsere Jungen vorwärts — und es sind lenksame, begabte Burschen — dann wird für ihn . . . doch das mag Vater mit ihm besprechen. Mich lassen Sie dabei gänzlich aus dem Spiele! Von Augusten rede Bertha nicht. Sie dürfen als Anstifter dieses Planes Herrn von Randlau bezeichnen und werden keine Unwahrheit sagen.“ — — — So sprach Auguste Richmann.

Was wird mein Paul beschließen?

Vom 12. Paul hat angenommen! Die ersten Zeilen, die er mit zitternder Hand wieder zu schreiben versuchte, enthalten die Zusage an Herrn Richmann.

Vom 14. Robert ist wie verwandelt durch Paul's raschen Entschluß. Es ist eine Zuversicht über ihn gekommen, die er bei uns niemals gezeigt. Er hat sogar um eine Unterredung mit meiner Mutter gebeten.

* * *

*

Hier schließen die uns zugänglichen Excerpte aus Bertha's Tagebuche. Der Erzähler hat noch zu berichten:

Ein Jahr, nachdem Paul Zirner als Hauslehrer bei Richmann's eingetreten war, im Monat März, ging seine Schwester Bertha mit Robert zum Traualtare.

„Wie schön der Myrthenkranz ihr läßt!“ sagte Frau Christine Ottmar zu ihrem, ebenfalls in der Kirche anwesenden Manne.

„Und,“ setzte dieser hinzu, „die weiße Camellie vor der Brust! Ja, wer weiß, ob sie heute copulirt würden, hätte mein Baum vergangenes Jahr nicht zu spät geblüht!“

Beim Festschmause, den Vater Richmann gab, und bei dem er neben Mutter Zirner saß, stieß er mit dieser an: „daß wir über's Jahr noch eine Hochzeit feiern!“

Auguste, die es vernommen, wurde purpurroth. Paul wollte heimlich an seinem Glase nippen. Seine Schüler tranken ihm zu: „Prosit, Herr Schwager!“

Robert hielt Bertha's Hand in der seinen und flüsterte ihr zu:

„Hätt' ich zu ahnen gewagt, da ich Dir die Blumen zum Kranze brachte, daß ich noch so glücklich werden könnte! Bist Du's denn auch?“

„Welche Frage, mein Freund! Aber laß' uns nie vergessen, daß wir dieses unverdiente Glück der Armuth verdanken. Und laß' uns, auch vor ihr geschüßt, immer ihre kleinen Freuden festhalten. Nur sie beglücken dauernd.“

Was ist des Deutschen Vaterland?

Es war meines Bedünkens erst im Jahre acht und vierzig, daß dieses Lied wieder aufkam, nachdem wir es vor einem halben Menschenalter auf allen Turnplätzen, bei jeder Versammlung der Burschenschaften erklingen gehört. Deshalb konnte sich ein Norddeutscher, der im April achtundvierzig zufälliger Weise nach Oesterreich reisete, nur schwer in die unerfättliche Begeisterung finden, womit immer und immer wieder diese melodische Frage aus tausend und aber tausend Kehlen um ihn herum ertönte und sogar den Schlaf des ermüdeten Reisenden bei Nachtzeit brüllend unterbrach, wenn eine Schaar politisch-durchgebildeter Jünglinge das nahe gelegene Bierhaus verließ und beim Rasseln mächtiger Schlepssäbel sich — mit nicht allemal klaren Tönen — nach einem Lande erkundigte, welches man in voller Unschuld für ein schon entdecktes gehalten, welches nun aber auf einmal wieder abhanden gekommen zu sein schien. Soll ich's ehrlich bekennen, das liebe Lied erinnerte mich, wie es da auszog, einem irrenden Ritter ähnlich, auf große Verbesserungen, gewaltige Eroberungen, erhabene Thaten, an einen gewissen Don Quixote von la Mancha, der sich rüstet, sämmtliche Ungleichheiten irdischen Daseins auszugleichen, dabei aber, wie uns Cervantes versichert, in bester Meinung sehr viele Ungechtigkeiten, Albernheiten, Dummheiten begangen und veranlaßt haben soll, deren künstlerisch-meisterhafte Auf-

zählung sinnige Leser heute noch belustiget. Besagter Don Quixote erfreute sich bekanntlich eines Schildknappen, eines Sancho Pansa, der auf kleinem Esel als verkörperte Prosa des hohen Ritters erhabenen und poetischen Wahnsinn ironisch parodirt, ohne dies selbst zu wollen und zu wissen. Im Jahre achtundvierzig übernahm das sogenannte „Fuchslieb“ offenbar die Stelle des Sancho Pansa. (Ich rede immer noch von Oesterreich.) Während der Ritter auf stolzer Rosinante unermüdblich neue Erkundigungen einzuziehen bemüht blieb, „was des Deutschen Vaterland sei“ und, mit seinen eigenen, sich selbst gegebenen Antworten nicht zufrieden, immer unentschiedener wurde, wo er es suchen, wie er es finden solle, während er, von romantischen Schwindeln befallen, die abenteuerlichsten Streiche probirte, innerlich unklar über deren rechten Zweck, kannte Sancho Pansa (oder das Fuchslieb) diesen Zweck ganz genau. Denn es hielt sich an Realitäten, freute sich der glücklichen Errungenschaften: des nächtlichen Kneipens; des forcirten, unfreiwillig-freiwillig-gegebenen Creditess; der aufgelsbseten Ordnung in Schule und Leben; vorzüglich aber des Rauchens auf der Gasse, des freien, unverkümmerten Brand- und Rauch-Opfers, welches mit wohl- (?) riechenden Wolken die Göttin der Freiheit umsäuseln durfte. Solcher materiellen Vergnügungen voll, fragte es nach seines ritterlichen Vorkämpfers Idealen nur wenig. Auf jedes noch so ernst gemeinte: „was ist des Deutschen Vaterland?“ respondirte es sein resolutes: „Bei Hall' steht eine Mühl!“ und: „was kommt da

von der Höh'!" Als lohnte sich's übrigens weiter nicht der Mühe, sich um Höhen und Tiefen und all' den Plunder zu bekümmern, erklärte es kurz gebunden sämtliche außer ihm befindliche irdische und überirdische Verhältnisse, wie Persönlichkeiten (eigene Familienglieder nicht ausgenommen) für ledern. „Der lederne Herr Papa!“ „die lederne Mamma!“ Alles ledern!

Auch dieser Sancho Pansa, dieses Fuchslieb, war dem norddeutschen Studenten etwas Altes, Abgelebtes. An die naiven Modulationen desselben knüpfte sich etwa nur ein tagenjämmerlicher Morgentraum vom ersten (hoffentlich letzten) Bierrausche beim Fuchs-Commerß. Aber wer hätte wohl, da man schrieb achtzehnhundert und siebenzehn, vorahnen können, daß jener abgedroschene Gesang unserer Ur-Ur-Großväter, der „Hallenfer," solche Bedeutung gewinnen werde im Jahre der Gnade achtundvierzig? habent sua fata, — nicht nur libelli, auch gassenhaueri.

Sei's um den Gassenhauer! und trabe Sancho Pansa mit seinem Eselein fürbaß! Wir haben's mit dem Ritter zu schaffen, mit dem großstnigen Don Quixote: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

Und will ich etwa diese Frage eine Don Quixoterie nennen? Gott bewahre mich vor der Frechheit! So gewiß unser alter, frommer Urndt ein echter Deutscher ist; so gewiß sein Name jedem redlichen Deutschen heilig bleibt; so gewiß bleiben es auch seine reinen, kräftigen Lieder, und dies Kernlied obenan.

„Heilig“ hab' ich geschrieben? Warum denn

nicht? Mir fällt dabei Savater ein, — Savater der Protestant — der an Friedrich Stollberg bei Gelegenheit von dessen Uebertritt zum Katholizismus in einem herrlichen Briefe spricht: Thue Thaten, welche beweisen, daß Deine Aenderung einen großen Zweck hatte, und daß Du den Zweck nicht verfehlest. Werde ein Heiliger, wie Borromäus. Ihr habt Heilige, ich leugne es nicht. Wir haben keine; wenigstens keine, wie Ihr habt. —

Also doch auch Heilige, wenn schon keine christkatholischen? Also doch auch Heilige durch reinen Wandel, seltene Tugend, gottähnlichen Werth? Und wenn dann ein Mensch den Ruf eines solchen (sei mir der Ausdruck gestattet) weltlich-Heiligen verdient, wer mehr als E. W. Arndt, an dessen Erdenwandel, verfolge man ihn durch ein langes Leben aus der Heimath des schwedischen Pommerns bis an die Ufer des Rheines, auch nicht ein Stäubchen, auch nicht die Spur eines Makels hastet! Einer von den wenigen Tugendhaften, zu denen wir arme Sünder vertraulich ausblicken können und auch gern wollen, weil sie von ihrer Tugend weder Profession machen, noch Andere verdammen. Dieser preiswürdige Mann hat gefragt, was des Deutschen Vaterland sei? Und das Lied, in welchem die wichtige Frage poetisch durchgeführt wird, hab' ich mit dem irrenden Ritter von la Mancha verglichen. Ist das nicht sträflich?

Ich denke nicht; weil ich mir denken kann, daß jener närrische Kauz, bevor das Lesen alberner Ritterromane ihn zum phantastischen Narren machte, ein hochbegabter, edelgesinnter Jüngling gewesen ist. Späteren partiellen

Wahnsinn bei Seite, ist er ja auch noch immer ein muthiger, das Beste wollender Mann geblieben: seine Zwecke sind im Grunde rein und schön; nur die Mittel, deren er sich bedient, stempeln ihn zum Tollhäußler. Und mögen wir noch so laut über seine verrückten Streiche lachen, wir müssen ihn daneben immer bedauern — und verehren.

Arndt's Lied an und für sich, wie er es sang und meinte, ist so klar, hell, edel, wie Alles, was er gab. Der Mißbrauch hat es entweiht; falsche Auslegung und Anwendung hat es für, Gott sei Lob! kurze Zeit zum Losungswort unsinnigen Aufruhrs gemacht. Was kann der Dichter dafür, daß die es damals brüllten, blind und taub waren? Denn blind und taub ist Jeder, mag er sonst noch so begabt sein, dem das heiße, aufgeregte Blut vor Augen und Ohren sauset; dem es die Fähigkeit besonnenen Urtheils raubt. Besonders in jungen Jahren. Auch will ich gern zugestehen: ich möchte Nichts zu schaffen haben mit solchen Menschen, denen nicht zur Zeit, wo sie Jünglinge wurden und waren, ihr wallendes Blut wonnevolle Täuschungen vorgespiegelt hätte von einem einzigen, großen, nach Außen gewaltigen deutschen Kaiserthume; die nicht daneben geschwärmt hätten für unerreichbare Ideen im Reiche der Unmöglichkeiten; die nicht ihre beneidenswürdig-seligen politischen Flegeljahre durchgemacht hätten, sollten sie dabei sogar von „Republik“ geträumt haben! O diese muß man durchmachen. Und wehe Dem, der als alter Herr auf die Welt kam; der seine Flegeljahre übergang! Er wird sie nachholen

müssen; — weshalb es auch so viele alte Flegel gab und giebt. Ja, man ist blind und taub. Man will mit dem Kopfe durch die Mauern rennen. Das schadet auch Nichts; wenn nur bei Zeiten noch die Einsicht erwacht, daß Mauern fester sind, als Menschenschädel. Blind und taub waren Diejenigen, die Arndt's Lied so auslegten, als habe der Dichter darin aussprechen wollen, was sie fälschlich hineinschoben oder herausschriean. Blind und taub waren Jünglinge und Knaben, denen es nicht übel zu nehmen ist von wegen des heißen waltenden Blutes. Taub und blind auch waren deren Führer, denen es sehr übel zu nehmen ist, weil Eitelkeit und freche Ehrsucht, oder Neid und Habgier bei diesen die Stelle des heißen Blutes übernahm; wofür es keine naturgemäße Rechtfertigung mehr giebt.

Unverständiger ist noch kein Gedicht interpretirt worden.

„Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's Land der Schweizer? Ist's Tyrol? ic.
Gewiß ist es das Oesterreich,
An Siegen und an Ehren reich?“ ic.

Wo um Alles in der Welt läßt sich da auch nur ein Buchstabe entdecken, der auf Umsturz der Monarchien, auf republikanische Faselien hindeutete? Im Gegentheil: sämmtliche fragende Strophen — (auch die sechste, mit ihrem unverhüllten Schmerze über äußere Zerrissenheit und zugleich deren historischen Ursprung bezeichnend,)

wollen weiter Nichts, als die friedliche und befriedigende Antwort herbeiführen:

„So weit die deutsche Zunge klingt!“

Der Dichter, tief empfindend, wie unheilbar jene Trennung ist, welche verschiedene deutsche Stämme südlich und nördlich scheidet, weist auf den gemeinsamen Mittelpunkt einzig-möglicher Versöhnung und Vereinigung, auf die innere Heimath der Geister hin. „So weit die deutsche Zunge klingt,“ — was kann und soll das heißen, als: überall wo deutsche Wissenschaft und Kunst, deutscher Sinn und deutsches Streben, deutsche Anerkennung fremder Verdienste, deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit, wo deutsche Zunge und Sprache leben, gelten, wirken, da soll des Deutschen Heimath sein und bleiben. Und wäre diese gebunden an irdische Grenzen, von Gebirgen, Flüssen, Zollschranken gezogen? Wäre das eigentliche, innerlichste Deutschtum abhängig vom Scepter des Regenten? Wären Diejenigen keine Deutsche mehr, die über fremde Länder, Ströme, Meere hinaus diese ihre Heimath behalten und bewahren wollten? Klinger, der Dichter eines „Conradin,“ kein Deutscher mehr, weil er in St. Petersburg russische Cadetten erzog? Winkelmann, Platen, Döbbel keine Deutschen mehr, weil sie italienischen Himmel suchten, um zu lehren, zu dichten, zu malen, — zu sterben? Klopstock kein Deutscher, weil er dänische Pensionen empfing und unter dänischer Herrschaft begraben ward? Alexander von Humboldt kein Deutscher

mehr, da er Frankreichs Hauptstadt zum Aufenthalte wählte, um von dort seiner Wanderungen wissenschaftliche Ergebnisse in einer europäischen Weltsprache der staunenden Welt zu verkünden? Johannes von Müller kein Deutscher, der an Jerome Bonaparte's improvisirtem Throne weilte? Herder kein Deutscher, wie er in Riga begann, seines Geistes Morgenstrahlen leuchten zu lassen? Tene unzähligen Freunde, Gönner, Kenner deutscher Muse in endlosen Gefilden von Mitau bis Astrachan? Die Professoren in Dorpat, die Akademiker in Moskau keine Deutsche? Kaupach, Trinius in Petersburg keine Deutsche? Die Sachsen in Siebenbürgen keine Deutsche? Der gekrönte Schätzer unserer Literatur, Leopold von Coburg kein Deutscher, seitdem er König der Belgier hieß? Mozart, weil er für Mailand Opfern schrieb? Gluck, weil er in Paris gegen Piccini kämpfte und siegte? Händel, weil er das Londoner Haymarket-Theater dirimirte und God save the King componirte? Mozart, Gluck, Händel keine Deutsche? Ist nicht recht wie für diese Drei dem Verse: „So weit die deutsche Zunge klingt,“ der andere beifügt: „Und Gott im Himmel Lieder singt?“

Das haben sie gethan, so wahr sie Deutsche blieben und sind! Wollt Ihr Deutschland nur in deutschen Ländern suchen? Nun, Ihr guten Leute, so sagt uns erst: wie weit erstrecken sich diese in Eurer Geographie? Sind die Deutschen jenseits der Oder und Weichsel keine Deutsche mehr, sobald sie zwischen Polaken hausen?

Oder sind sie es dennoch; — ei, könnt Ihr dann Jene über Niemen und Dina und weiter hinaus verleugnen? Oder seid Ihr gesonnen, Esthland, Kurland, Livland ihrer gegenwärtigen Regierung zu entreißen, um die deutschen Einwohner in Eure Weltbeglückungsanstalt aufzunehmen? Ich hege keinen Zweifel, daß dergleichen Heldenthaten Eurer großen Republik wahres Kinderspiel sein würde, (wenn sie selbst überhaupt mehr als Kinderspiel würde) — nur wähnt nicht, den Bewohnern der Ostseeprovinzen viel Vergnügen dadurch zu bereiten. Sie würden sich höchst wahrscheinlich dahin erklären: gute russische Unterthanen und dabei ebenso gute Deutsche zu bleiben, wie sie gegenwärtig sind. Ja, bessere Deutsche, als Viele, die bei gewissen Gelegenheiten gegen ihre deutschen Brüder im Großherzogthum Posen stimmten, oder gar Jene, welche äußerten, man müsse Herrn Ledru-Kollin herbeirufen, um . . . Genug davon!

Was würden etwa die in Deutschlands Herzen heimischen, zum Selbstbewußtsein ihrer Nationalität erweckten und erwachten Slaven denken, wenn man ihnen in consequenter Durchführung Eurer Principien ihr Slaventhum, im besseren Sinne, das heißt: ihre Geschichte, ihre Literatur, ihre Poesie abstreiten, unterdrücken wollte, weil sie (bisher von deutschen Herrschern regiert) sich jetzt Eurer Demokraten-Herrschaft fügen müßten? Würden sie sich das gefallen lassen? Wie?

Ist Böhmen nicht des Deutschen Vaterland, der
 Holtei, Charpie. II. 17

dort, von Deutschen geboren und erzogen, zum Deutschen aufwuchs? Ist Prag nicht des slavischen Böhmen Vaterstadt auch? Und können Beide nicht, der Slave wie der Deutsche, ihre innere, ihre Geistes- und Herzens-Heimath, Jeder die seinige, gleich innig lieben?

Es gibt nur ein Deutschland, welches unvergänglich, untheilbar ist und bleibt:

„Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blickt,
Und Liebe warm im Herzen sitzt;
Das ist des Deutschen Vaterland!“

Wo theilhabender Genosse an unserer Sprache Schatz, vom Markt des Wissens kräftig genährt, von immergrünen Zweigen aus unserem Dichterwalde geschmückt, von Häuslichkeit und reinlicher Ordnung gefällig umgeben, von treuer Freundschaft und uneigennützigem Wohlwollen durchdrungen, in bescheidenem Selbstgefühl, der Mensch den Menschen lieben gelernt ohne jenen abgeschmackten Dünkel und Nationalhochmuth, den uns andere Völkerschaften häufig so starr und abstoßend in's Gesicht werfen, vermeinend, sie wären aus besserem Teige geknetet, als Adam.

Wer Deutschlands Zertheilung in viele kleinere Fürstenthümer für ein Unglück betrachten will . . . , mag er! Ja, mag er auch, besonders wenn er im Geiste und im Herzen ein guter Preuße ist, die unerschütterliche

Hoffnung festhalten, daß Preußen dereinst der großen Pflicht, dem hohen Berufe nachkommen werde, die vielfach getrennten Länder durch besonnene Kraft-Entfaltung zu einem deutschen Lande zu machen.

Ob jedoch Preußens Zuwachs an Kraft, — weise derselbe noch so entschieden auf Deutschlands Vereinigung hin, — Denen gerade willkommen sein dürfte, die jetzt am lautesten nach einer solchen schrei'n? Ob sie, wenn es zu „großen Thaten“ kommt, nicht die „Zersplitterung“ in kleine ohnmächtige Regierungen wieder zurück wünschen werden, weil eben diese Ohnmacht ihnen freieren Spielraum zu revolutionairen Umtrieben gestattete? das ist eine andere Frage! —

Von denen, die sich treue Preußen nennen dürfen, steht durch gegenwärtige Vielköpfigkeit sich Keiner verhindert, ein Deutscher zu sein oder zu werden, wie Arndt's Hymnus ihn haben will. Und richte endlich der unbedingte Gegner jener Staatseinrichtungen seinen Weg, nach welchem der kleinen Ländchen er wolle! . . . In allen, auch in den allerkleinsten, wird er eine Bildung, eine Theilnahme für Besseres, eine Anmuth der Geselligkeit, eine Gastfreundschaft deutscher Gattung finden, welche wahrscheinlich in diesem Grade nicht vorhanden wären, hätte nicht eben das Walten kleiner Residenzen neben manchem unvermeidlichen Uebelstande auch so viel Gutes hervorgerufen und befestiget. Es war merkwürdig genug; und wer in den Tagen der Anarchie durch verschiedene deutsche Fürstenthümer zu reisen genöthigt

war, konnte aller Ecken und Enden dasselbe wahrnehmen: neben der hirnlosesten, sich selbst überstürzenden Neuerungswuth und Hier nach allgemeinen leeren Begriffen und Zuständen — den peinlichsten Conservatismus für die nächsten heimischen Verhältnisse! Haß, Neid, Verleumdung gegen die Fürstenhäuser; — daneben ängstlich-kleinstädtische Besorgniß für Bewahrung tausend wichtiger Vortheile, die an jene Häuser sich knüpfen. Heute: wildes Geschrei nach Abschaffung des Adels, der Todesstrafe, der Orden, nach Beschränkung des Besitzes, Verminderung der Civilliste, verbunden mit drohendem Geheule „was ist des Deutschen Vaterland,“ — „Schleswig-Holstein meerumschlungen,“ — „Heckerlied,“ nebst obligater Rakeymusik! — Morgen: lange Gesichter bei dem Gerüchte, der Hof stehe im Begriffe, das Ländchen für immer zu verlassen, und der Fürst sei Willens zu abdiciren, wenn es so fortgehe. Da erwachte auf einmal der bis dahin verhöhnnte, geringgeschätzte, eigenthümliche, locale Patriotismus. Nicht allein Eigennuß und Selbsterhaltungstrieb; nein, auch wirkliche angestammte Treue und Anhänglichkeit riefen zornig aus: Was? * * * * ich sollen wir werden? Gott behüte, * * * ich will ich bleiben, wie mein Vater seeliger!

Und das ist deutsch, Ihr Herren Gleichmacher.

Ob es löblich sei oder nicht? Darüber wag ich nur in meinem Herzen mit mir zu verhandeln, und mit Euch am Wenigsten möcht' ich mich auf einen Streit darüber einlassen. Daß es aber deutsch ist; daß in dieser be-

schränkten, leicht zu bespöttelnden, dennoch liebenswürdigen Pietät das eigenthümlich-deutsche Wesen besteht; daß daraus, wie aus engbegrenzter Schale einer unscheinbaren Frucht jene ehrfürchtgebietenden Bäume empor gewachsen sind, die den heiligen Eichenhain deutscher Treue bilden, und in deren Schatten deutsches Gemüth waltet; diese Ueberzeugung wird kein Spott aus mir heraus spotten.

Darin sind wir gerade Deutsche, daß wir es sein können und dürfen, ohne daß wir deshalb aufhören müßten, Oldenburger, Mecklenburger, Hamburger, Lübecker, Bremer, Weimaraner, Hannoveraner, Baiern, Oesterreicher, Sachsen, Preußen zu sein. Daß wir Deutsche bleiben wollen in Geist, Seele, Gemüth; daß wir aber auch die Farben tragen, unter denen wir aufwuchsen; die Farben, mit denen die Vorzeit in Glimpf und Schimpf, in Krieg und Frieden, in Schmach und Ehren, in Leben und Tod unserer nächsten Heimath Hallen bekleidete. Wie diese gemischten Farben vereinigt einen ruhmkündenden Regenbogen über Gottes grüne Erde zu spannen vermögen, haben wir Alten miterlebt, als wir in den Jahren Dreizehn, Vierzehn, Fünfzehn unsere Kugelbüchsen auf die Schulter hingen. Und wollen wir jene Periode die Glanzperiode äußerer deutscher Einheit nennen und rühmen, so dürfen wir dabei immer nicht vergessen, daß der vereinigten Deutschen Mehrzahl darauf ausging, ihre Specialitäten möglichst unangefochten aus dem Kriege zu retten und sie nach dem Siege wieder hübsch zu son-

bern. Dürfen auch nicht vergessen, daß in Tagen traurigster Entzweiung Deutsche, vom französischen Welt herrscher angeführt (!), gegen Deutsche wütheten, wovon heute noch in schmerzhafter Erinnerung alte Narben nachbluten; daß aber, bei U' Dem, in jener schmähslich-jammer vollen Zeit unser inneres Deutschland in seiner geistigen Bedeutung, in seiner eingeborenen Treue gar herrlich blühte.

Haben wir preußische Jünglinge und Knaben minder geglüht für den Dichter unserer Jugend? Haben wir Schiller minder angebetet, weil seine Landsleute unsere Bauern gemißhandelt? Wir haßten die Bundesgenossen des Feindes als Feinde und lernten ihres Landmannes Verse auswendig. Deutschland lebte fort in uns. Deutschland lebte in den Wiener Bürgern, die vor des französischen Gesandten Hôtel ihren Kaiser leben ließen; die für ihn zum Kampfe sich rüsteten. Deutschland lebte in Fichte, Schleiermacher, Steffens, Heinrich von Kleist, Max von Schenkendorf u. A., die, von lauernden Spionen umgeben, des ewigen Reiches Dauer verkündigten. Dies Deutschland kann nicht untergehen, so lange Recht und Gesetz walten. Deutschland müßte untergehen, wenn Empörung mit roher Willkür Gesetz und Recht unter ihre Füße träte und aus vielen Monarchieen ein Durcheinander machte, in welchem Dreißig-Tausend herrschen würden, statt Dreißig; und wo dann zärtliche Nachbarn aus Osten und Westen leichtes Spiel fänden, ein Jeder sich

seinen Fesseln abzureißen. Dann wäre die schwarze Stunde gekommen, vergeblich suchend zu jammern: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Und die Antwort müßte lauten: „Der Anderen Beute!“

Jetzt dürfen wir noch mit Arndt singen: „Das ganze Deutschland soll es sein!“

Ja, das ganze Deutschland!

Ein ganzes Deutschland giebt es für Jeden, der deutsches Wissen ehrt, deutsche Sprache liebt und übt. Es reicht, so weit jene reichen, wirken, bilden, binden.

So lautete der Vortrag, den ich vor fünf Jahren im Musiksaale der Breslauer Universität hielt, und der mir heftige Anklagen verschiedener, auch wohlwollend gesinnter Berichterstatter in öffentlichen Blättern zuzog. Ich konnte mich darüber mit gutem Gewissen beruhigen; denn, eben so innig wie ich stets durchdrungen gewesen bin von der Ueberzeugung, daß aus einem geistig-einigen Deutschland zu rechter Zeit sich auch ein politisch-einiges entwickeln und der Welt künftig einmal denselben Respect vor irdischer Gewalt einflößen müsse, den jenes ihr bisher durch geistige Gewalt eingeffößt; — eben so sicher habe ich dem Glauben gelebt, daß ein solches Deutschland nur von demjenigen Staate ausgehen könne, der ja längst in Pflege der Wissenschaft, der Kunst, in musterhafter Verwaltung allen übrigen als nachahmungswürdiges Beispiel vorleuchtet.

Ja, ich hielt die Meinung fest und habe sie immer

und überall rücksichtslos und laut verfochten, daß nur von Preußens Herrscher, energisch und consequent geleitet, nicht aber angeregt vom confusen Durcheinandergeschrei unklarer Idealisten oder gar eigensüchtiger Aufrührer, dieses große Unternehmen begonnen werden dürfe. Jede Ueberstürzung durch willkürlich-gewaltsamen Fortschritt, mit anderen Worten „durch Empörung der Masse,“ hab' ich gefürchtet; denn „gut Ding will Weile haben.“ Und damals schon, als mich die Deutschland-Einigkeits-Schwäger wegen meiner, der „Zeitströmung entgegenstrebenden“ Gesinnungen verkehrten; damals schon, als nicht nur Gegner, sondern sogar werthe Freunde mich verhöhnten wegen meiner Schwärmerei für Preußen und dessen Regierung, hab' ich gesungen und drucken lassen*):

Ich bin ein Preuße, steht in manchem Haupte,
Als Wahlspruch für des geist'gen Lebens Macht;
Und wer an Preußens große Sendung
glaubte,
Der schwankte nie; auch nicht in tieffter Nacht.
Wir wollen Deutsche bleiben!
Doch laßt's uns niederschreiben
Mit schwarzer Schrift in reines, weißes Feld,
Denn Preußen ward zu Deutschlands
Hort bestellt.

*) Siehe: Gedichte, fünfte Auflage, pag. 604.

Ich bin ein Preuße, steht auf unsern Fahnen.
Bei Fehrbellin, bei Rosßbach, Waterloo
Schwang sie die Hand viel ruhmgekrönter Ahnen.
Der Enkel schwing' am Tag' der Schlacht sie so!
Sei's, daß der Meid uns grolle,
Und komme, was da wolle!
Wir halten fest, wir stimmen sterbend ein:
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein.

Diesen Glauben hab' ich aufrecht gehalten, als Kleingläubige, von Ungläubigen und Uebelgesinnten eingeschüchtert, in die allzuverbreiteten, oft boshaften Verdächtigungen einstimmt, die ringsumher durch Schrift und Rede hervorgerufen wurden; hab' es nicht nur für ein unbestreitbares Recht, sondern auch für die heiligste Pflicht Preußens gehalten, sich „den Großmächtskizel“ nicht vertreiben zu lassen; habe manchen Strauß bestanden; bin keinem aus dem Wege gegangen. Dessen darf ich mich heute rühmen, wo gar Viele die schwarz-weiße Fahne schwingen, die vor einigen Jahren über Alles schimpften, an Allem zu mäckeln wußten und Menschen meiner Art für bornirte Reactionaire auschreien.

Nach der Schlacht bei Sabowa thaten sie freilich, wie wenn sie niemals abgefallen wären. — — —

Mit unserm Arndt hat dieser Aufsatz begonnen; mit ihm soll dieses Buch schließen; mit der Strophe, die er nicht gar lange vor seinem Tode mir als Gedächtnißblatt sandte:

„Vom Norden weht der Hauch des Lebens
Durch unser heil'ges, deutsches Land,
Und jeder Zug des kühnsten Strebens
War stets vom Nord zum Süd gewandt.
Die Weltgeschichte hat Magneten,
Die dreht kein Zank des Tages um;
Nordmänner, wagt es vorzutreten,
Und macht die kleinen Kläffer stumm!“

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Nicolo Paganini	1
Das Kinderspital in Prag	17
So entstehen Gerüchte	35
Pius Alexander Wolff	43
Auch eine Längerin	66
Louise Neumann	73
Clara Schumann	82
Eine wahre Geschichte	85
Das Schillerjubiläum	102
Jean Paul	119
Graf Anton Alexander Auersperg	127
Rede zum dritten August 1863	138
Dr. Johann Kunze	142
Die Freuden der Armuth	151
Was ist des Deutschen Vaterland?	249

Druck von Robert Rischowsky in Breslau.

DI OC 31 38



